

Gutzkow's
Gesammelte Werke





Gesammelte Werke

von

Karl Buřkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Vierter Band.

Kleine Romane und Erzählungen. III.



Wena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

LG
G 9855

Kleine

Romane und Erzählungen.

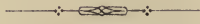
Dritter Theil:

¹⁸³² Der Sadducäer von Amsterdam. — ^{1839 p. 59} Schauspieler vom
 Hamburger Berge. — ^{p. 81} Die Königin der Nacht. — ¹⁸⁵⁴ Jean
^{p. 103} Jacques. — ^{1834 p. 149} Arabella. — ^{1832 p. 165} Der Prinz von Madagaskar.
 — ^{1834 p. 221} Vergangene Tage. — ¹⁸³⁹ Novellistische Skizzen.
 (*Wally, die Zwölfbein*)

Von

Karl G u t k o w.

30994



Vena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(1832.)



Glückliche Juden, die Ihr einst zwischen Hollands Poldern und Deichen Euer Asyl suchtet! Habt Ihr irgendwo in der Fremde Euer Passahlamm in solcher Ruhe genossen und zu den Laubhütten so viel Zweige von den Bäumen brechen dürfen, als an dem Meerbusen? So lustig rauchten nirgends Eure Schornsteine bei der Paraskewe am Vorabende des Sabbath's; so reich verbrämte Talare durften die Männer, so schwere goldene Ketten und Ohrgehänge Eure Frauen nur in Amsterdam tragen! Die Holländer fürchteten sich weder vor Eurem Gelde, noch vor Euren Bärten, noch vor Euren schönen Töchtern, noch vor Jehova, der sich prächtige Tempel in ihrem Lande bauen lassen durfte und mit Wachskerzen, allerlei unartikulirten Tönen, ja selbst mit recht unduldsamen, keizersüchtigen und orthodoxen Priestern und Leviten verehrt wurde!

Es war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in einer der Straßen, die von dem großen Kai zu Amsterdam auslaufen, in einem stattlichen Hause, das sich vor Niemand versteckte, aber schon spät, bei eingebrochener Nacht, daß vielleicht die sorgsamste und ehrwürdigste der jüdischen Mütter mit dreien von ihren Söhnen zusammensaß. Welch eine prachtvolle Umgebung! Welche sonderbare Verbindung des orientalischen und holländischen Geschmacks! In Vorhängen, Sophas, Rauchpfannen der weitfaltige, elastische, sinnliche Orientalismus, in allem übrigen Zubehör eines großartigen Gesellschaftszimmers die nette, barocke, chinesische Eleganz des Holländers! Frau Esther aber wechselte mit ihren

Söhnen jene zärtlichen, sorglichen Reden und Blicke, welche nirgends so treu gemeint sind und wie vom beklommenen Herzen kommen, als im Schooß einer Judenfamilie. Sie ist vielleicht egoistisch, kalt gegen Andere, die Familienzärtlichkeit der Juden, aber sie ist voll Hingebung und Aufopferung für die Ihrigen.

Sie waren Alle erst vor Kurzem aus Portugal eingewandert. Eliezer schrieb, das Haupt auf den linken Arm gestützt, in die alte Heimath und rückte sich die Kerzen auf dem Tische immer näher; Joel wog portugiesische Münzen mit einer kleinen Goldwage und trug den Betrag sorgfältig in ein Buch ein, worin er dann das Gewicht, in holländischen Münzen ausgesprochen, berechnete; Ruben, der jüngste, ein etwa zwölfjähriger Knabe mit glänzenden Augen, sang lustige Lieder von den Nebenufern des Tajo; Esther aber neigte sich zu Jedem, blickte bald in Eliezer's Brief, lauschte bald auf das Zünglein in Joel's Goldwage, bald strich sie Rubens lockiges Haar und küßte den treuen Mund, der so schöne Weisen nicht vergessen hatte. Das ist die Mutter des Hebräers, sie will jedem ihrer Söhne das ganze Glück, die längsten Jahre, die schönste Braut und die reizendsten Kinder schenken; sie ist mit Einer Liebe immer ungerecht gegen die Anderen, und liebt sie doch Alle.

Nun aber Eliezer seinen Brief und Joel seine Goldwage zusammenschlug, fühlte Esther, wie ihr gleichsam zwei Sorgen vom Herzen fielen, und schnell (anders konnte sie nicht leben) griff sie nach einer neuen. Ach! sie lag ihr nicht fern. Esther seufzte und ihre Söhne verstanden sie, so daß selbst Ruben schwieg und die Hand seiner Mutter küßte. Lange blickten sie stumm vor sich hin, bis es der Älteste wagte, der Mutter die Last einer schmerzlichen Frage vom Herzen zu nehmen und leise vor sich hinsprach: „Wird Uriel diese Nacht wieder ausbleiben?“ Uriel war von Esther's vier Söhnen der dritte. Sie warf sich unmutig auf ihren Sessel, dann ermannte sie sich und fragte Eliezer, ob er nirgends von Uriel eine Spur gefunden? „Ich sprach Jochai, unsern Vetter,“ antwortete Eliezer; „er traf ihn einige Stunden von Amsterdam in einer besseren Stimmung als sonst, sogar mit dem Entschlusse,

bald in die Stadt zurückzukehren.“ Esther traute diesen Worten nicht; denn sie selbst hätte sich nicht gescheut, die Unwahrheit zu reden, wenn sie damit den Jhrigen etwas Liebes zu erweisen mußte. Sie hielt abwehrend die Hand gegen Eliezer und sprach: „Täusche mich nicht, Lieber; ich weiß es, daß er die Seinen flieht, weil seine Liebe zu Jehova täglich mehr erkaltet. O, was hoffte ich von diesem Sohn! Aufgezogen ist er in allen Wissenschaften, welche der menschliche Geist nur erdenken kann; jedes Beispiel übertraf sein Wandel, er erreichte früh, was Andere erst durch den Verlust ihrer besten Jahre erkauften; er hat den Muth gehabt, uns Alle dem Glauben unserer Väter wieder zurückzugeben, nachdem wir gezwungen gewesen waren, ihn abzuschwören, und jetzt wendet sich bei ihm Alles wieder, den alten Irrthümern zu, seine Tugend setzt Kost an, sein Herz ist verstockt, er verläßt seine Mutter und seine Brüder. Wo wird er wandeln? In den Beichtstühlen der Christen, in ihren Tempeln, bei ihren Priestern wird er sich Belehrung holen und unser Leben wird er elend machen.“

Joel wollte seinen Bruder in Schutz nehmen und die Mutter trösten. „Wie Du Uriel nur so kränken magst!“ sagte er; „denn Dein Verdacht ist ohne Grund. Er hängt an uns mit ganzer Seele und achtet seinen Glauben hoch. Aber verstimmt ist er; was hat er um unsertwillen nicht Alles aufgeben müssen! Es ist ein gelehrter Mann, der es schmerzlich erträgt, daß er mit so vielen Irrthümern zu kämpfen hat, die in den Wissenschaften verbreitet sind.“ — „Ja,“ setzte Eliezer hinzu, „er war von je ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts. Er möchte die Welt glücklich machen und alle menschlichen Wesen verhindern, daß sie sich selbst durch Verbrechen im Lichte stehen. Das treibt ihn hinaus in die Einsamkeit, wo ihn die Berührung unsers eigennützigen Kennens und Treibens nicht stört. Wir wollen darum nicht übel von ihm denken.“

Esther winkte zweifelnd und sprach: „Wäre es so! Doch wißt Ihr ja, was die Weisen in der Synagoge von ihm denken. Er vermeidet ihren Umgang, und wann er einen

trifft, so disputirt er. Der alte Ben Akiba Rabbi sagte mir wol, daß schon ein langes Verzeichniß aller der Irrthümer, die er im öffentlichen Gespräch geäußert, aufgesetzt sei, und ihm bei fernerm Verharren dabei ein schreckliches Schicksal bevorstünde. Ja, ist es nicht erwiesen, daß er zweien Christenmännern, welche gesonnen waren, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren, von ihrem Vorhaben abgerathen hat? Kann es ein deutlicheres Zeichen geben, daß er selbst seinen Schritt bereut?“

„O leg' ihm das besser aus!“ bat der zweite Bruder; „wie sehr auch jene Abmahnung mit seiner eigenen Handlungsweise im Widerspruche zu stehen scheint, so bescheide ich mich doch, daß ich zu schwach bin, seine Absichten zu fassen. Wir sind Alle nicht im Stande, uns in den Zustand seiner Seele zu versetzen. Er ist uns an Geist, Kenntnissen, ja selbst an Erfahrung in jedem Stück überlegen.“ — „Auch mag seine Liebe zu Judith Manasse,“ fiel Eliezer ein, „dazu beitragen, seine Gedanken etwas in Unordnung zu bringen. Da aber seine Bewerbungen, wie ich höre, günstig ausfallen, so kann es nicht fehlen, daß er bald in seine gewohnte Stimmung zurückkehrt.“

Hier richtete sich Esther langsam auf und sah ihre Söhne mit durchbohrenden, fast gespenstischen Blicken an. „Judith Manasse?“ sagte sie feierlich; „ich schwöre Euch bei dem ewigen Gott, die wird ihn zu Grunde richten. Die Launen dieses sonderbaren Mädchens können Uriel's Phantasie wol eine Zeitlang beschäftigen, aber er wird ihres Wesens bald müde werden und wie ein Verzweifelter untergehen; dann reißt er mich und Euch und seine Schwester in's Grab nach; der große Gott, der jede Nacht zu mir im Traume spricht, ließ mich dies schon Alles deutlich voraussehen. Ich träumte, Ihr waret noch Alle sehr jung und ich führte Euch hinaus in die Berge von Porto. Wie wir da so einsam waren, erhellte sich plötzlich die Gegend, und ein wunderbares Schloß stand vor uns, in Sonnennebel eingehüllt, und drinnen wie von tausend Sonnen erleuchtet. An dem Thor aber ließ sich eine herrliche Frau in himmelblauem Kleide blicken, die rief Euch mit schmeichelnden Worten zu, bei ihr einzutreten. Aber nur

Uriel verstand, was sie sprach. Er eilte zu ihr hin und sie schloß ihn in ihren Arm. Doch nun währte es nicht lange, so hörte ich aus dem Schloß ein klägliches Wehklagen; es war Uriel's Stimme, der bald auf der höchsten Zinne erschien und flehend, wie im letzten Todekampf, seine Hände nach uns ausstreckte. Er rief: Mutter, Joel, Eliezer, Ruben! der doch damals noch nicht geboren war. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen, aber im Augenblick verschwand das Schloß und ich hörte nichts mehr als sein Rufen, das immer herzzersehrender wurde. In meiner fürchterlichen Angst lief ich der Stimme nach, aber ich sah nichts, bis es Nacht wurde und ein jäher Abgrund mir und Euch das Leben nahm."

Noch hatte sich Esther von der Aufregung, in die sie die Erzählung dieses Traums versetzte, nicht erholt, die Brüder blickten mit Schrecken in das Antlitz ihrer todesbleichen Mutter, als sich die Thür öffnete und Uriel hereintrat. Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom kräftigsten und ebenmäßigsten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte beschattet, die Miene ernst, verschlossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel überrascht, aber das Auge matt, in sich zurückgezogen. Das phantastische, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem Benehmen angeboren schien. Uriel wußte nicht, was seinem Eintreten unmittelbar vorangegangen war; aber die aufgeregte Stimmung, in der er seine Familie antraf, war ihm willkommener, als hätte man sich ihm mit ruhiger Erwartung oder gar mit vorbereiteten Fragen genähert. Die Spannung war ihm lieb, denn sie gab ihm ein Recht, sich still auf einen Sitz zu begeben, den das Licht nicht erhellte, seinen weiten Mantel um sich zu schlagen, und ohne Gruß oder Dankagung auf einen, der ihm geboten wurde, in seinem dumpfen Brüten fortzufahren.

Ruben näherte sich ihm zuerst und zerrte gleichsam kindisch an dem Riegel, der sein Benehmen verschloß. Die Uebrigen suchten durch Töne, die sie absichtlich, dies oder jenes im Zimmer verschiebend, hervorbrachten, die ängstliche Stille zu unterbrechen, denn sie litten sichtlich an dieser Pein der Ungewißheit, ob sie gleich nicht wagten, sich geradezu an die

Ursache ihres Kummers zu wenden. Uriel, der ein so feines Ohr hatte, daß er die Pulse in seiner Familie klopfen hörte, war unfähig, seine Verstimmung bis zur Grausamkeit zu steigern. Er richtete sich auf, legte seinen Mantel ab, lüftete seine Kleider und nahm eine so freundliche Miene an, daß er Vieles dafür gegeben hätte, wäre ihm diese natürlich gewesen. „Ihr wart vielleicht meinetwegen in Sorge,“ begann er. „Es ist wahr, ich sollte nicht so lange ausbleiben; aber Ihr wißt, wie sehr ich es liebe, mich auf einsamen Wanderungen mit meiner Seele zu beschäftigen.“ Er näherte sich dem Tische und verschmähte die Erfrischungen an Obst und Süßfrüchten nicht, die ihm die Mutter bot. „Ihr solltet Euch nicht so abhängig von mir machen,“ fuhr er fort; „denn ich bin ein mürrischer Mann und nicht dazu geschaffen, Jemand glücklich zu machen. Ich sollte nur ein Geschäft haben, dann würden meine religiösen Händel Eure Aufmerksamkeit nicht so erregen. Was kümmern Euch diese Streitigkeiten, die neben Euren und meinen Schicksalen nur so nebenher laufen und Niemanden von uns in den Weg treten können? Auch habe ich mich entschlossen, alle diese Zwistigkeiten von mir zu weisen. Ich will sehen, ob es mir nicht gelingt, selbst meinen Geist von einer Unruhe, welche völlig fruchtlos ist, zu befreien. Warum beraube ich mich des Glücks, in ruhiger, ungestörter Gemeinschaft Eurer Freuden zu leben? Ich ritze mir selbst die Seele wund und mache, daß alle meine Geistes-thätigkeiten in fortwährendem Fieber liegen. Ja, ich gestehe Euch, daß ich oft nicht weiß, ob ich mich meines Unglücks nicht eher zu schämen, als zu trösten habe.“

Einen Augenblick hielt der Leidende inne in diesen Geständnissen und genoß vielleicht selbst die seligen Gefühle, welche er damit bei den Seinigen hervorrief. Dann fuhr er fort: „Ich weiß wol, daß die menschliche Seele niemals ihren Mittelpunkt finden kann, außer in Gott, und daß sie, so oft sie von selbst einen solchen gefunden zu haben glaubt, von Gott immer am entferntesten ist. Ich fühle es, wie nahe ich dem Tode bin, und gerade, wenn ich glaube, das Leben ergründet zu haben. Meine Unruhe hat keinen Grund oder ich muß gestehen, daß es meine Schwäche ist, die mich martert.“

Wie oft schuf ich dem Schöpfer schon seine Welt nach, und wie oft riß ich sie wieder ein, um sie auf's Neue zu bauen! Das scheint mir jetzt der Fluch jener abgefallenen Geister zu sein, welche in ihrem noch seligen Zustand beauftragt waren, dem Herrn bei der Welterschöpfung zur Hand zu sein. Sie wandten sich von dem Meister ab, und nun quält sie das brennende Verlangen, ihm es nachzuthun. Das Ansammeln von Gedanken, von denen sich einer aus dem andern spinnt, ist überhaupt mehr eine Versuchung, als eine Benützung göttlicher Kräfte; denn es ist mir noch nie geworden, Freude an dem Gewonnenen zu finden, es sei denn, daß ich gerade Jenes bestätigt fand, was ich mit meinen Gedanken zertrümmern wollte. Ich fühle, wie wol es thut, in Eurem Kreise zu leben."

Uriel setzte sich heiter in den Kreis der Seinen, und beobachtete lächelnd, wie die Mutter, die ihre freudige Beruhigung gern noch hinter einem kleinen Einwurfe versteckt hätte, durch einen ernsten, gleichsam unwilligen Blick von seinen Brüdern in die Schranken gewiesen wurde. Unter vertraulichem Gespräch zog sich der Abend diesmal bis nahe an die Schwelle der Mitternacht.

Raum graute der Morgen, als sich Uriel schon von seinem Lager erhob. Er fand im Hofe seinen Diener damit beschäftigt, sein Pferd anzuschirren, schwang sich dann auf und ritt durch die noch stillen Straßen von Amsterdam. Obgleich die Stimmung des gestrigen Abends noch einige Töne in seinem Innern nachklingen ließ, so konnte er doch nicht umhin, da er bei der Judensynagoge vorüberritt, gleichsam wie zum Morgensegen einige Verwünschungen gegen sie auszustößen. „Was dürfte dem Himmel angenehmer sein!“ setzte er hinzu und spornte sein Pferd, damit es diesem verhaßten Bereiche entkam. Dem Thore sich nähernd, hielt er öfters an und warf in die hier auslaufenden Straßen spähende Blicke, als ob er Jemandes wartete. Doch wie er das Thor erblickte, sah er, daß sein Vetter Ben Jochai sich schon früher zu ihrem Stellbuchein eingefunden hätte. Ben Jochai war jünger als Uriel, kleiner von Wuchs, die Gesichtszüge waren zusammengedrängter und orientalischer, in seinem ganzen

Wesen lag viel freiwillige Unterwerfung, vielleicht mehr, als hinreichend war, um Vertrauen zu erwecken. Er verneigte sich tief gegen Uriel und nahm die ihm dargebotene Rechte mehr als eine unerwartete Herablassung an, denn als die freundschaftliche Begrüßung eines Gleichgestellten, geschweige eines Verwandten. Uriel, dreisten und unverschlossenen Sinnes, verwies ihm, indem sie forttritten, diese seine Zögerung und nannte sie Mangel an Zuverlässigkeit. Aber Jochai lächelte bescheiden und sagte: „Theurer Vetter, es ist eine zu kurze Zeit, daß mir vergönnt ist, in Deiner Nähe zu sein. Du warst schon lange in Holland, ohne daß ich mehr von Dir erringen konnte, als die ausdruckslose Begrüßung eines Verwandten, der älter und weiser ist als ich. Jetzt haben Dir aber günstigere Verhältnisse mein brennendes Verlangen, von Dir Freund genannt zu werden, erst seit Kurzem verrathen, und ich fühle, daß es, wie sehr ich Dich liebe, doch immer noch eine Scheidewand giebt, welche mich, wenn auch nicht von Deinem Herzen, doch von Deinem Geiste, Deinen hohen Einsichten und Tugenden trennt.“

Uriel entgegnete: „Das gelte nicht, lieber Vetter! Du hast mich Dir verpflichtet durch Aufopferung und durch Unterstützung in meinen theuersten Plänen, und ich weiß, was ich Dir Alles dafür zu geben schuldig bin. Diesen Morgen habe ich dazu erwählt, Dich in meine Verhältnisse, die Dir zum Theil noch unbekannt sein müssen, tiefer blicken zu lassen. Sieh, die Sonne ringt sich drüben aus den Nebeln los. Sei dies ein Zeichen, daß nur reine, lichte Wahrheit über meine Zunge kommen soll.“ Uriel ließ die Zügel seines Pferdes tiefer gleiten und begann folgende Mittheilung: „Vor allen Dingen höre das Wichtigste, lieber Vetter: ich bin ursprünglich im Christenthum geboren, erzogen und habe länger als zwanzig Jahre darin gelebt. Mein Vater Acosta, ein Jude, veränderte seinen Glauben, ich weiß nicht, ob dazu gezwungen, oder durch Vorspiegelung solcher Ehren, wie sie ihm später wirklich zu Theil wurden. Er kam in genaue Berührung mit dem Hofe von Portugal und wurde sogar in den Ritterstand erhoben. Seine großen Reichthümer mögen hierzu die meiste Ursache gegeben haben. Ich war gleichsam dazu bestimmt,

die gute christliche Ueberzeugung meiner Eltern recht an's Licht zu stellen; denn ich sollte mich, wenn auch nicht dem geistlichen Stande, doch einer verwandten christlichen Wissenschaft, hauptsächlich dem canonischen Rechte, widmen. Mein angeborener Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten kam dieser Bestimmung zu Hülfe; ich saß Tag und Nacht über den Schriften, in welchen das Christenthum gelehrt wird, und war diesem Glauben so hingegeben, daß ich ihm selbst da noch treu blieb, als mein Vater starb und sich in meiner Familie die Sehnsucht nach ihrer alten gewohnten Weise, oder wie sie es nannte, das Gewissen regte. Ich betrieb das Rechtsstudium mit regem Eifer und wurde in meinem zwei- undzwanzigsten Jahre der Hauptkirche von Porto als Schatzmeister beigezellt. Doch bald ließen die näheren Berührungen mit den Wortführern der christlichen Lehre meine Liebe für sie erkalten, und wie ich denn immer so schwach bin, die Wahrheit einer Sache mit der Lüge ihrer Vertheidiger zu verwechseln, so entschloß ich mich, zu dem Glauben meiner Vorväter zurückzukehren."

Ben Jochai richtete, vielleicht unwillkürlich, bei dieser Stelle einen scharfen Blick auf Uriel, den dieser sogleich verstand und fortfuhr: „Du wunderst Dich, lieber Vetter, daß ich meinen Entschluß, zum Geseß zurückzukehren, durch meine Schwäche herunterzusetzen scheine. Doch wollte ich nur sagen, daß sie mir den ersten Anstoß gab, am Christenthum zu zweifeln. Wie sehr ich mich mit Jesus, dem größten Juden aller Zeiten, befreundet hatte, so sah ich doch bald ein, daß es niemals in der Absicht desselben hatte liegen können, den Dienst Jehova's, den er seinen Vater nannte, zu stürzen und dafür seinen eigenen aufzubauen. Ich überzeugte mich, daß die Schriften des neuen Testaments mit Unrecht zu der Ehre gekommen sind, die Grundlage eines neuen Glaubens sein zu sollen, sondern daß sie für nichts mehr oder weniger gehalten werden dürfen, als für eine Erscheinung des ersten Anstoßes, den Jesus gab, und welcher somit für die Erforschung der Wahrheit nichts weiter besagt, als die Entdeckungen eines Pythagoras, Moses und Sokrates."

„So schloß ich weiter,“ fuhr Uriel fort, „und riß zu-

vörderst das historische Gewand von der Christuslehre; denn niemals wird dem die Wahrheit sichtbar werden, welcher sich über die Begünstigung, die der Irrthum so oft von der Zeit, dem Orte, von weltlicher Macht, von dem Zeugnisse darauf gebauter Einrichtungen empfängt, nicht gänzlich hinwegsetzen kann. O wie frei athmete ich damals auf, wie schien mir plötzlich Alles eine andere Gestalt angenommen zu haben! Wie erhaben fühlte ich mich, seit ich den Muth gehabt hatte, dies ganze Gewirr von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und geistlichem Pomp, von kecker Anmaßung, die richtige Meinung zu haben, und von Verfolgung für Nichts mehr zu halten! Meine ganze Familie kehrte damals gemeinschaftlich mit mir zum jüdischen Bekenntniß zurück, und da wir nicht hoffen durften, unter diesen Umständen in Portugal gesichert zu sein, da zumal die Inquisition das erste Geschenk war, welches die spanische Herrschaft der mit ihr vereinigten portugiesischen brachte, so verließen wir die Heimath und kamen zu Euch, wo wir liebevolle Aufnahme fanden."

Uriel hielt hier inne, denn er fühlte wol, daß er sich schwierigen Geständnissen nahte. Er mußte entweder von dem so eben Zugestandenen Vieles zurücknehmen oder sich selbst einer auffallenden Unbeständigkeit anklagen. Ben Jochai strich die Mähne seines Pferdes; doch schien sich hinter dieser Unbefangenheit seine lauernde Erwartung zu verstecken. „Nun weißt Du ja, lieber Vetter,“ fuhr Uriel endlich fort, „was mir fernerhin Alles begegnet ist. Die ganze Gemeinde ist davon voll, und ich muß fürchten, daß sie in ihrem Eifer schon Partei gegen mich genommen hat. Was ließ sich natürlicher voraussehen, als die Kezerei, deren man mich beschuldigt? Ich kam bald auf den Gedanken, ob es denn, um meine Abneigung gegen das Christenthum zu beweisen, nöthig war, daß ich wieder Jude wurde? Hatte ich mich nicht von einem Symbol an das andere verkauft, von einer Ceremonie an die andere, von einem Zwange an den andern? Ach, das schnitt tief in meine Seele, denn der Trank, den ich gegen genossenes Gift an meine Lippen setzte, war eben so zerstörend, als der frühere. Es war nicht mehr Zweifel, sondern

Haß gegen das Göttliche, der mich ergriff. Ich klagte den Himmel an, daß er sich der niedrigsten, elendesten, materiellsten Stützen bediente, um in die Herzen der Menschen einzusteigen, und ich ergab mich zuletzt einer dumpfen Gleichgültigkeit, von der ich glaubte, daß sie gegen Alles schützen könnte. Ich zog mich von der Gemeinde zurück. Doch der unglückliche Wahn, in mir ein erwähltes Werkzeug der Jehovalehre gefunden zu haben, bestimmte diese, mich immer aus meinem Versteck wieder hervorzusuchen. Ich sollte die Anwaltschaft für das jüdische Gesetz übernehmen, bald in Schriften, bald in öffentlichen Disputationen, auch bei Christen, die sich dem Judenthum zuwenden wollten. Mein Herz ist der Lüge Feind, ich schwieg, wenn meine Gegner die Rabbinische Tradition angriffen, ich erklärte sogar, niemals eine Moral des Eigennutzes vertheidigen zu können. Der Bruch mit der Synagoge wurde immer sichtlicher. Man brach in meine Wohnung, raubte die Papiere, welchen ich meine zitternden, schüchternen Gedanken anzuvertrauen wage, Gedanken, die ich nicht aufzeichnen würde, wenn ich sie schon für ausgemachte Wahrheiten hielte; man übergab sie dem Arzte de Silva, meinem ehemaligen Freunde, der entschlossen sein soll, sie durch eine öffentliche Schrift zu widerlegen. So werde ich, ohne es zu wollen, in einen harten Kampf verwickelt, den ich nicht bestehen kann, weil ich ohne alle Rüstung bin. Denn wenn Du mich fragst, welches mein Ziel, mein Letztes, das ich trotz aller Martern lasse, sei, so bricht mein Leid in die Klage aus, die im Raum und in der Zeit Alles um mich her stöhnt, und die mich unaussprechlicher verzehrt, als die Widerwärtigkeiten mit der Synagoge. Es läßt sich nichts unwiderruflich festsetzen: ich weiß nichts, lieber Vetter.“

Ben Jochai war offenbar in Verlegenheit gerathen; man wird es immer, wenn die Aufrichtigkeit eines Helden plötzlich in jene Nüchternheit übergeht, welche Zuspruch zu verlangen scheint, und den man doch nicht zu geben wagt. Noch dazu war er darauf vorbereitet, daß sein Vetter in das Lob des Christenthums ausbrechen würde; ja er glaubte nach einigen Augenblicken, sich doch nicht in seiner Rechnung betrogen zu haben, und wandte sich zu Uriel: „Unter solchen Umständen

muß natürlich Deine alte Liebe zum Christenglauben wieder in Dir erwacht sein, und ich glaube, Du würdest glücklich werden, wenn Du einzig der Eingebung Deiner Neigung und Deinem Muth, den ich nicht in Abrede stelle, nachgäbest."

Doch Uriel winkte mit der Hand, und ohne zu ahnen, daß sein Vetter wie im Tone des Versuchers zu ihm gesprochen hatte, flüsterte er heimlich, als wenn er sich des Bekenntnisses schämte, aber doch mit ganzer Seele: „Ich hasse die Christen!“ gab seinem Thiere die Sporen, und schien eine weite Strecke lang nur mit dem schnellen Hufe seines Rosses beschäftigt zu sein.

Doch jetzt entfernten sich die Reiter von der großen Landstraße und bogen in einen Seitenweg ein, der sie ihrem Ziele näher führen mußte. Vielleicht kam Uriel dadurch in eine ruhigere Gedankenverbindung und hätte gern das Unvermeidliche fallen lassen; doch Jochai hatte die Pause benutzt, um eine Trostrede zusammenzusetzen, wie sie großen Situationen zuweilen nachzuhinken pflegt. „Ob schon sich nicht erwarten läßt,“ sprach er, „daß Du auf die Synagoge mit Veränderungen wirken kannst, so wird sie sich doch zuletzt entschließen müssen, Dich Deinen eigenen Weg wandeln zu lassen. Du bist schon weit berühmt in diesen Ländern, und wenn gleich der Ruhm das am leichtesten Antastbare ist, so ist der Synagoge doch nicht gegeben, Dich zu erreichen. Du wirst die glücklichsten Tage erleben, wenn erst Judith Deine Gattin ist und sie alle ihre wunderbaren Reize, die jetzt noch ihres Vaters Haus verschließt, in dem Deinigen entfalten kann.“

Diese Wendung war wirksamer, als der Anfang in Jochai's Beruhigungsworten. Uriel sah freudig auf, ritt seinem Vetter näher und sprach mit Entzücken: „Dem theuern Weibe so nahe, nimmt mir die Welt eine andere Gestalt an. Kann auch das, was häßlich ist in meinem Leben, sich nicht plötzlich zur Schönheit umwandeln, so fühle ich doch, wie geringfügig es ist, und hüte mich, Gedanken daran zu verschwenden, die ich in dem Augenblicke nur meiner Liebe entzogen glaube. Noch begreife ich nicht, Vetter, wie Du mir Deine Rechte auf Judith so ohne Schwierigkeit abtratest.“

Jochai lächelte und entgegnete: „Obgleich mich schon die

Wiege zu Judith's Verlobten machte, so gelang es mir doch in reiferen Jahren nie, mich in mein Recht einzusetzen. Ich überließ es Dir, weil ich Dich liebe und Dein Leiden um die Angebetete mir Mitleid einflößte. Ich konnte auch Judith's Verlangen nicht besser stillen, als wenn ich Dir den Paß erleichterte. Ich freue mich nun, Euch glücklich zu sehen."

Uriel reichte ihm die Hand und sagte: „Deshalb hast Du mich auch zu Deinem ewigen Schuldner gemacht. Einen treuern Boten und uneigennützigern Zwischenhändler, wie sie jede Liebe verlangt, habe ich nicht finden können. Verzeihe mir's, daß ich Dich heute zum Lohne mit so vielen trübseligen Geschichten bedacht habe!" Aber Jochai hörte nicht darauf, und wie in Vergessenheit versunken, sprach er vor sich hin: „O Judith ist schön!" Uriel fühlte, wie seine gesteigerte Sehnsucht das Echo dieser Worte wurde und lauschte entzückt, wie Jochai seinen heimlichen Ausruf mehrfach wiederholte.

Die Sonne hatte schon weit über ein Viertel ihres Halbhogens zurückgelegt, als sich die Reiter dicht in der Nähe ihres Zieles befanden. Das für die damalige Zeit im besten Style gebaute Landhaus des reichen Juden Manasse Vanderstraten schimmerte ihnen durch Boskette und Alleen entgegen; in kurzer Zeit hatten sie die Zugbrücke des Grabens, der noch ziemlich feudalistisch das moderne Schloß umgab, erreicht, und ritten in den Hof ein. Dieser so frühe Besuch war eine Ueberraschung; doch bald waren die zerstreuten Glieder des Hauses auf einem Punkte, Judith in den Armen Uriel's, der alte Vanderstraten im Handelsgespräche mit Ben Jochai. Es war eine kindische Vorbereitung, womit die beiden Liebenden die Festtage ihres Zusammenseins zu beginnen pflegten; denn als sie die Drangerie erreicht hatten, welche dicht am Hause in die hinten liegenden Gärten führte, setzten sie zuerst ihren Schmuck und die äußern Auskleidungen ihrer Schönheit zurecht: Uriel, der jede Kette, jede Haarschnur, das Stirnband, die Ohrgehänge, den Gürtel, Alles unübertrefflich und ganz angemessen fand dem dunkeln, in langen Locken fallenden Haar, der majestätischen Stirn, dem blendenden Nacken, den zahllosen Reizen, mit welchen Judith die kühnste Vorstellung von Griechenlands Liebesgöttin übertraf; sie aber,

der im Gegentheile am Geliebten nichts recht war, weder die Halskrause noch die Verschlingung der goldenen Brustkette, weder der Fall der Barettfeder, noch die Schleifen an den Schuhen, die ihr vor Allem pedantisch erschienen. Sie hatte viel an ihrem Idol zu stützen und zu ordnen, ehe sie ihn ihrer Küsse für würdig hielt. Und Uriel war glücklich in diesem Spiele, seine Augen verkleinerten sich, als wäre der Horizont seiner Seele viel zu weit für diese stille Freude, er gab sich der Arglosigkeit dieses Genusses, den sonderbaren, lebenswürdigen Einfällen Judith's, ihren Launen, ihrem kindischen, verstandlosen Schwätz, dem ganzen Wahnwitz einer so jungen Liebe hin, mit derselben schwelgerischen Entwaschung, die Ihr empfindet, wenn eine zarte Hand in Euren Haare wühlt! Warum läßt sich für die unbelauschten Genüsse der glücklichen Liebe keine Schilderung finden! Man würde Aphrodite beleidigen, lauschte man an dem Zelte des Achilles, wie Briseis ihm den Helm und Harnisch nimmt und unter Rosen und Lachen über die Schrecken der Schlacht einen Triumph des verliebten Scherzens nach dem andern feiert!

Ueberrfälle der beiden Liebenden gelangen nur, wenn sie mit List verbunden waren, und da sie zur Vorsicht keine Zeit hatten, so wurden sie oft überlistet. Sie mußten dann an den Gesprächen der Uebrigen Theil nehmen, auch an ihren Mahlzeiten, mußten Antworten auf Fragen geben, die man eifrig an sie richtete, und doch thaten sie Alles das nur mit dämmerndem Bewußtsein. Sie träumten, indem sie Vanderstratens weit hergewanderte Fasanen aßen und die herrlichsten Seefische bald ausschlugen, bald nach ihnen verlangten. Judith hielt Alles für eine widerliche Störung und fand einen Gang der Gerichte ihres Vaters mißrathener als den andern. Sie warf mit Brotkugeln nach ihren Verwandten und behauptete, sie hätten auf ihre Bärte heute nur geringe Sorgfalt verwendet. Die Weine ihres Vaters gab sie für verfälscht aus und wenn man sie mit vielen Fragen behelligte oder ihre Schönheit pries, so schrie sie auf und nannte sich das unglücklichste Wesen, das am Ufer des Meerbusens D wohnte. Kurz, sie war so lebenswürdig, daß Uriel verstummte und sie kaum anzusehen wagte, weil er befürchtete, das, was ihn

bezauberte, zu zerstören. Endlich waren sie wieder allein und wandelten mit verschlungenen Armen durch die schattigen Gänge des Parks.

Sollte ich mir einen Ort wählen, wo ich am liebsten mit der Königin meines Herzens zärtliche Zwiesprache hielte, so führte ich Euch hinaus aus den Städten in grüne Wälder und zeigte Euch jenen lachenden, weißen Schimmer, der von einer einfachen Villa durch die flüsternden Zweige fällt! Was braucht Ihr mehr, um zu wissen, daß es sich hier friedlich lebt, als jenes schlanke Reh, das ohne Scheu durch die halb geöffnete Pforte in den Hof schlüpft, während Ihr Anstand nehmt, ihm zu folgen? Höchst royalistische, aber auch höchst poetische Sitze, in die Frankreichs Heinriche ihre Dianen von Poitiers einschlossen! Die Göttin Langeweile ist die Haushofmeisterin jeder Villa, welche dazu bestimmt ist, dem Geschäftsoberladenen, dem Denker, der Sommerlust oder gar der sogenannten Freude an der schönen Natur zum Muhl zu dienen. Nur für die Liebe sind sie geschaffen, diese stillen Plätze mit ihren langen Fenstern, ihrer weitschallenden Thurmuhr, ihren Drangerieen, Springbrunnen, Teichen, Schwänen, ihren Grotten, chinesischen Tempeln, Statuen, mit all' diesen reizenden Geschmackwidrigkeiten, die aber dann nur noch, das ist die Bedingung, einem Gärtner, einem Koch und einer alten Hausmagd zugänglich sein dürfen!

Uriel war glücklich unter den Tempelchen und Grotten und Götterbildern, die des alten Vanderstraten elender Geschmack hier aufgehäuft hatte. Denn beide, Uriel und Judith, bedurften jener wasserspeienden Delphine und geschwägigen Cascaden, weil sie ihnen auf Stunden übertrugen, das zu murmeln, was sie selbst verschwiegen, sich nur in den Armen haltend und treue Blicke wechselnd. Das einförmige Rudern langweiliger Schwäne war ihnen, die sie kaum ihren Athem hörbar machten, wie der laute Flügelschlag der äußern Welt, die sie nicht mehr kannten und kennen wollten. Das Leiseste schreckte sie auf, und so heimlich sprachen sie, als ob sie fürchteten, das schweigende Laub aus seinem Schlummer zu stören.

Schon näherte sich der Abend, der Sonnenschein sprang höher hinauf in die Wipfel der Bäume, eine profaische Allee, die, indem sie die Bedürfnisse der Liebe nicht kannte, in schnurgerader, tugendhafter Linie zum Schlosse führte, brachte sie in den Kreis der versammelten Gesellschaft zurück. Ben Jochai kam ihnen mit dem unverschämten Lächeln der Vertraulichkeit entgegen, und ein gemeinschaftliches Gespräch, herumgereichte Früchte und Weine hatten sie bald an den schwachen elektrischen Faden angekettet, der die verschiedensten Personen hier zusammenhielt.

Da wurde im Hofe unerwartetes Geräusch hörbar. Ein Diener kam in den Gartensaal hereingestürzt, um die Ankunft einer sonderbaren Gesellschaft zu melden. Diese folgte ihm auf dem Fuße. Männer mit langem Talar und ungeschornem Barte, Rabbiner und, wie man mit Schrecken sah, Abgeordnete der Synagoge, traten schnellen Schrittes herein und warfen spähende Blicke auf die, welche sie hier versammelt fanden. Was konnte ihnen erwünschter kommen, als daß Uriel, nichts Gutes ahnend, aufstand und ihnen entgegen schritt? Denn ihn suchten sie:

„Wehe, wehe!“ riefen Alle eintönig, und der mit dem Worte Beauftragte fuhr mit schrecklicher Geberde und in dumpfem Tone fort: „Wehe diesem Hause, daß der pestartige Ausfluß des Fluches, den die Kirche über einen ihrer entarteten Söhne verhängen muß, sich durch seine Mauern verbreitet! Dir aber gilt der Fluch, Uriel Acosta, meineidiger Verräther an dem ewigen Gesetze des ewigen Gottes, Schützling der abgefallenen Engel und geheimes Werkzeug der gottlosen Feinde Jehova's und der Spötter! Lange genug ertrug Jehova, wie Dein lügenhafter Geist sich in immer neuen Schmähungen seines Namens überbot. Du hast kein Mittel gescheut, den göttlichen Bau des Gesetzes zu untergraben und zur Verspottung Deines Glaubens geborgt die falschen Künste und Lehrmeinungen von allen Völkern, die meisten von den Christen. Ein weiser Gelehrter, Judas de Silva, hat Deine Zweifel für gefährlich erklärt und in musterhafter Schrift nachgewiesen, daß Du mit ihnen die äußerste Strafe über Dich verhängt hast. Die Langmuth des Himmels ist

zu Ende. Wir sind mit dem Auftrage hier, Dich in die geistliche Acht zu erklären und den Fluch Gottes über Dich auszusprechen. So versenke das Gras unter Deinem Fuße und die Luft weiche hebend vor Deinem Munde zurück, wie man einen Aussätzigen flieht! Gelobt sei Gott! In den Leib des Weibes, das Dich geboren, fahre Siechthum, Deine Brüder werden Dich meiden wie böse Ansteckung, und Deine Schwester wird Dir einen Stein reichen, wenn Du vor Hunger verschmachtet. Gelobt sei Gott! Das schmutzige Thier, das wir verachten, wird Dir nachlaufen, und jedes Wasser, in dem Du Dich reinigen willst, wird sich vor Deinen Augen trüben. Gelobt sei Gott! Die Gebrechen des Alters werden Dich früh belasten, und ein sieches Leben wirst Du lange fristen, jahrelang wird der Todesengel an Deiner Kehle schnüren und Deine Gebeine werden schon in Staub zerfallen, noch ehe Du gewaschen bist. Deinen Bitten wird der Himmel sein Ohr verschließen und eher dem verzeihen, der seinen Vater erschlug, als Dir, den Gott durch der Kirche Mund verflucht hat!"

Diese Verwünschung erschütterte Uriel weniger als die Wirkung, welche sie auf die Versammelten hervorbrachte. War er bei den ersten Worten des Rabbiners noch zweifelhaft, ob er diesen unverbesserlichen Fanatismus mit der gleichgültigen Miene eines darüber Erhabenen aufnehmen sollte, verglich er noch einen Augenblick den lächerlichen, ich möchte sagen hohnlächerlichen Contrast, in welchem die Natur und die Einfachheit des Glücks, das er eben genossen, zu jener, auf so viel unnatürliche Voraussetzungen gebauten Autoritätsanmaßung stand, so erblaßte er, als er seine Umgebung auseinanderstieben sah, und hielt sich wankend an einer laubumrankten Säule fest. Noch ehe der Fluch zu Ende war, waren schon alle Uebrigen von ihm mit Entsetzen zurückgewichen; Vanderstraten riß seine hebende Tochter zu sich heran, und sie leistete keinen Widerstand; Jochai zog sich zurück, um jede Verlegenheit, in die sein Aberglaube, seine Furcht und seine Freundschaft gerathen konnten, zu vermeiden. Uriel streckte flehend die Hand aus nach Judith; aber sie war zu schwach, um die Möglichkeit, an des Verfluchten Seite

zu „verweisen“, herauszufordern; sie wies ihn mit Entsetzen zurück. Uriel stand vernichtet, alle mit Mühe zurückgedämmten Mißlichkeiten seines Lebens fielen eisenschwer auf ihn nieder, er athmete kaum und schwieg. So blieb er einen Augenblick, dann schien ihn eine plötzliche Wuth zu erfassen, er ballte die Faust, die Adern des Halses schwellen an, ein Schrei der Verzweiflung und der Drohung erstickte in seinem Munde, und mit wüthenden Geberden stürzte er fort. Er floh in den Hof, riß sein Pferd aus dem Stalle und sprengte sogar ohne Sattel davon.

Wer Uriel in der Dämmerung über die Straße stürmen sah, ohne Hut, mit fliegendem Haar auf dem schweißtriefenden Kopfe, das er unausgesetzt mit seinen Sporen stachelte, mußte ihn für einen Dämon der Fabel, einen König der Haide halten, der funkenstiebend durch seinen Zauberkreis flieht, um die Nacht zu erreichen, oder für Orestes, der den Muttermord eben vollzog und die Furien hinter sich die brennenden Fackeln schwingen hört. Bäume, Hügel, Seen glitten nebelhaft an Uriel's Blicken vorüber; er wollte nichts, als das Nichts, das Dede, die Leere, Gedankenlosigkeit, Vergessenheit.

Aber des Thieres Kräfte reichten nicht aus, es mäßigte endlich keuchend seinen Schritt und an Uriel's Ohr hörte es auf, in's Leere zu sausen. Die Dinge flohen nicht mehr, er sah, daß Alles stand und nur auf ihn wartete, ob er herankäme. Der Mond stand über ihm, die Bäume warfen lange, schweigsame Schatten, ein Stern blitzte nach dem andern am Himmel auf. Er mußte inne halten, um sich auf Alles, was geschehen war, zu besinnen. Es schien ihm, als läge eine lange Vergessenheit hinter ihm und eine alte, trübe Erfahrung, die ihn betrog, äße ihn auf's Neue. Aber verzweifelnd schlug er die Hände zusammen, als ihn die Täuschung verließ, und er wol die ungeheure Last empfand, die noch die jüngste Stunde auf ihn gewälzt hatte. Er sah den Mond, diesen alten Wächter seiner Liebe, und es war ihm, als hätte er nur Untreue erlebt, Verrath in Judith's treueglaubtem Herzen. Dann aber fiel ihm ein, warum sie floh, als er ihr stehend winkte; die öden Priester klopften an seine Seele, ihre knöchernen Arme streckten sich von den Gräben am Wege herauf,

und Alles um ihn her rief mit dumpfer Grabesstimme die Worte des Fluches nach, die sie vorsprachen. Uriel zitterte; er spornte sein Thier, denn er war noch nicht im Stande, die ganze Last zu tragen. Die zunehmende, vom Mond erhellte Dunkelheit half ihm; sie nahm ihm den Horizont, sie umzog ihn mit weiter, wüster Leere, so daß seine Empfindungen zerfließen konnten in die Weite, ohne Störung, ohne Erinnerung an das, was nun nicht mehr ist, was Alles verloren ist. Er sah nun Judith nicht mehr allein, nicht mehr die Priester allein, sondern Alles und sich, den Verfluchten, den Ausgeschiedenen, den Geächteten. Er hatte mit dem Menschengeschlechte jetzt keine religiöse Gemeinschaft mehr. Was ihn unter anderen Umständen nicht gestört hätte, das peinigte ihn jetzt, daß er für sich selbst die Verantwortlichkeit seiner Seele übernehmen sollte. Er fragte sich, ob er sich denn einen Tempel bauen dürfte? Ob nicht, wie einst in Jerusalem, feurige Flammen aus der Erde kommen und seinen heidnischen Bau zerstören würden? Ob nicht der Himmel ein Ort sei, den sich nur der Glaube einer Gemeinde schaffe, und es vergebens sei, für sich, zu seiner eigenen Seligkeit, diesen Himmel zu beschwören? Ob Jehova gerechter sein werde als die Juden, da er mit der Befangenheit eines irdischen Geistes oft um ihn herumgegangen wäre, an ihm gemeißelt und ge-deutelt hätte? Ob nicht Alles Verbrechen an ihm sei, und jetzt Alles gerechte Strafe? Seine Gedanken verwirrten sich, er verlor die Besinnung, und ohne zu wissen wohin, schwankte er fort auf seinem müden Thiere.

Ganz in der Nähe der Stadt hielt er endlich vor einem Hause, das dem Roß und Reiter wohl bekannt war. Uriel sah sich in der Gegend um; er irrte sich nicht, hier wohnte seine Schwester. Die Nacht war noch nicht ganz herein-gebrochen. Ein linder Abendwind wehte vom Meere herüber, der Mond erhellte den Hof, den Uriel betrat. Oben auf einer Terrasse erblickte er seine Schwester, die ihn freundlich begrüßte und zu sich hinaufrief. Ihr Gatte war auf einer langen Reise begriffen; wen sah sie lieber, als den unter ihren Brüdern, welcher ihrer Seele am verwandtesten war? Uriel fühlte die elektrische Wirkung einer so reinen und un-

eigennützigen Liebe, wie die einer Schwester ist. Er war un-
vermögend, mit seinem ganzen Elend sogleich dieses friedliche
Herz zu überfallen; er setzte sich an die Seite seiner Schwester
und drückte mit zitternder Hast ihre Hand.

„Ich schleiche mich wie ein Dieb bei Dir ein,“ sprach er
leise, „und raube mir das, was Du mir bald versagen wirst.“
Seine Schwester sah ihn fragend an. „Was drückt Dich,
Uriel?“ sprach sie sanft; als sie aber seine verzerrten Gesichts-
züge, das Zittern des Mundes, die starren Augen wahrnahm,
sprang sie auf und fragte ernster, was ihm zugestoßen wäre.
Uriel verlangte nur nach ihrem Kinde. Sie rief, und ihr
Einziger, ein Knabe von sieben Jahren, eilte auf seinen
Oheim zu, den er im Mondschein leicht erkannte. Entblößt
Gure Häupter! Dieser Knabe war Baruch Spinoza. Uriel
nahm ihn auf seinen Schooß, und das göttliche Kind, gleich-
sam in dem Blicke des Dulders die Leiden ahnend, die späterhin
es selbst treffen sollten, unterließ, mit Fragen, die sonst ein
Kind sogleich bereit hat, die feierliche Stimmung zu stören,
in welche Uriel's Seele versetzt war. Doch seine Mutter
drang heftiger in Uriel, sie umschlang ihn bittend, sie mit
seinem Geheimnisse nicht zu foltern. Aber der Geächtete wand
sie seufzend von seinem Halse, indem er sagte: „Berühre
mich nicht, theure Schwester! Ich bin zu schmutzig und be-
fleckt für Deine reine Seele. Morgen in der Frühe mußt
Du den Priester in Dein Haus kommen lassen, daß er die
Spuren, die ich hier zurückließ, durch heilige Weihe tilge.
Mich traf der Fluch der Synagoge: ich bin geächtet!“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Schwester, die auf
einen solchen Schlag nicht gefaßt war. Uriel wollte gehen,
aber sie umschlang ihn weinend und schwur, daß sie ihn nicht
lassen würde, ihren Bruder, nicht vor aller Welt. Uriel blickte
sie fragend an, er dachte an Judith, die ihn verrathen hatte,
und sank vernichtet auf seinen Sitz zurück. Die Sprache ver-
sagte ihm, denn Wehmuth, Schmerz und Entzücken vermag
kein Laut im gleichen Momente wiederzugeben. Seine Schwester
erhob sich bald zu einer Höhe, von der sie seine ganze Lage
überblickte, sie beschwor ihn, einen Entschluß zu fassen, er
sollte in ihrem Hause sicher sein, nicht versteckt, sondern

öffentlich, sie wollte zu den Brüdern eilen und deren Rath einholen; aber Uriel wehrte Allem, küßte sie und sprach: „Geliebte Schwester, Deine Treue macht mich so unglücklich wie selig. Aber ich vergesse es, daß mich Judith vergaß; ich schäme mich, Deine Liebe mit der ihrigen zu vergleichen; Du stehst wie eine Göttin vor mir! Doch ich bedarf der Einsamkeit, es würde meine Strafe noch vermehren, wenn ich Euch unter meinem Rufe leiden sähe. Ich kehre nicht in die Stadt zurück, sondern ergreife noch in dieser Stunde meinen Wanderstab und ziehe in die Fremde hinaus; widersprich diesem Entschlusse nicht, ich würde zuviel leiden, wenn ich bei Euch bliebe.“

Die Schwester weinte und Baruch sah Uriel mit großen Augen an und fragte, wer ihm so bittere Leiden verursachte? Uriel fühlte das Schneidende des Contrastes zwischen dieser kindlichen, das Böse nicht ahnenden Unschuld und der fanatischen Caricatur, die ihn verfolgte, er lachte wild auf vor Schmerz und stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen die Verächter der Natur und der Wahrheit aus. Er schritt auf dem Getäfel der Terrasse, die Hände gegen die Gestirne streckend, auf und ab und prophezeite der Lüge und der Barbarei einen jähen Untergang. Als er aber erschöpft auf seinen Sessel niedersank, sagte ihm Baruch Spinoza mit unerschrockener Miene den Spruch der Bibel: „Wer Dir die eine Backe schlägt, dem reiche auch die andere.“

Uriel blickte ihn schweigend an, dann fragte er ihn, wo er diese Worte her habe? Baruch sagte: Aus dem Neuen Testament, das er griechisch lese. Uriel's Auge glänzte vor Begeisterung, er schloß den Neffen in seine Arme und rief in lateinischen Worten: „Veniet alter, qui me major erit.“ Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er wankte die Stiege der Terrasse hinunter und war bald im Dunkel verschwunden.

Nach dieser Scene wird man nicht begreifen können, wie das über unsern Helden ausgesprochene Verhängniß doch eine gänzliche Zerrüttung seiner Willenskraft bewirken konnte. Rechnet man noch hinzu, daß der ihn verfolgende Act von einer sogenannten gedrückten Kirche ausging, daß in den

überall verbreiteten christlichen Formen und Gebräuchen ein jüdischer Bann fast spurlos sein mußte, so ist es auffallend, daß sich Uriel, vielleicht aus tiefeingewurzelter Liebe zum Judenthum, das er doch bekämpfte, völlig der Illusion des Fluches hingab, nirgends festen Fuß faßte, sondern ohne Zweck und Ziel von einem Orte zum andern pilgerte. Allein wie lange konnte es währen, daß Judith's Bild in seiner Seele verschleiert blieb? Schon am nächsten Morgen nach dem Abschiede von seiner Schwester deckte er es in seiner vollen, strahlenden Pracht wieder auf und verlor zu Allem, was er schon verloren, jetzt auch noch den Muth. Die Ursachen seines Elends vertauschten sich. Er litt mehr um Judith's Verlust, als um die Aechterklärung, die ihn sonst nicht hätte verwirren können. Dann ließ er eine Ursache seiner Verfolgung in die andere spielen, er verwechselte ihre Aufeinanderfolge, und wie es trüben Gemüthern eigen ist, er nahm das Glück seiner Liebe bald wie eine Herausforderung, die er ja selbst dem Himmel hingeworfen hätte. Das gänzlich Uebermannende aber ist das Gefühl der unabänderlichen Nothwendigkeit. Dies klammerte und hatte sich in alle seine Empfindungen ein, so daß das Schicksal wie eine schwere Last auf ihm lag und er nichts Anderes für sich übrig glaubte, als zu dulden. Auch giebt es eine Art von Aberglauben, der sich nur bei Männern findet, welche über Vorurtheile sonst weit erhaben sind. Die fortwährende Beschäftigung mit der Religion stimmt das Gemüth, selbst das verneinende, aufklärte, zu einer unwillkürlichen Milde, die sich bis zu einem leise wurzelnden Aberglauben fortbilden kann. Da Uriel nicht zu den Philosophen gehörte, welche das vorhandene Gebäude von religiösen Sätzen mit einem Male umstoßen und nur das gelten lassen, was sie selbst dafür wieder aufbauen, da er gewohnt war, eine Meinung nach der andern zu prüfen und dabei den stufenweisen Weg des Zweiflers ging, so hielt sich sein Geist gleichsam fortwährend in einer Art religiösen Dufte, der ihn plötzlich übermannen und seiner speculativen Waffen berauben konnte. Die Religion war stärker als er, da er sie nur in ihrem eigenen Interesse bekämpfte, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen.

Wie aber so Vieles in Eurem Herzen von äußeren Umgebungen abhängt, so wirkten auf Uriel die verschiedenen Gegenden, welche er auf seiner Irrfahrt antraf, auf verschiedene Weise. War er auf einsamer Wanderung, auf sich selbst angewiesen, so beherrschte ihn die Stimmung, welche wir eben schilderten; sah er große Städte, das Gewühl der Menschen, wie Alles in der Erzielung des eigenen Vortheils sich vertiefte, dann zog ihn dieser Anblick von seinem Trübsinn bald wieder ab, seine Miene erheiterte sich und er wurde unerschlossen, ob er nicht wieder an diesem Lärm, an diesem Vertreiben des einen Tags durch den andern Theil nehmen sollte. Die alte Reckheit seines Geistes steckte in ihm wieder ihre Fahne auf, und muthige, männliche Gedanken zogen mit klingendem Spiel durch sein Inneres. Dann konnte er auflachen und mit spottendem Herzen ausrufen: „Alle diese Menschen, wie ich sie hier jagen und treiben sehe, was wissen sie von den geistigen und geistlichen Bändern, die um sie herum unsichtbar gelegt sind? Der Krämer wiegt seine Waare, der Kunde zahlt sein Geld, der Kärner schiebt seinen Karren, der Landmann den Pflug, ein Jeder ist übermäßig mit sich beschäftigt: sie scheinen in diesem Augenblick völlig unabhängig von einander; jede Zumuthung, die der Staat, die Kirche, die Wissenschaft an sie macht, muß ihnen lästig sein; sie haben sie auch ganz vergessen. Diese Menschen werden einmal einsehen, wie gering jene Gewalt ist, die heimlich ihre Fäden über sie ausspannt. Es wird eine Zeit kommen, wo sie mit ihrer Existenz so beschäftigt sind, daß sie sich weder auf die Kirche, noch auf einen Staat besinnen können, der Ansprüche auf sie machen will. Sie werden mit dem Kopf schütteln und die Fragen der Priester und Staatsmänner mit Lachen beantworten.“

Uriel war in der heitersten Stimmung, als er diese Worte vor sich hinsprach. Er lag nach einer schon zweimonatlichen Irrfahrt im Lande auf einer der äußeren grasbewachsenen Schanzen, welche die Festung Arnheim umgaben, lang hingestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt. Er hatte die freie Aussicht auf unabsehbare Felder, welche den Fleiß des Landmanns beschäftigten, auf die Landstraße, welche mit Karren

und Fuhrwerken bedeckt war, auf den Rhein, dessen Strömung er sich zum Führer seiner Reise genommen hatte. Er verlor sich in seinen Gedanken, die diesmal alle wie von der Sonne beschienen waren.

Als er wieder aufblickte, fesselten zwei Reiter, welche unten die Landstraße heraufzogen, seine Aufmerksamkeit. An dem einen derselben schien ihm Alles bekannt, Roß, Haltung des Reiters, ja bald hätte er schwören mögen, daß derselbe niemand Anders als sein Vetter Ben Jochai war. Er richtete sich auf und war unschlüssig, ob er den Wall hinuntersteigen sollte oder nicht. Er strengte sich an, den Begleiter Jochai's zu erkennen, einen jungen Menschen, der ungeübt auf dem Sattel schien und ängstlich auf den Huf seines Pferdes sah. Uriel war auf der Landstraße, ohne es zu wollen; er trat einige Schritte vor, so daß er den Ankommenden in die Augen fiel. Diese hielten inne; Uriel strengte seine Sehkraft an und erschrak, da ihn über Jochai's Begleiter eine Vermuthung überfiel. Der junge Mensch kam dem Mißtrauen in diese Vermuthung zuvor, sprang vom Pferde und lag jubelnd an Uriel's Halse. Es war Judith.

Lange währte es, ehe alle Drei in den rechten Fluß der Mittheilung und des gleichgestimmten Gesprächs kamen. Die Schwierigkeit einer Aussöhnung war aber nicht mehr vorhanden; denn Judith, weinend und jubelnd, kosennd und flehend, überschüttete Uriel mit einer Fluth der liebenswürdigsten Worte, die ihm jeden Vorwurf aus dem Munde nahmen. „Mein heißgeliebter Freund,“ sprach sie, „verdient ich wol, die Hand zu küssen, die mich mit so treuer Liebe umschlungen hielt? O, warum weiß ich keine Strafe, die dem Verluste Deiner Liebe gleich käme, ohne daß ich Deine Liebe verlöre. Ach! Ich werde närrisch. Mein ganzes Leben ist in Deine Hand gegeben; denn so groß ist meine Reue, daß ich mir selbst den Tod geben würde, wenn Du mich an Deiner Liebe das entgelten liebest, was ich an Dir verbrach! Du hattest mich für zu schwach gehalten, Uriel, als daß ich eine Mittheilung Deiner eigenthümlichen, nun verketzerten Gedanken hätte tragen können. Du mußt dies auch jetzt noch glauben, da ich in dem Augenblick, als ich sie zugleich mit

ihrer Wirkung zum ersten Mal kennen lernte, alle Besinnung verlor. Doch Du kannst nicht ungerecht gegen ein Weib sein, das in der Liebe Wunder vermag, sonst aber Alles anstaunt und für übermächtig hält. Warum verschloßest Du mir Deinen Geist? Warum zogst Du mich nicht zu Dir hinauf, Uriel! Du lebstest am Tage unter Deinen Göttern, und wenn der Abend kam, ließest Du Dich zu mir, einer schwachen, kindischen Sterblichen herab. So zerschnittest Du selbst das Band, das in jener fürchterlichen Stunde mich sonst unzertrennlich an Dich gefesselt haben würde. Wehe mir, ich Thörin! ich wälze die Schuld auf Dich; aber ich thue es nur, um Dir das Vergehen leichter zu machen. Denn mein Unrecht ist unvertilgbar, ich komme mir wie eine Glende, Meineidige, wie ein schlechtes Kraut vor, das hinter der Mauer wächst und so nichtig ist, daß es den Tag nicht verdient, den es lebt. O Uriel, liebe mich! Du bist ein wunderbarer Schöpfer, der Alles vermag; wenn ich Abel für meine Seele, irgend einen Stolz, der nicht vergänglich ist, suche, so kann ich ihn nur bei Dir finden. Ich bin ganz in Nichts versunken, nur Du kannst mich wieder aufrichten!“

Uriel drückte schweigend, aber lächelnd und voller Liebe ihre Hand: das Uebermaß erdrückte ihn. Judith fuhr fort, indem sie auf Jochai zeigte, der schweigend die beiden Thiere am Zügel führte: „Wie viel Dank bin ich Deinem vortrefflichen Freunde schuldig! Da mein Vater sich mit Abscheu von der Erinnerung an Dich abwandte, so blieb dieser meine Zuflucht. Das Unerklärliche des Austrittes, der uns trennte, Lieber, verlor sich allmählig vor meiner verzweiflungsvollen Seele, der ganze Zusammenhang dieser Dinge stand jetzt deutlich vor mir, meine Sehnsucht nach Dir, die nur mit dem Tode sterben wird, folterte mich, und für Alles fand ich bei Jochai Rath und Hülfe. Er ließ mich in die Räthsel Deines kühnen Geistes blicken und weckte mein Verlangen, von Deinem hohen Fluge mitgetragen zu werden. Ich schämte mich, daß der Aberglaube einen Augenblick über meine Liebe hatte siegen können, und betrieb den Entschluß, der durch Dein Wiederfinden mit seinem Erfolge gekrönt ist. Ich floh die Wohnung meines Vaters, um Dich aufzusuchen. Wir verfolgten den

Weg, den Du eingeschlagen haben mußtest, und trafen Spuren, die uns oft irre führten, uns aber doch zu unserem Ziele gebracht haben. Jochai schützte mich, wie ein Bruder es gethan haben würde.“

Hierauf wandte sich auch Jochai an Uriel und sprach: „Theurer Vetter, wenn Du in der Entscheidung, wo sich meine Freundschaft hätte bewähren sollen, mich einen Augenblick schwanken sahst, so sei versichert, daß ich nie ein Versäumniß so schmerzlich bereut habe. Ich beschloß, zur Sühne meiner Schuld mich ganz Deinem Dienste zu widmen, und wußte, wie Liebes ich Dir leistete, als ich Judith's Verlangen nach Dir unterstützte und diese abenteuerliche Reise in's Werk setzte. Ich bin jetzt bei der Erfahrung in die Schule gegangen und habe gelernt, daß es mir unerträglich wäre, von Dir getrennt oder gar verkannt zu leben.“

Uriel umarmte Beide herzlich, seine Augen glänzten vor Freude; selbst die Befangenheit, die sein wilder Aufzug, sein langes, ungeschornes Haupt- und Barthaar ihm zuerst verursacht hatten, wich den überströmenden Gefühlen von Lust, die der ihm wiedergegebene Glaube an sein Theuerstes in ihm weckte. „Ahnte ich doch,“ rief er aus, „daß mir die Sonne des heutigen Tages etwas Gutes bedeutete! Wie eine lange Nebelnacht liegt die jüngste Vergangenheit hinter mir; ich wußte, daß sich jetzt Alles wenden mußte. O was zögert Ihr noch, den Sitz in meinem Herzen einzunehmen, der Euer Eigenthum ist und den ich seither mit meinen Thränen benetzte! Was sollte ich mich Euch nicht gänzlich überliefern, da Ihr ja gekommen seid, mich glücklich zu machen! Gilt mit mir in die Herberge, wo wir in ungestörter Umarmung dies Wiedersehen feiern wollen. O sagt mir nur, wo gäbe es etwas, das dem Zuge des Herzens Gewalt anthun könnte!“

Sie hielten sich noch eine Weile umschlungen, die Köpfe blickten verständig in die Gruppe hinein, der Wanderer stand still und betete vielleicht leise, denn er hoffte, Alles müsse schöner werden unter der Sonne, wenn sich Männer untereinander so lieben könnten. Dann eilten sie der Stadt zu und fanden in einer Herberge Muße und Heimlichkeit genug, ihre Herzen immer klarer und strömender zu machen.

Doch es fehlte auch hier der Begeisterung nicht an einer Hinterthür. Judith selbst, die Schwärmende, Glückliche, war es, welche sie zu öffnen versuchte. Denn wie wenig es mit ihrem Entschlusse, sich um Uriel wie sein Gürtel zu schlingen und ihn nicht zu verlassen, wo er auch hinginge, übereinstimmte, daß sie einige Worte von Rückkehr und Widerruf fallen ließ, so wäre es zu gewagt gewesen, hätte Ben Jochai's Mund diese zuerst aussprechen sollen.

Uriel blickte sie verwundert an, aber diese Verwunderung war eher des Sinnenden, als des Entrüsteten; er schwieg und widersprach nicht, als Judith ihm die Rückkehr in die alten Verhältnisse, und namentlich den Gewinn ihres Vaters in den schönsten Farben schilderte. Als Jochai sah, daß seines Veters Wille ganz unbewaffnet war, trat er wie auf ein verabredetes Zeichen hervor und sagte: „Wozu fruchtet es, lieber Freund, wenn Du Dich selbst um den Genuß des schönsten Lebens bringst? Du hast mir oft gestanden, welchen großen Reiz die Stadt, welche Du jetzt meidest, für Dich hat, und damals wußtest Du doch nicht, daß sie bestimmt war, einst Dein Theuerstes einzuschließen. Ich sage nicht, daß Dich Judith verlassen könnte; aber ich denke mir, die Liebe sehnt sich gern nach den Orten zurück, welche die Zeugen der ersten Schwüre waren. Die Liebe ist immer etwas prahlerisch mit ihrem Glücke, und wo könntet Ihr vor einer großen Schaar von Neidern und Bewunderern Eure Schätze ausbreiten, als in Amsterdam?“

Uriel leistete keinen Widerstand. Nur seine Beistimmung fehlte noch, welche Jochai ferner einzutreiben versuchte. „Du scheust Dich vielleicht,“ sagte er, „nach Hause zurückzukehren, weil Du im Banne bist? Allein Deine Klugheit müßte auch hier siegen, wenn Dein Starrsinn zögerte. Dein Gegner de Silva hat die Erklärung abgegeben, daß Deine Sätze nicht darauf hinzielten, das Christenthum zu empfehlen, sondern daß Du vielmehr der ausgestorbenen Secte der Sadducäer zugethan seist. Da aber die Sadducäer niemals von der Gemeinde ausgeschlossen waren und volle Freiheit hatten, im Tempel zu lehren, so hat sich der Groll der Synagoge um Vieles gemildert. Würde sie auch den Bann nicht aus freien

Stücken zurücknehmen, so könnte sie damit nicht zaudern, wenn Du selbst einen Schritt ihr entgegenkämfst und ein öffentliches Geständniß ablegtest, daß es Dir in Deinen Forschungen nur um die Wahrheit der jüdischen Lehre zu thun gewesen sei und Du auf Nichts bestehen wolltest, was derselben in gerader Richtung zuwiderliefe. Was ist an dieser Erklärung Großes verloren?"

Uriel wagte zwar nicht darauf zu antworten: „die Ehre!“ aber er fühlte es, daß Jochai's Zureden die Umschreibung einer Handlung war, die ihn späterhin reuen konnte. „Wie Ihr nur Eure Worte so fein setzt!“ sagte er; „öffentlich widerrufen soll ich und an meiner eigenen Ueberzeugung zum Meineidigen werden? Ich müßte die Miene eines Bußfertigen annehmen und dürfte mich daheim nicht mehr getrauen, die Augen auf der Straße aufzuschlagen. Ihr gebt mir nicht den besten Rath.“

Jochai war aber ein feiner Menschenkenner; er wußte, daß Uriel Lust hatte, ihm entgegen zu kommen, daß er ihn nur wieder zurücktreiben würde, wenn er mit noch weitern Worten die unleugbare Thatsache des Widerrufs umhüllen wollte. So war Uriel gezwungen, sich selbst zu bekämpfen und sagte, indem Judith mit allen Nerven horchte: „Ich trage keinen Groll gegen die Priesterschaft, und könnte mich aus Großmuth entschließen, ihrer Schwäche auszuhelfen. Auch sind mir meine Verwandten werth, und vor Allem bestimmst Du mich, theure Judith, die ich nicht hinausnehmen könnte in das wilde Treiben der Welt, in alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren. Es ist wahr, Dein Vater lebt jetzt in Bekümmerniß um Dich; doch sage mir, Jochai, bist Du der Bereitwilligkeit der Synagoge gewiß? Und welche Art des Widerrufs verlangt sie?"

Jochai vermied hierauf zu antworten und schien nicht glauben machen zu wollen, als stünde er mit der Synagoge auf vertrautem Fuße. Doch so groß war Uriel's Sehnsucht, Alles zum Guten beizulegen und mit Judith's neuerworbener Liebe heimzukehren, daß es ihn sogar nicht bekümmerte, wie Jochai auf seine Fragen nur allgemeine, das Beste hoffende

Antworten gab. Zu Beider Freude schlug er ein und sagte, er wollte Alles thun, um ihre Liebe zu belohnen.

Entziehen wir dem unglücklichen Manne unsere Theilnahme nicht, weil wir ihn hier eine seiner vielen Prüfungen schlecht bestehen sehen! Wir, die wir gewohnt sind, in einer gleichsam angeborenen, fortwährenden Märtyrerschaft zu leben, werden leicht zur Hand sein, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten den Muth hatte und später im Stande sein konnte, wieder heranzukriechen zu der Hand, die ihn züchtigte. Allein in Uriel's Seele war Verwirrung eingezogen. Er liebte das Judenthum, ja er mußte für dasselbe Alles hingeben, wenn er sich nicht um seine erste Jugend, seine ersten Lebenspläne schon betrogen sehen wollte. Er hatte das Christenthum abgeschworen: mußte da ihn nicht Alles bestimmen, der Jehovalehre treu zu bleiben! Hätte er sich auch von dieser wieder entfernen können, wie leer und nichtig würde ihm dann sein Inneres, wie Alles an ihm in Inconsequenz und Scham verwandelt worden sein! Weil er keinen neuen, dritten, unabhängigen Zustand wußte, worin er leben konnte, flüchtete er sich unter den Schutz des Judenthums wieder zurück, indem er seine eigene Meinung den bestehenden Verhältnissen opferte.

Die Tage der Rückreise verschwanden unter der Abwechslung anmuthiger Gegenden und des heitersten Gesprächs. Uriel besaß zu viel angeborenen Stolz, als daß er seinen Richtern, denen er sich freiwillig unterwarf, demüthigen Hauptes hätte entgegen gehen sollen. Judith befand sich in der glücklichsten Laune; denn sie hatte mit ihrer Anstrengung Großes bewirkt, und zwar in so kurzer Zeit, daß sie dabei nicht hatte ermüden können. Jochai unterzog sich freiwillig jedem Geschäft, das seinen Gefährten eine Mühe ersparte, und schien ganz in ihre Wünsche und in ihr Glück aufzugehen. In kurzer Zeit war Amsterdam erreicht. Judith hatte ihre männliche Kleidung noch nicht abgelegt und ließ sich nicht zurückhalten, Uriel auf dem ersten Gange, den er machte, ohne sich vorher jemand Anders zu zeigen, zu begleiten. Sie ritten gerades Weges auf die Wohnung des Oberrabbinen zu, der vorläufig

durch Jochai von Uriel's Ankunft benachrichtigt war. Uriel ließ ihn von seinem Entschlusse, sich mit der Kirche vertragen zu wollen, in Kenntniß setzen und erlangte bald die Erlaubniß, vor den Priester zu treten. Er traf ihn allein, einen strengen Greis, von geringerem Fanatismus, als seinen Vorgesetzten, aber von unerschütterlicher Festigkeit. Uriel war seines Anblicks gewohnt und ertrug ihn, ohne von ihm beherrscht zu werden. Er setzte freimüthig seine Ueberzeugung auseinander, versicherte seine treueste Anhänglichkeit an den Dienst Jehovas und verlangte, sogleich von seinem Banne freigesprochen zu werden. Der Oberpriester schützte die Berufung auf einen geistlichen Rath vor, und Uriel wurde bis zu dessen Beschlußnahme in einer Zelle gehalten, welche in dem obern Stockwerke der priesterlichen Wohnung lag und ziemlich einem Gefängnisse glich.

Der versammelte Rath, darauf fußend, daß sich der Geächtete aus freien Stücken in ihre Gewalt begeben hatte, beschloß nun auch, von der rauhen Seite seiner Gnade so viel herauszukehren, als er nur konnte. Als Uriel vor ihn gerufen wurde, erhielt er den Bescheid, daß der Bann von ihm genommen werden sollte, falls er einen förmlichen Widerruf seiner Irrthümer in diesem Augenblicke ablegte und sich an die Wahrheiten zu halten schwören wollte, welche sie ihm in der Reihenfolge vorlesen würden. Dann sollte in der Abend-synagoge seine Buße und der Bann als zurückgenommen angezeigt werden. Einen Augenblick war Uriel schwierig; doch da ihn die Ungeduld peinigte, zu seinen Begleitern zurückzukehren und recht bald die Früchte dieser ärgerlichen Ceremonie bei seinen Freunden und Verwandten zu genießen, so betrieb er die Procedur mit einer Eilfertigkeit, welche die Richter in Verlegenheit setzte. Der Vorsitzende hielt inne und drohte, die Verhandlung abzubrechen, wenn der Geächtete mit so gleichgültigem und unreumüthigem Eifer in dieser Angelegenheit verführe. Doch Uriel's Versicherungen, daß es ihm um Alles der heiligste Ernst wäre, und er nur den Augenblick beschleunigen wollte, der ihn in die alte Gemeinschaft des Glaubens und der Hoffnung wieder zurückführte, vermochten die Priester, ihm zu willfahren und endlich durch eine feier-

liche Erklärung die Acht von ihm zu nehmen. Uriel, seiner Freisprechung gewiß, schnitt die Ermahnungen, welche daran für die Zukunft geknüpft werden sollten, kurz ab und verließ die Versammlung, welche über die Neue Uriel's ihre Erwartung durchaus getäuscht fand.

Aber auch über Uriel war eine andere Stimmung gekommen, als er beim Eintritt in dies Haus vermuthet hatte. Die Unterwerfung und Demuth der verflossenen Tage hatte ihn verlassen; der Anblick jener Männer, deren Autorität nur eine Verabredung war und auf nichts fußen konnte, als auf den Gesetzesbuchstaben, die in eigenthümlich geformten Rollen vor ihnen lagen, gab ihm seine ganze Unabhängigkeit wieder zurück, und nur die Rücksicht auf seinen einmal gefaßten Entschluß und auf das, was noch Alles zu seinem Nachtheil geschehen könnte, bestimmten ihn, das einmal Betriebene zu Ende zu führen. Seine Begleiter, die ihn mit Spannung in den Vorzimmern des Hohenpriesters erwartet hatten, staunten, ihn in so viel Kälte umgewandelt zu sehen; doch beruhigte er sie und eilte, Judith zu ihrem Vater zurückzubringen.

Jochai, obgleich die hülfreiche Hand zu Judith's Entweichung, mußte auch hier der Vermittler sein. Vanderstraten ließ sich an der Thatsache genügen, daß seine Tochter wieder bei ihm war; seine schlaflosen Nächte verzieh er ihr gern, da sie ihm versprach, sie ihm in Zukunft dafür desto mehr zu verschönern, indem sie ihm vorlesen wollte des Abends oder zur Zither spielen oder seine Träume deuten. Auch war ihm Uriel ganz willkommen, den er seiner Güter, seiner Männlichkeit und seiner Geistesgaben wegen liebte, und den er zu hassen nicht verpflichtet war, seitdem die Aufhebung des Bannes allen Makel von ihm genommen hatte.

Uriel brach aber bald auf; nachdem er Judith umarmt und ihr für den Sieg, den sie über ihn errungen, gedankt hatte, eilte er zu den Seinen, die schon die Kunde seiner Rückkehr und Begnadigung vernommen hatten und sehnsüchtig auf ihn harrten. Hier feierte er die süßesten Triumphe der Ueberraschung und der zärtlichsten Theilnahme. Er genoß Alles mit solcher Hingebung, als hätte er, wie seine Jugend, so auch seine Ruhe für ewige Zeiten wiedergefunden.

Der natürliche Zug aller dieser Begegnisse ging freilich darauf hinaus, die kaum eingetretene Befriedigung aller Partheien bald wieder zu zerstören. Doch Uriel, der sich hierüber in keiner Täuschung befand, versuchte es, ob es nicht möglich sei, auch einmal eine alte Erfahrung Lügen zu strafen. Er nannte diesen unveränderlichen Zug die Mtflugheit des Lebens, und behauptete, daß man die Zukunft schon beherrschen könnte, wenn man nur auf die Wahrscheinlichkeiten gerüstet wäre, die sie ohne unser Zuthun bringen würde. Deshalb bereitete er sich denn auf Alles vor, was ihn in der nächsten Zeit treffen mußte. Er sah voraus, daß ihn Neugier und unaufgeforderte Theilnahme mit jedem Schritt belästigen würden, daß sich seine Freunde würden beeifern müssen, seinen Entschluß zu loben und ihm ihre Dienste anzubieten, daß sich jetzt Jedermann berechtigt glauben würde, über religiöse Irrthümer in seiner Gegenwart mit einer schon ausgemachten Sicherheit abzusprechen; kurz, das ganze Elend, das da eintritt, wenn sich einmal große Geister herablassen, im Sinne der kleinen zu handeln, berechnete er mit weiser Einsicht, und vermochte es über sich, das Unvermeidliche zu ertragen. Sein altes Rechtsstudium suchte er wieder hervor und machte es zu seinem Leidensgenossen. Zum Glück reichte dies auch da noch aus, seinen Geist zu beschäftigen, als endlich die Lobsprüche und die Rathschläge seiner Leute verstummt waren. Wünschte er eine kleine Frage zu lösen, so ließ ihn das die Uebergänge der Tage vergessen. Die Zeit, diese grausame Feindin eines Unglücklichen, quälte ihn nicht, wenn er sie in kleine Stücke zerlegte und auf jeden einzeln eine leichte Last bürdete, die vergessen ließ. Doch dessen war er nicht fähig, sich auf einen höhern Standpunkt, von welchem er sonst seine wissenschaftlichen Bestrebungen ansah, aufzuschwingen. Jede großartige Betrachtung, die ihn von kleinen Einzelheiten ablöste, hätte ihn zu Fragen hingerissen, die er sich noch ängstlich bestrebte, aus dem Bereiche seiner Gedanken entfernt zu halten.

Es war natürlich, daß Uriel unter solchen Umständen eine andere Stimmung seines Charakters zulassen mußte. Die frühere Heiterkeit, welche ihn selbst da nicht ganz verließ, als er die eingetretene Katastrophe sich allmählig vorbereiten sah,

war gänzlich aus seinem Gemüth verschwunden. Er lag gegen sich selbst in Feindschaft und verfolgte sich mit einem Groll, als hätte sich sein Wesen in zwei Hälften getheilt. Es tobte ein fortwährender Kampf in seinem Innern. Bald ertappte er sich auf einer Gedankenreihe, die er von sich zu verbannen beschlossen hatte, bald verwarf er dies ganze abgemessene Wesen und nannte sich einen Thoren, der Unaufhaltsames dämmen wollte. Seine Augen zogen sich in ihre Höhlen zurück, Furchen legten sich in die Ebene seiner Stirn, der geläufige Strom seiner Rede stockte und die Theilnahme an fremden Interessen erkaltete.

Niemand konnte bei dieser Veränderung mehr leiden als Judith. Die Umwandlung, welche sie selbst in sich erfahren hatte, vergrößerte noch ihren Kummer. Denn wenn sie mit ihrer alten Laune, mit ihrer ewig gleichen Heiterkeit, die früher nicht verstimmt werden konnte, weil sie von außenher Alles mit gleichen Eindrücken berührte, die einsinkenden Trümmer des stolzen Gebäudes, das Uriel's Seele vorstellte, nicht bemerkt hatte, so war sie jetzt selbst empfänglich geworden für die Verwirrung des Lebens. Sie errieth Alles leichter und lernte einsehen, wie großen Antheil der Schmerz am Regimente der Welt hat. Der naive Ton, wie sie des Geliebten Zärtlichkeit erwiderte, war verschwunden. Sie lächelte schmerzhaft und ungläubig, wenn Uriel das zwischen ihnen eingerissene Schweigen brach und sie an die Unschuld früherer Zeit erinnerte. Aber wie selten that er dies noch dazu! Er war nicht mehr im unmittelbaren Genuß der Liebe, er war nicht mehr gegenwärtig bei seinen Schwüren, ja nicht einmal bei seinen Küssen. Das Dämonische seiner Natur kehrte sich immer mehr heraus. Er empfand nicht, ohne nicht auch zugleich seine Empfindung zum Gegenstande seiner Reflexion zu machen. Dies sind jene Männer, die das Weib so beglücken und doch so unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, prosaischen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt sind, geliebt zu werden, als zu lieben, und die nach langem, launigem Aprilwetter, nachdem sie ihre Freundin grausam gemartert, dann wieder wie Sonnenschein aufblitzen und eine Stunde lang die

göttlichsten Menschen werden können. So war Uriel jetzt der Mephisto seiner Leidenschaft geworden. Dieselben Plätze in Vanderstratens Gärten, die einst das Flüstern, Rosen und Lachen der Liebenden belauscht hatten, sahen jetzt, wie Uriel Figuren in den Sand zeichnete und Judith sie mit ihren Thränen nekte.

Doch bald bemerkte Uriel, daß er nicht dazu geschaffen war, seine Leiden wie eine Schauspielerrolle durchzuspielen. Er wußte, daß es hohe Zeit war, einen Entschluß zu fassen, wenn er sich vor Verzweiflung, vor einem lautlosen Untergang am gebrochenen Herzen retten wollte. Er faßte die einzelnen Fäden seines Schicksals wieder zusammen, um seine eigene Parze zu werden. Dazu bestimmte ihn nichts mehr, als daß Judith eines Tages, da sie an seinem Halse hing, wie aus einem Traume erwachend zu ihm sprach: „O Lieber, ist denn all' Deine Kraft so aufgerieben, daß Du mich leiden sehen kannst, ohne mir zu helfen? Ich unterliege dem Kummer, der an meiner Seele nagt, daß ich die Ursache Deines neuen Unglücks bin. Seit jenem Augenblick, da Du aus dem Rath der Priester tratest und den Widerruf geleistet hattest, ist meine Ruhe von mir gewichen. Denn welsch ein Opfer hast Du mir gebracht! Was hat es Dich kosten müssen, Deine Ueberzeugung abzuschwören! Ich vergehe in dem Gedanken, daß die Rücksicht auf meine Bitten Dich bewogen hat, hierher zurückzukehren. Kannst Du glauben, daß meine Liebe ermattet sein würde, wenn ich in Dir den Ketzer, den Ausgestoßenen, den Heimathlosen hätte umarmen müssen? Was vermag ich in Deine Geheimnisse zu bringen! Selbst wenn Du mit bösen Kräften einen Bund geschlossen hättest, sollte der unserige nicht gestört werden. Nun glaubst Du dies Alles nicht; denn ich ließ die Gelegenheit, Dir meine Treue zu zeigen, vorübergehen. Nicht Deine Versicherung, nicht Dein mitleidiger Zuspruch kann mich zufrieden stellen, sondern nur eine Prüfung, die Du mich bestehen ließest. Wäre unsere Lage unglücklicher, vielleicht würden wir dann Beide glücklicher sein!“

Uriel verstand diese Klage vollkommen. Denn wenn er das, was Judith von ihrer Liebe sagte, auf die Verpflichtung übertrug, die er gegen die Wahrheit zu haben glaubte, so

war es dieselbe Pein, in der er sich befand. Ja auch jenes Mittel der Heilung, das sie zu wollen schien, war dasselbe, nur daß er noch Anstand nahm, es zu wählen. Von dieser Stunde an, in welcher die Liebenden ihren Bund auf's Neue besiegelten, erklärte Uriel, daß er jetzt jede Enthaltbarkeit, jeden Zwang aufgebe. Er hätte nicht die Absicht, im offenen Kampfe gegen seine Gegner aufzutreten, aber täuschen wollte er ferner weder sich noch sie. Wo ihn die Wahrheit herausforderte, wollte er sie bekennen. Judith pries sich glücklich, bald eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, was sie vermochte.

Daß sich Uriel's Benehmen änderte, sah man bald, denn er war von Spähern umgeben und machte kein Hehl daraus, daß ihn alles Vergangene reute. Zum dritten Male Apostat, warf er die Gelehrsamkeit des Rechts und Unrechts bei Seite, suchte die alten Weisen wieder hervor, die über den Zusammenhang menschlicher und göttlicher Dinge in alten und neuen Zungen geschrieben haben, suchte den Umgang freidentender Männer unter Juden und Christen, und begann auch, die Resultate seiner Forschungen wieder niederzuschreiben. Die Furcht und Verzweiflung, die sonst bei ihm diese Beschäftigung begleitet hatte, war gänzlich gewichen: er war zu einem Berufe zurückgekehrt, den er ungern aufgegeben und jetzt durch die Anfechtungen desselben erst recht lieb gewonnen hatte. Jede Entdeckung, die er machte, sonst die Ursache zu nachfolgenden trüben Stimmungen, erfüllte ihn jetzt mit jener Freude, die den glücklichen Fund belohnt. Wie hätte dies Alles können verborgen bleiben! Mancherlei Gerüchte liefen über Uriel's neue Sinnesänderung um: er sollte hier und da eine Ceremonie des jüdischen Cultus lächerlich gemacht, eine oder die andere seiner Hauptwahrheiten in Zweifel gezogen haben, auch wurde er, wie zur rechten Bestätigung Alles dessen, nie mehr im Tempel gesehen. Derselbe Oberrabbiner der Synagoge, der dem Freisprechungsrathe vorgeseffen, hatte sogar selbst Gelegenheit, sich vom neuen Verändertsein des unverbesserlichen Portugiesen zu überzeugen. Er war im Hause Uriel's mit einer geistlichen Handlung, welche die orthodoxe Esther verlangt hatte, beschäftigt. Als Uriel nach deren Vollzug

hinzutrat, fand er den Rabbiner dabei, wie er seinem jüngsten Bruder und mehren anderen im Zimmer versammelten Knaben eine Vorschrift der Talmud'schen Sittenlehre auseinandersetzte. Einer der Knaben hatte, um zu beweisen, wie früh der Verfehrungstrieb und die Bigotterie sich im Menschen offenbart, dem Priester hinterbracht, daß ein Kamerad von ihm sich nicht scheue, Dinge, die das Gesetz dem Israeliten verbietet, häufig zu nennen, und daß er an der Erwähnung derselben ein Vergnügen fände. Der Priester lobte unvorhergesehener Weise den Angeklagten und nannte sein Beginnen löblich. „Denn,“ sagte er gerade, als Uriel hereintrat, „es ist vor Gott eine größere Tugend, sich eine Verführung recht oft vorzunehmen und ihr zu widerstehen, als sie gänzlich von sich entfernt zu halten.“ Als die Knaben nun das Zimmer verlassen hatten, schlug Uriel, vertraulich und zum Scherze aufgelegt, dem Rabbi auf die Schulter und sagte: „Nun will ich Euch zeigen, ehrwürdiger Meister, daß ich heute weder Christ noch Jude bin. Die Christen haben dasselbe Moralgesetz, das Ihr aus dem Talmud erwähntet; sie lehren auch, daß es besser sei, mit der Unzucht sich zu Bett zu legen und rein wieder aufzustehen, als von vornherein der Verführung aus dem Wege zu gehen. Aber welch' ein abscheulicher, heuchlerischer Glaube ist doch das! Ist der Adel der Seele da nicht größer, wo man die Sünde meidet, als da, wo man sie nur besiegt? Die Sünde herausfordern kann nur der, welcher aus der Tugend ein Geschäft macht, und die Tugend soll doch im Gegentheil ein angeborener Trieb, ein aus dem Innern hervorströmender freier Erguß der Liebe sein. Wer sich aus freien Stücken mit der Sünde in einen Kampf einläßt, um seine Stärke zu zeigen, hat die Unschuld des Gemüthes schon verloren; und was kann größere Tugend sein, als ein reines Herz haben?“ Der Rabbi blickte zu Uriel hinauf mit einem durchbohrenden Blicke und verließ das Zimmer, eine Drohung in seinen grauen Bart murmelnd.

Judith bot alle ihre Kraft auf, jetzt mit dem Geliebten in gleichem Schritte zu bleiben. Die Warnungen, die man ihr zuflüsterte, überhörte sie; sie unterließ es sogar, offenbare Verleumdungen, die man gegen Uriel verbreitete, zu mildern;

denn sie glaubte jetzt Alles an ihm entschuldigen zu können. Sie fühlte sich muthiger, erhabener als Alle, seitdem sie die Vertraute eines starken Geistes geworden war. Doch wie oft überraschte sie sich wieder auf einer Schwäche! Es gab Augenblicke, wo sie ganz in ihre natürlichen Anlagen zurückfiel und vom Außerordentlichen ihrer Lage schwer gedrückt wurde. In zu kurzer Zeit hatten ihre Entschlüsse reifen sollen, zu schnell war ihr Inneres herausgekehrt worden an die rauhe Seite des Lebens. Ein weibliches Herz vermag vielleicht größern Schmerz zu ertragen, als das männliche, doch muß es allmäliger an Leiden gewöhnt werden. Bei Judith kam Alles ohne Vorbereitung; sie sollte lieben, hassen, bleiben, fliehen, fast in demselben Momente; die Rathschläge, die sie empfing, durchkreuzten sich, ja sie erschrak oft, wenn sie einen Beweggrund zum Handeln suchte, daß ihr nicht immer zuerst ihre Liebe einfiel.

Aber noch waren nur alle diese Dinge Keime der Zukunft, deren tragischem Ausfalle wir entgegen gehen. Noch saß Judith neben Uriel und horchte aufmerksam den Mittheilungen, welche dieser seither mit seinen Zärtlichkeiten abwechseln ließ. Sie hatten sich Beide, durch die Erfahrung dazu genöthigt, das Wort gegeben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, sondern sich Alles zukommen zu lassen, was das wechselseitige Ineinanderaufgehen erleichterte, selbst wenn es Belehrung über ernste Fragen wäre. Uriel fand darin nichts Verkehrtes; denn er sagte zu sich selbst: „Ist die Liebe da, um den Menschen zu beglücken, so ist sie auch da, um ihn zu veredeln. Man sollte nur den lieben, von dem man zugiebt, daß er über uns steht. Denn seine Umarmung hebt uns zu sich hinauf, so daß unsere Herzen weiter, unsere Augen heller und unsere Gedanken kühner werden.“ Deshalb machte er Judith zur Vertrauten seiner Studien, er bemühte sich, sie von ihren Vorurtheilen zu befreien, um auf diese Weise ihre Meinung für sich zu haben. Aber der Fluch dieser Erziehung in der Liebe, die schon so manchen Jüngling betrog, drohte auch hier einzuschlagen. Jedes Weib hat vielleicht Lust, ihre Sphäre zu überschreiten, aber sie fürchtet dann isolirt zu werden. Den Troß, der den Mann, einer Welt gegenüber, nicht verläßt,

kennt sie nicht, sie empfängt ihn nur durch ein Beispiel, das seine Wirkung verliert, sobald es aus den Augen ist. Dem Manne, der Gedanken schafft, dienen die Stufen, auf denen er zu ihnen emporstieg; doch welches Weib hätte sich, wenn sie je einer außerordentlichen Bildung theilhaftig wurde, durch Mittelglieder emporgeschwungen? Es waren immer nur vollendete, schon fertige, vom Schmutz des Aufbauens und Aufsuchens gereinigte Gedanken, die sie in sich aufnahm und die sie dann auch nicht zu vertheidigen verstand. Hier brach sich Judith's Fähigkeit, hier blieb sie hinter Uriel zurück, und je weiter er sich von ihr entfernte, je mehr er ihr von solchen schroffen, für sie unbeweisbaren und unbewiesenen Ideen zuwarf, desto unglücklicher wurde sie. Sie war in dem Zustande, daß sie gleichsam fortwährend die Hände nach ihm ausstreckte, und ihn anflehte, mit ihr Erbarmen zu haben. In dieser Art aber liebte sie ihn doch.

Uriel sah von dem Allen nichts. Ungeört auf seinem Zimmer entdecken, Judith sich mittheilen zu können, war Alles, was an ihm befriedigt sein wollte. Mehr bedurfte es nicht; denn der Zukunft sah er jetzt unerschrocken entgegen. Er war auf den äußersten Fall gerüstet, und der äußerste Fall konnte kein anderer sein, als den er schon erlebt hatte. Sein Ruf unter den Gelehrten nahm immer mehr zu; er hatte es sogar gewagt, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, in welcher er den Angriffen des de Silva die Spitze bot und all' die Sätze, welche ihm jener, sie verdammend, schon vorweggenommen hatte, auf's Neue als seine Ueberzeugung proclamirte. Folglich konnte er täglich einen neuen Gewaltstreich der Synagoge erwarten; doch zögerte diese noch, weil sie Unerhörteres von ihm hoffte, um ihn dann gänzlich in Händen zu haben.

Blötzlich nahmen aber alle diese Verhältnisse eine neue Gestalt an. Einige Worte, welche Uriel eines Abends im Mondschein mit Judith wechselte, gaben dazu die Veranlassung. Sie hatte ihn gefragt, ob er denn in Wahrheit den Namen eines Sadducäers verdiene, den man ihm allgemein gäbe. Uriel hatte dessen kein Hehl und sagte: „Wenn es ein Wort giebt, das eine unabhängige, über Vieles schon im Klaren, über das Meiste noch im Ungewissen befindliche Meinung be-

zeichnet, so möchte ich mich am liebsten mit dem Namen jener Secte bezeichnet sehen.“ — „Dann glaubest Du also auch nicht,“ fiel Judith mit Hast ein, „daß unsere Seelen nach dem Tode wieder vereinigt werden?“ — „Moses lehrt darüber nichts,“ entgegnete Uriel nicht ohne Spott. Judith verstand ihn noch nicht; aber es war ihr in diesem Augenblick schon, als öffnete sich ein tiefer, finsterner Abgrund und sie mußte fort und fort stürzen durch eine Ewigkeit, die sie nicht zu fassen vermochte. Sie zitterte, schwieg, und erst nach langer Zeit fragte sie den Unseligen zum zweiten Male, ob er habe sagen wollen, daß sie Beide in ewige Nacht vergingen. Uriel nickte feierlich mit dem Haupte und erwiderte: „Womit läßt sich nachweisen, daß wir jenseits noch einmal leben sollten? All' die Hülfsmittel zum Leben, welche uns die Natur mitgegeben hat, sind nur für die irdische Welt berechnet, ja für diese reichen sie nicht einmal aus; denn wir müssen sterben und unser ganzer Bau fällt frühe in Asche zusammen.“ Judith fühlte sich wie von einer wunderbaren Kraft unterstützt und entgegnete mit einem Eifer, den sie an ihr Letztes zu setzen schien: „Warum strengst Du denn aber Deinen Geist an, um Wahrheiten zu erforschen, die dann mit Deinem Leben verloren gingen? Sprich, daß es eine zweite Welt giebt, um Deiner hohen Gedanken willen, um Alles, was über Religion, Tugend und Natur gelehrt wird!“

Uriel spürte Judith's Unruhe nicht, vielmehr lachte er und sagte: „Du sprichst so keck, als wolltest Du mit mir streiten. Glaubst Du denn, daß jedes Ding einzeln, für sich genommen, zu Ende gebracht werden muß? Wenn unser Geist Gedanken erzeugt, so erfüllt er eine Beschäftigung, die ihm übertragen ist, ja noch mehr, er genießt eine Wohlthat, die ihm der Himmel schenkt. Was er aber ersinnt, soll nur dazu dienen, daß es ihm selbst Freude gewähre; die Wahrheit dessen, was er denkt, ist der Ewigkeit gleichgültig; die Wahrheit besteht auch ohne ihn. Nimm das Thier! Es bedient sich aller Kräfte, die ihm zu Gebote stehen; wenn es nun nicht alles Das vermag, was der Mensch, soll es dann für dasselbe auch ein Reich geben im Jenseits, wo es auf diese Stufe erhoben wird?“

Judith mußte keine Antwort zu geben, aber eine neue Frage wagte sie noch: „Warum, Uriel, sind denn die Menschen in gute und böse getheilt, wenn es einst keinen Ort gäbe, wo dieser Unterschied ausgeglichen wird?“ Schon wurde dem Befragten dies Gespräch wunderlich und er lächelte: „Wie bescheiden Du bist, Judith!“ rief er aus; „wie artig Du die Belohnung und Bestrafung umschrieben hast! Sage mir, wenn es wirklich eine Ewigkeit gäbe und sie sich damit beschäftigte, diesen zu belohnen und jenen zu bestrafen, hätte sie damit nicht auch eine große Mangelhaftigkeit in der Weltordnung zugelassen? Denn was hieße das anders, als Preise aussetzen, welche nicht mehr die Tugend zu erringen hätte, sondern der Eigennutz? Die Tugend ist, wie die Wahrheit, um ihrer selbst willen da. Sie theilt hierin die Eigenschaft, welche der Schönheit noch nie bestritten wurde. Von der Schönheit verlangst Du nicht, daß sie sich dereinst noch steigern. Ich möchte Dich, theure Judith, niemals schöner sehen, als Du bist, und leugne gerade deshalb die Unsterblichkeit Deiner Seele, weil ich fürchte, daß Du einmal anders sein könntest, als eben jetzt.“

Judith aber hatte mit diesen Worten, denen sie traute, alle Fäden verloren, die noch ihren Glauben und ihre Hoffnung zusammenhielten. Bittend blickte sie zu Uriel hinauf, sie fühlte, daß sie an der Grenze war, über die hinaus sie ihm nicht mehr folgen konnte. Da er schwieg, so wagte sie, die stillen Sterne über ihren Häuptern zu beschwören und mit diesen gegen Uriel zu kämpfen. Doch er nannte Alles Täuschung und sagte, die Welt sei nur eine Grille Gottes; ein Plan Gottes könne sie nicht sein, da nur die irdische Schwäche, die mit einem Worte nichts schaffen könnte, Pläne mache. Und Judith sah Alles an, was Uriel so Grausamwitziges sprach, und fühlte es bis in den feinsten Kern ihrer Seele. Sie krümmte sich wehklagend in dem Zauberkreis seiner Worte, beschwor ihn, seine Formeln zurückzunehmen, und richtete sich, wie athemlos, mit der letzten Frage an ihn: ob denn auch die Schwüre ihrer Liebe verhallen müßten in das Nichts, und sich Liebende im Jenseits nicht wieder finden würden? Uriel verneinte Alles. Er legte seine eiskalte Hand

in Judith's fieberglühende und sagte: „Wie kann man sich lieben, ohne die Reize des Körpers und der Seele zu besitzen, welche Dich auf Erden schmücken? Es ist unerweislich, daß wir im Jenseits mit denselben Stiefeln und Sporen auftreten wie hier. Unsere kleinen Gebrechen, die oft so liebenswürdig sind, Deine vielen Launen, die mich entzücken, müßten dort alle aufhören. Es könnte doch nur ein seelischer Zustand sein, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küffen und Umarmungen zu lieben. Diese Seelengenüsse müssen aber ohne sinnliche Empfindung sehr einförmig sein, wie ich mir denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenseits zu hoffen pflegt, nicht ohne die größte Langeweile vorstellen kann. So gewiß ich jetzt lebe, werde ich einmal todt daliegen, ohne alle Besinnung, ohne zu wissen, daß es eine Judith gab. Es giebt nur eine Unsterblichkeit: das ist die im Gedächtnisse der Menschen; jede andere ist eine abergläubische und eigennützige Täuschung.“ Dann überhäufte der Atheist seine Geliebte mit Liebkosungen und brachte sie durch seine ausgelassene, fast gemachte Lustigkeit dahin, zu allen seinen grausamen Erklärungen eine gute Miene zu machen. Sie lächelte auch und versprach ihm beim Abschied, daß sie Alles in genaue Ueberlegung ziehen wollte.

Judith war freilich nicht selbstständig genug, als daß sie gewagt hätte, jetzt über Uriel den Stab zu brechen; aber eingestehen konnte sie sich, daß ihr Vertrauen zu ihm wankend wurde. Er hatte sie selbst aus ihrer früheren Unbefangtheit herausgerissen und sie gelehrt, auf Fragen dieser Art, wie sie an jenem Abende unterschieden wurden, Werth zu legen. Sie sah ein, daß sie diesem Fluge nicht mehr folgen konnte. Sie würde nicht geglaubt haben, daß dies Zurückbleiben eine Verringerung ihrer Liebe sein könnte, wenn Uriel nicht selbst gesagt hätte, daß man auch ohne Unsterblichkeit lieben könnte. Keinem dieser Dilemmen, in die ihr Glaube und ihre Liebe geriethen, war sie gewachsen; sie wurde unwillig, daß sie dazwischen gerathen war, und es gab Augenblicke, wo sich der Mißmuth über den Urheber dieser Verwirrung bis zum Hasse steigerte. Schon vermied sie zuweilen, Uriel zu begegnen, ob sie ihn gleich, da es sie dann wieder reute, von freien Stücken

wieder aufsuchte. Ben Jochai, dessen Rath sie ansprach, bestärkte sie in ihrem Entschlusse, sich von Uriel loszureißen. Es kam immer mehr zum Vorschein, daß Uriel's Vetter eine falsche Rolle spielte, daß er keineswegs im Sinne hatte, seine Ansprüche auf Judith zu opfern, und es steht zu erwarten, welche Folgen diese neue Veränderung in den wechselseitigen Gesinnungen nach sich ziehen wird.

Uriel selbst aber war es, der Alles verdarb. Seine Entschlossenheit verließ ihn auf's Neue, als er Judith's verändertes Benehmen sah. Der Augenblick, wo er sie als seine Gattin heimführen wollte, war näher als je. Alle seine Gedanken waren um so mehr auf Judith's Liebe gerichtet, und jetzt schien es ihm, als sei sie lauer, zurückhaltender, mißtrauisch geworden. Uriel gerieth in Verzweiflung. Er war auf Alles gefaßt gewesen, was die Zukunft ihm hätte bieten können, nur auf Judith's Verlust nicht. Sie hatte ja die Hälfte der Last zu tragen auf sich genommen oder doch versprochen, sich durch nichts, was auch eintreten könnte, von ihm trennen zu lassen. Er hatte Alles, was die Zukunft versagen mochte, durch sie ersetzt gehofft, und sich daran gewöhnt, sie sich als die Theilhaberin jedes künftigen Glückes oder Mißgeschickes zu denken. Jetzt entzog sie sich ihm; noch sah er darin nicht die Untreue, sondern erst die Thatsache des Verlustes, die er nicht fassen konnte. Er stand nicht, wie Andere, denen ein Weib untreu wurde, hob die Hände gen Himmel und blickte auf Alles, was vorangegangen war, um sich an dem Gedanken zu foltern: „Ist es denn nur möglich!“ Er ging nicht auf die seligen Stunden zurück, da ihm Judith nicht Liebe konnte geheuchelt haben, er verglich die Gewißheit, die Treue und das Glück des schon Erlebten nicht mit der Ungewißheit und der Untreue, die ihn jetzt vernichteten; sondern er dachte an den Zustand des Kommenden: er glaubte sich Alles erklären zu können, er klagte nur sich an und stieg von der Höhe, zu der er sich in der jüngsten Zeit emporgeschwungen hatte, wie in taumelnder Besinnungslosigkeit herunter.

„So habe ich jetzt,“ rief er aus, „zu allen Verwünschungen, welche mich hier auf Erden schon trafen, auch noch den Fluch

des Himmels auf mich geladen! Wo finde ich einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Mein Liebstes habe ich selbst von mir gestoßen; ich fand eine Kurzweil darin, eine Perle mit meinen Füßen zu zertreten. Warum flieht mich Judith? Sie haßt mich nicht, aber ich bin ihr unheimlich geworden. Ich zerriß selbst das Band, das sie an mich fesselte; denn welches Weib möchte dem freigeistigen Uebermuth, womit ich in ihrer Nähe spielte, vertraut sein? Es ist kein böser Entschluß, daß mich Judith meidet, ich selbst zwang sie dazu. Ich löste sie von einer Welt ab, deren Sprache und Gesinnung ihr verständlich ist, und gab ich ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloses, Lustiges erntete sie aus meinem Umgang. Sie war im Stande, Einmal das Elend zu ertragen, das über mich verhängt wurde; aber ich Verblendeter nahm es an, als sie sich vermaß, es zum zweiten Male zu können. Ich erblickte darin eine Aufforderung, was doch nur ein stummes Zeichen ihrer Liebe war, ein Wille, den ich für die That hätte nehmen sollen. Jetzt kann ich täglich die Erneuerung meines Bannes erwarten; dann ist alle Verbindung mit meinem Volke abgeschnitten, ich bin verstoßen, verachtet, gemieden, und konnte in diesem elenden Zustand Judith mit hineinziehen? Sie gesteht sich ihn vielleicht nicht, diesen neuen Schlag, aber sie ahnt ihn voraus, und ohne zu wissen, was sie thut, meidet sie den, der an ihr in fortwährendem Verbrechen lebt. Wie helfe ich mir und ihr?"

Ben Jochai trat schüchtern in Uriel's Zimmer. Seinem Gesichte stand die Maske theilnehmender Freundschaft schlecht, aber Uriel, nur mit seinem Leide beschäftigt, hatte sogar vergessen, daß ihn Jochai seit seinem Widerruf mied und daß ihm Beweise hinterbracht worden waren, die seines Veters guten Willen in den Schatten stellten. Er klagte ihm sein Leiden und fragte, ob er Hülfe oder Rath wüßte. Jochai ließ die Entschuldigung seines langen Ausbleibens, womit er begonnen hatte, sogleich fallen und fuhr fort: „Mein lieber Vetter, diese mißliche Lage Deines Verhältnisses zu Judith treibt mich zu Dir. Ich sehe, daß sich Judith unter denselben Schmerzen windet wie Du. Ich weiß nicht, ob ein Zwist vorausging, der Eure Zungen lähmte zu offenen Geständnissen;

aber so ist die Lage, es kommt nur auf eine Mittheilung an." Uriel flehte ihn an, sich offen zu erklären. „Du täuschest Dich," fuhr Jochai fort, „wenn Du glaubst, Judith hasse Dich. Alle Welt sieht freilich, daß ihr Benehmen gegen Dich sich geändert hat, aber wenn sie Dich flieht, so thut sie es nur um ihrer Liebe willen. Judith ist in einer Stimmung, die weit unglücklicher ist als die Deinige. Du hast sie so gefesselt, daß sie nach Licht, Leben und Athem schreit. Du hast ihr Herz in Deine Gewalt gebracht, Du hast jetzt auch ihren Geist verwirrt; wo soll sie einen Ausweg finden, wenn sie sich selbst nicht verlieren will? Sie betet das Ungeßüm Deiner Gedanken an, sie glaubt Alles, was Du ihr davon mittheiltest, aber es ist schon mehr, als sie Kraft hat zu tragen." Uriel legte die Hand vor die Augen; denn jedes Wort bestätigte, was er sich schon selbst hatte gestehen müssen. „Nun ist dies aber Alles nicht so," fuhr Jochai fort, „daß daraus wirklich ein Bruch zwischen Euch Beiden entstehen müßte. Es kommt nur darauf an, daß Du Dich entschließt, hier selbst etwas zu thun." Jochai stockte, aber Uriel winkte, er sollte nur fortfahren. „Nun denn," sagte der Vetter, „ich weiß, daß Judith für Dich verloren ist, wenn ein Ereigniß, das in der That im Anzuge ist, auf's Neue über Dich hereinbräche."

Uriel sprang auf, ergriff hastig seinen Arm, stammelte: „Du sprichst vom Bann, Vetter!" und lechzte nach dem Worte, das über Jochai's Lippen kommen würde. Dieser sagte versänglich genug: „Es ist wahr, sie würde die Aht nicht ertragen können; darum siehe zu, daß Du sie umgehst." — „Wie soll ich das thun?" rief Uriel verzweifelnd. Jochai hielt ihn grausam einen Augenblick hin, dann trat er zu ihm heran, ergriff seine Hand und sprach mit gedämpfter Stimme: „Unglücklicher, wie durchschneidet es mein Herz, daß Du so vielen Leiden aufgespart bist!"

Uriel stürzte auf einen Sessel und badete sich in Thränen. Jochai schwieg; was hätte er auch sagen können, daß Uriel nicht schon wußte? Dennoch sprach er es aus. „Die Synagoge hat Deine Schrift dem Feuer übergeben, der morgende Tag schon ist dazu bestimmt, einen neuen viel stärkern Bann, als den früheren, über Dich auszusprechen. Komm dem Allem

zuvor! Stelle Dich selbst Deinen Richtern und unterwirf Dich einer Buße! Ich will alle meine Kräfte ausbieten, daß diese so mild als möglich eingerichtet werde. Entschlage Dich dann in Zukunft allen neuen Reizungen der Gemeinde, verlaß entweder diese Gegend, oder hilf bei den Geschäften Deiner Brüder, daß Du Zerstreuung hast. Judith hast Du um diesen Preis zurückgekauft."

Uriel sah ihn starr an; es kam ihm vor, als hätte der Better bei dieser letzten Erklärung blässer ausgesehen als zuvor. Es übermannte ihn einen Moment der Gedanke, daß ihn Jochai ja hassen mußte, weil er ihm Judith's Liebe geraubt, daß er unter der Maske der Freundschaft ihm böse Rathschläge ertheilen könnte. Doch strömte das Gefühl seiner verzweifelten Lage über ihn her, er schritt händeringend im Zimmer auf und nieder und beschwor Jochai, zu sagen, ob er Judith's gewiß sein dürfte, nachdem er sich Allem unterworfen hätte? Jochai gestand, daß Judith in dieser Art ihren Willen gegen ihn erklärt hätte. „Sie ist nicht grausam," sagte er, „denn sie versteht selbst nicht, was sie will. Sie dachte auch in diesem Augenblick nicht an die Demüthigung, die Dir widerfahren solle, sondern an ihre eigene Ruhe, an eine Herabstimmung Deines ganzen Wesens, das sie erdrückt. Sie wird unglücklich sein, wenn sie erfährt, was Du bei diesem neuen Schritt hast leiden müssen, aber dann wirst Du ihrer gewiß sein." Uriel rang die Hände, Scham und Verzweiflung peitschten ihn; kein Wort kam mehr über seine Lippen, und Jochai verließ ihn, in einigen Stunden seine Rückkehr versprechend.

Inzwischen hatte sich schon das Gerücht von Uriel's neuer Aechterklärung in der Stadt verbreitet. In seinem Hause war Alles von den Thränen seiner Mutter und Brüder benetzt, seine Freunde und Bekannte bestürmten ihn, seine Gesinnung zu ändern und den Richtern zuvorzukommen. Keinen Augenblick mehr allein wußte er kaum, wo er die Besinnung hernehmen sollte. Wo er sich in den Straßen sehen ließ, verfolgten ihn Fingerzeige, Gruppen bildeten sich, wo er stillstand, und begleiteten ihn bis in seine Wohnung, die er vor Scham kaum zu erreichen vermochte. Mitten unter diesen

Fortschritten vorschneller Theilnahme und Neugier mußte er den Muth verlieren, selbst wenn er sich ermannen wollte. Alle seine Entschlüsse sanken lahm zusammen; Jochai fand ihn zerschmettert, jeder Zumuthung fähig, ganz ohnmächtigen Willens. Es wurde Abend, eben sank die Sonne. Das Zimmer füllte sich mit Rathgebern und Beileidbezeigern, das Haus umstanden Neugierige, ja es währte nicht lange, so ging der Fanatismus der unten versammelten Menge weiter und weiter; Drohungen und Verwünschungen erfüllten die Luft. Es ging Uriel nicht besser, wie einem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird. Die Hoheit des stolzen Mannes war gebrochen, er fragte sich seufzend: „Bin ich denn noch Uriel Acosta, der Vertraute des Plato und Sokrates?“ Er zitterte krampfhaft, denn er hörte, wie unten sein Name in den Roth der Gasse geschleift wurde. Er ergriff die Bücher, die auf seinem Tische lagen, und küßte sie weinend. Es schien ihm, als müßte er Abschied nehmen von Allem und die Geister der Weisen, mit denen er zu verkehren pflegte, versöhnen, da es nur noch an einem Haare hing, daß er sie Alle verrieth. Jochai zerschnitt dieses Haar, er hob den Willenlosen vom Sessel auf und führte den, der nicht mehr widerstand, hinaus unter die tobende Menge, durch die Straßen, deren Häuser von Zuschauern besetzt waren, bis sie, nicht ohne Gefahr, gesteinigt zu werden, die Wohnung des Hohenpriesters erreicht hatten.

Uriel befand sich in einem finstern, kerkerähnlichen Gemach. Jochai hatte ihn mit der Versicherung verlassen, er würde Judith's gute Meinung zu erhalten suchen und Alles daran setzen, daß ihm die Synagoge eine gelinde Strafe zuerkennen sollte. Uriel rechnete auf Beides; denn es schien ihm immer mehr, als wenn Jochai sein Schicksal in Händen hätte.

Er war allein. Welch' entseßliche Demüthigung hatte er erfahren! Durch die volkreichsten Straßen Amsterdams war er wie ein Verbrecher gezogen, von den Schmähungen und Steinwürfen des jüdischen Pöbels verfolgt, den Christen ein Anblick, den sie theilnahmslos ertrugen oder der wol gar auch ihren Spott herausgefordert hatte. Hier rief man ihm nach: Abtrünniger! Christ! dort: Gottesleugner! Heide! Philosoph!

Aber was stand ihm noch bevor? Von der Rache der Priester war jetzt Alles zu erwarten. Er fluchte seinem Vetter, der sich seines ohnmächtigen Willens bemächtigt und ihn hierher geführt hatte; er lief wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab, stieß seinen Kopf an die Wände und schlug an die Thür, die man hinter ihm verschlossen hatte. Dann zwang ihn die Ermattung, zur Besinnung zurückzukehren. Er sank auf ein Bett nieder, das im Zimmer stand, und verlor sich in einen dumpfen, träumenden Zustand. Seine Phantasie wurde wach; er gaukelte sich die entsetzlichsten Gedanken vor, sah sich wie den gemeinsten Verbrecher behandelt, sah seinen Vetter, selbst Judith dabei thätig; seine Sinne verließen ihn, denn nichts hatte mehr Mitleiden mit ihm; außer zuletzt der Schlaf, der seine fieberhaften Vorstellungen auflöste und ihn in eine kurze Ruhe wiegte.

Der Bote der Synagoge führte Uriel am Morgen in das Versammlungszimmer der Priester, wo er seinen so oft bereuten Widerruf abgegeben hatte. Er fand seine Richter schon versammelt und erstaunte, als man ihn fragte, warum er sich hieher begeben. Er selber wußte nicht, wie dies gekommen, und fragte: „Bin ich denn nicht auf Euern Befehl hier?“ — Der Vorsitzende gab diese Frage mit den Worten zurück: „Was sollte uns treiben, Dich in unsere Nähe zu führen? Unser Fluch hätte Dich überall getroffen, wo Du auch wandeltest.“ — „Ich bin hier,“ entgegnete Uriel, um Euer schon ausgestreckten Arm zurückzuhalten. Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich angehört habt.“ — „Was sollen wir Dich anhören?“ sprach der Oberrabbi; „Du hast Dich selbst verdammt in Schrift, in Gespräch und That: hier ist Alles reif; der Sonnenschein, der Deine Verbrechen zeitigte, läßt sich nicht zurücknehmen, es sei denn, daß Du freiwillig Dich der Kirchenbuße unterwürfest.“ — „Deshalb bin ich hier,“ antwortete Uriel; „ich will Frieden mit Euch, mich verlangt nicht nach der Unruhe, welche Eure Verfolgung über mich, meine Familie und meine ganze Zukunft bringt. Beschleunigt deshalb Euer Beschluß und gebt mich bald wieder aus Eurer Gewalt!“ — Uriel brachte aus dem Murmeln, das jetzt durch die Versammlung lief, keinen verständlichen Sinn heraus, bis ihm der

Vorsitzende erklärte, daß ihm der Bescheid zur gehörigen Zeit würde bekannt gemacht werden. Uriel hat noch einmal, Alles in Kürze zu beendigen, und wurde auf sein Zimmer wieder zurückgeführt.

Jetzt verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß Uriel von seinem Schicksal etwas erfuhr. Man brachte ihm Speise und Trank, doch seine Fragen beantworteten die Wächter nur mit ausweichenden Reden. Seine Ungebuld wuchs in dem Verhältniß, wie seine Kraft abnahm. Sein Angesicht verfiel, seine Augen vertieften sich, sein ganzer Körper sank zusammen. Auch die Lebhaftigkeit seines Geistes verschwand, seine Einbildungskraft stumpfte sich ab; denn was kann vernichtender wirken, als zu einer Demüthigung nicht die Zeit erwarten zu können! Ein Wahn reihte sich an den andern: Uriel gab seine Hoffnung auf und gerieth auf den Gedanken, daß man ihn gänzlich der Welt entziehen wollte. Aller Mittel beraubt, einen solchen Plan zu hintertreiben, machte er sich endlich mit demselben vertraut und ergab sich einer vollkommenen Resignation. Wenn man dies Mittel gewählt hatte, um seinen stolzen Sinn gänzlich zu vernichten, so hatte man sich nicht vergriffen. Uriel träumte sein monotones Dasein von einem Tage zum andern fort, seine einzige Folter war die Zeit; an die schwindenden Minuten hatte er sich gleichsam angeschmiebet; diese schleppten ihn langsam mit sich fort und übergaben ihn von einer Stunde, die ihn folterte, an die andere. Zuletzt gewöhnte er sich auch an das Vorrücken der Zeit und stellte an Geist und Leib ein beklagenswerthes Bild der Vernichtung dar.

So mochten einige Monate vergangen sein, als sich eines Tages Uriel's Gefängniß zu einer ungewöhnlichen Stunde öffnete. Ob schon es heller Tag war, so fiel ihm das Licht von zahllosen Kerzen entgegen, welche von Priestern getragen wurden, die den Gang besetzt hielten. Man trat Uriel selbst an und erklärte ihm, daß jetzt der Augenblick seiner Buße gekommen sei. Uriel schwieg. Den Männern wegen seines langen Gefängnisses Vorwürfe zu machen, hinderte ihn seine Muthlosigkeit und die Erwartung dessen, was sich jetzt begeben mußte. Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Buß-

Kleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze und winkte ihm, jetzt in diesem demüthigenden Aufzuge ihnen zu folgen. Uriel ließ mit sich Alles geschehen. Der Gedanke, nun bald von dieser ganzen Pein erlöst zu sein, bemächtigte sich seiner, und er hoffte nach einer kurzen Plage beim Ziele seiner Wünsche zu stehen. Diese Berechnung, wie sehr ihr die Hinfälligkeit seines Geistes und Körpers zu widersprechen schien, erhob ihn doch wieder und flößte ihm so viel Kraft des Bewußtseins ein, als er vielleicht gewünscht hätte, bei den nachfolgenden Scenen nicht zu besitzen; denn schon als er in die Synagoge trat, erschraf er, sie über und über mit Menschen angefüllt zu sehen. Alles war gekommen, um Zeuge dieses seltenen Schauspiels zu werden. Die Priester hatten Mühe, durch die drängende Versammlung einen Weg zu bahnen; Alle wollten dem Opfer des Tages nahe sein, und sich an den Mienen eines Verbrechers weiden, dem gegenüber sie sich freilich rühmen konnten, daß sie es ihm niemals nachthun würden. Aber auch das Mitleid wollte in seiner Nähe bleiben, um ihm Muth zuzusprechen: Alles gleich widerlich für Uriel, den Scham und Verzweiflung schon zu umkreisen ansingen. Er vermochte es nicht, wie er wollte, dreist sein Auge zu erheben und die Menge zu übersehen; der Contrast seines elenden Aufzuges überfiel ihn zu mächtig, und auf's Glendeste gedemüthigt, schritt er den Priestern nach, die ihm Raum machten, daß er unter der Menge sicher seinen Fuß setzen konnte.

Am Hochaltar angelangt, blieb der Zug stehen. Uriel wurde bedeutet, die Erhöhung zu betreten. Hier stand er zuerst, Allen sichtbar, allein, nur damit beschäftigt, wie er die Blicke der versammelten Menge, die ihn jetzt alle gleichmäßig trafen, aufnehmen sollte. Unfähig, Troß zu zeigen, senkte er die Augen vor Scham und vor dem überwältigenden Gefühl seiner Leiden. Ein Priester trat zu ihm hinauf, übergab ihm eine Pergamentrolle, auf welcher die lange Reihe seiner Vergehungen verzeichnet stand; er sollte sie, als die erste Handlung seiner Buße, mit lauter Stimme ablesen. Uriel hatte dies erwarten können, und ohne zu wissen, was die Rolle Alles enthielt, begann er sie mit gedämpftem, rührendem Tone

vorzulesen. „Ich, Uriel Acosta,“ hieß es hier, „von Geburt ein Portugiese und Christ, bekenne öffentlich, daß ich, nachdem ich freiwillig zum Judenthum mich bekannt habe, alle meine Bestrebungen darauf richtete, die Göttlichkeit meines neuen Bekenntnisses anzutasten, seine vorzüglichsten Lehren in Zweifel zu ziehen und zu besonderer Gunst des Christenthums, das ich heimlich nicht abgeschworen hatte, den Dienst Jehova's zu untergraben. Zu dem Ende ergriff ich jede Gelegenheit, mit den Beamten der Synagoge anzubinden, sie in ihrem Wirkungskreise zu stören und sogar heilige Gebräuche in dem Augenblicke, wo sie verrichtet wurden, lächerlich zu machen. Meine Geisteskräfte, nur darauf gerichtet, versteckten Hinterhalt zu legen, Unbezweifeltes durch Trugschlüsse als unerweisbar hinzustellen, und da, wo die Kraft des Verstandes nicht ausreichte, durch Spott zum Ziele zu gelangen, benutzte ich hauptsächlich gegen die heiligen Schriften der alten und neuen Tradition. Ich ließ Erklärungen ausgehen, welche die jetzigen Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes als nicht im Einklang befindlich mit den alten heiligen Schriften nachweisen sollten, und lud so viel Zorn und Groll des Himmels auf mich, daß ich die Achterklärung, welche mich vor einem Jahre traf, nur als verdiente Strafe meiner Verbrechen ansehen muß. O hätte diese Strafe länger gedauert! Doch die Unbequemlichkeit derselben wol fühlend, entschloß ich mich, ein teuflisches Spiel zu treiben. Ich kehrte, noch in der ganzen Ausdünstung meines Fluches, zu den Vätern der Synagoge zurück und heuchelte Reue und Ergebenheit. Die Langmuth dieser Ehrwürdigen befreite mich vom Banne. Seitdem begann ich aber offener hervorzutreten. Wo es mir irgend gelang, suchte ich die Lehre Jehova's in Mißachtung zu bringen, ich richtete mein Augenmerk auf Alle, die etwa Lust tragen sollten, sich derselben zuzuwenden, und redete ihnen von ihrem Vorhaben ab. Ich betrog den Himmel um zahllose Seelen. Aber meine Vermessenheit stieg noch höher. Ungeachtet ich alle meine früheren Vergehungen in höherm Grade wiederholte, hielt ich es nicht genug, gegen die Einrichtungen Jehova's zu streiten, sondern ich vergriff mich an ihm selbst. Ich zog das Dasein einer göttlichen Gewalt in Zweifel, leugnete die

Fortdauer der Seele und häufte auf Entsetzliches Entsetzlicheres. Doch jetzt ergriff mich auf der höchsten Stufe der Verbrechen Schwindel, ich verlor meine Besinnung und stürzte elend zu Boden. Die Strafe Gottes hatte mich erreicht. Ich bekenne, daß ich seines Beistandes gänzlich für verlustig sollte erklärt werden, daß er durch einen martervollen Tod noch bei weitem keine angemessene Genugthuung an mir fände. Allein die heiligen Väter der Synagoge haben versprochen, für meine Seele Fürbitte einzulegen und mich durch eine vollständige Kirchenbuße der göttlichen Huld auf's Neue zu empfehlen. So verhängt denn Alles über mich! Mich dürstet nach dem Lohn meiner Verbrechen!"

Uriel hatte schon bei den ersten Worten, wo er wie mechanisch gesagt hatte, daß er Christ war, innehalten wollen; denn er sah hier seines Veters Berrätherei. Bald stockte er an einer andern Stelle, an einer dritten; aber die Priester zwangen ihn, weiter zu lesen; die letzten Worte waren kaum noch hörbar. Uriel wankte zurück, die Priester fingen ihn auf, nahmen ihm die Kerze aus der Hand und führten ihn in einen dunkeln Winkel des Tempels, wo er sein ferneres Schicksal erwarten sollte.

Die Versammlung stimmte inzwischen jenen Psalm an, welchen David sang, als Doeg, der Edomiter, kam und Saul ansagte, daß David in Abimelech's Haus gekommen: „Was trötest du denn —“. Auf Uriel verfehlte aber dieser Fanatismus seine Wirkung. Die Ohnmacht seines Wesens war verschwunden. Das Blut flog siedend in seinen Adern auf und ab, er hätte mit lauter Stimme gegen diese Menschen losbrechen können, wenn ihn der Gesang nicht übertäubt hätte. Was wollte man denn noch von ihm? Waren jene lügenhaften Worte noch keine hinreichende Demüthigung? Uriel glaubte seinen Vetter zu sehen. Schon drohte er ihm mit beiden Fäusten. Er hatte sich getäuscht und knirschte vor Ingrimm. Wer hatte ihn in die Lage versetzt? Wer die mildeste Strafe versprochen? Wer hatte seine Geburt, seine Meinung über den Tod an die Priester verrathen? Er warf sich zur Erde nieder und wand sich wie ein wildes Thier. Doch überwältigte der Gesang seine Wuth, er mußte sich an die Ermattung

übergeben, und wartete jetzt stumm auf Alles, was noch kommen würde.

Nachdem der Psalm zu Ende gesungen war, führten mehre Diener der Synagoge den Büßenden aus dem Dunkel hervor, stellten ihn dicht vor den Hochaltar, banden ihn an eine Säule fest und entblößten seinen Leib. Ruthenstrieche fielen auf ihn herab, an der Zahl neununddreißig. Uriel schrie nicht, sondern wehlagte nur leise; seine Seele litt fürchterlicher als der gemißhandelte Körper. Er fühlte schmerzlich, was an ihm Alles beleidigt wurde, die Wissenschaft, die Vernunft, Sokrates, Christus. Er war gefaßt, Strafe zu leiden, er hätte den Tod nicht gescheut; aber diese Erniedrigung! Sein Schmerz übermannte ihn, Thränen stürzten aus seinen Augen; doch wurden sie die Quelle neuer Qualen für ihn: denn konnten sie nicht mit Thränen der Reue verwechselt werden? Seine Empfindung sprang plötzlich wieder in Wuth über, er drohte mit seinen zerfleischten Armen, stieß zahllose Verwünschungen aus, bis ihn der Psalm übertönte, welchen David dichtete: „Jauchzet Gott, alle Lande!“

Uriel schwieg; er überließ die Reihe der Leidenschaften, die, alle jetzt entfesselt, wild in ihm tobten, und blieb da stehen, wo die Rache schnaubte. Rache war das einzige Wort, das ihm den Muth gab, noch Größeres zu erdulden; denn noch war das Maß seiner Leiden nicht voll. Wenn es eine größere Strafe geben kann, als Züchtigung eines edeln, frei gebornen Körpers, in dem eine große Seele wohnt, so traf ihn auch noch diese. Man ergriff ihn zum zweiten Male, führte ihn an den Ausgang des Tempels, befestigte ihn an der Schwelle der Thür und ließ die ganze Versammlung, die sich auflöste, über ihn wegtreten. An Mitleid dachte der Fanatismus nicht, auch nicht an Schonung; er half mit rüstiger Hand die Strafe vollziehen und trat grausam auf den sich krümmenden Leib des Unglücklichen. Uriel ertrug Alles, denn die Rache ist eine aufheiternde, tröstende Freundin jeder Kränkung. Sie versagt dem Munde die Kraft, seinen Schmerz auszuschreien; sie macht jede Klage stumm, sie verkürzt sogar die Zeit des Leides und giebt da Leben wieder, wo man glauben sollte, es sei gänzlich geflohen. Die Rache half Uriel

bis auf den letzten Moment ausharten, bis das ganze jüdische Amsterdam über ihn hinweg war; jetzt half sie ihm aber die Riemen, die ihn festgeschnallt hatten und durch die Füße der Versammlung fast aufgerieben waren, vollends zerreißen; sie schwang ihre blutige Fackel, und wie ein Rasender stürzte Uriel von dem Orte seiner Erniedrigung fort, durch die Straßen der Stadt in die Wohnung der Seinigen. Mit todtenbleichem Angesicht, bluttriefend, mit zerrissenen Kleidern trat er vor seine versammelte Familie, die er in Thränen und Wehklagen aufgelöst fand. Er sprach kein Wort, das sich verstehen ließ, er sagte, er verlangte, man wußte nicht was, er lachte wild auf, er weinte vor Wuth. Der junge Baruch Spinoza wagte allein, ihm nahe zu treten. Er ergriff das Kind, hielt es zum Himmel auf, seine Augen verriethen, daß er sprechen wollte, aber die Zunge versagte ihm. Er sank zurück, nahm den Knaben auf den Schooß, versuchte noch einmal, zu reden, und diese Worte drängten sich abgebrochen aus seiner lautathmenden Brust hervor. „Unschuldiger Knabe, Du ahnest noch nichts von den Gräueln dieser Welt, und ein Zerschmetterter, ein bis zum Wahnsinn Mißhandelter trägt Dich in den Armen! Zitterst Du nicht vor Verbrechen, wie man sie an mir begangen hat? Blicke mich nicht so stumm an, Knabe; was an mir geschehen ist, bleibt unerhört unter der Sonne. Ja, Du hebst, himmlisches Kind; selbst Deine unschuldvollen Züge müssen erblaffen, wo sie diesen Frevel sehen, diesen geschändeten Leib, diesen zertretenen Stolz! Du segnest meine Rache! Du versprichst mir, meine Rache zu Ende zu bringen; poche einst, wenn Dein Geist sich erhebt, an die Wohnung Gottes, und forsche, warum er die, welche sein Geheimniß lieben, züchtigt. Mein unvollendetes, zertretenes Werk gebe ich Dir, der noch einzig furchtlos ist und der meines Schwertes Scharren an jenen elenden Knechten der Allmacht ausweizen wird. Das Gegenwärtige sinkt Alles unter mir zusammen, nur auf die Zukunft hoffe ich. O Gott, o Gott, wie elend hast Du mich gemacht!“ Seine Familie wollte helfen, wollte das Blut vom Körper wischen, die zerfetzten Kleider abnehmen, aber er wies Alles zurück. „Auf wie lange? auf wie lange?“ rief er; „ein gezeigelter Stolz

stirbt! Die Sehnen meines Nackens sind schlaff, ich bin ein angeschossener Adler, der mit den Flügeln um sich schlägt, aber bald ausathmen wird. Laßt mich, laßt mich, die Stunde ist da!"

Mit diesen Worten entzog er sich Allen, eilte auf sein Zimmer, schloß sich zwei Tage ein und nahm kaum etwas Nahrung, dann ergriff er plötzlich zwei Pistolen, die schon seit lange fortwährend geladen über seinem Bette hingen, bahnte sich den Weg durch die Menge, die neugierig sein Haus umstand, und stürzte wahnsinnig, seine Mordwaffen nicht einmal verbergend, fort. Er suchte Jochai's Haus. Es war Abend.

An Vanderstraten's Wohnung mußte er da vorüber. Hier sah er Alles auf das Festlichste erleuchtet. Karossen flogen nacheinander vor das Portal und ließen schön gepuhte Paare heraus; Diener rannten Trepp' auf, Trepp' ab; durch alle Säle verbreitete sich köstlicher Ambraduft; die Thüren des ganzen Gebäudes waren geöffnet, um dem Feste den größten Spielraum zu lassen; eine rauschende Musik tönte von oben her. Uriel staunte; so viel Besinnung hatte er noch, alles Das zu bemerken. Eine Ahnung fuhr ihm durch die Seele, sie schleuderte ihn blitzschnell die Stiege hinauf, in den großen, von tausend Kerzen erhellten, von glänzenden Gästen besetzten Saal. Alles schrie vor Entsetzen auf, als man des Wahnsinnigen ansichtig wurde. Aber schon hatte er sein Opfer gefunden, er legte auf seinen Vetter an, das Pulver blitzte, und — Judith, Jochai's eben angetraute Braut, schwamm in ihrem Blute. Uriel, der vielleicht nicht sah, wie fürchterlich er sein Ziel verfehlt hatte, ergriff die zweite Pistole; man fiel ihm in die Arme; doch die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft. Er wehrte sich mit seiner Waffe gegen die Andringenden und bahnte sich in ein Nebenzimmer den Rückzug. Bald hörte man den zweiten Schuß. Er hatte sich selbst das Gehirn zerschmettert.

Dieselbe Erde deckte Uriel's und Judith's Leichen. Doch trennte sie der Ausspruch der Synagoge; denn Uriel's Leichnam wurde in einen entfernten Winkel des Friedhofs überführt. Dafür gesellte sich bald seine Mutter, Esther, zu ihm,

welche diese Schrecken und den Verlust eines solchen Sohnes nicht ertragen konnte. Auch blieb die Stätte nicht ohne den Schmuck der Liebe: Uriel's Schwester bepflanzte sie mit Trauerweiden und Blumen der Klage. Baruch sah man oft an seines unglücklichen Oheims endlicher Freistatt. Aus der Erinnerung an diesen theuern Dulder schöpfte er sich die Kraft zu den Leiden, die auch ihm diese von den Menschen verunstaltete Erde zu tragen beschieden hatte.

Schauspieler vom Hamburger Berge.

(1839.)

„Kommen Sie,“ sagte kürzlich ein Freund zu mir, „kommen Sie, es ist Sonntag! Heut' müssen wir auf den Hamburger Berg gehen!“ — „Bei dem Wetter?“ wendete ich ein. „Sehen Sie nur, wie die grauen Wolken schon zu uns herniederlangen! Es wird regnen, und Volksmassen muß man nur im Sonnenschein sehen.“ — „Im Gegentheil,“ war die Antwort des Freundes; „das beweist nur, daß Sie in Hamburg Neuling sind, oder von dem Horizont dieser Stadt eine zu gute Meinung haben. Gerade ein solches klägliches Sonntagswetter ist die rechte Beleuchtung Hamburgs.“ — „Für den, der sich innerlich durch Glühwein zu erwärmen weiß!“ entgegnete ich. Aber mein Freund endete: „Philister, vorwärts! Bis zum Theater ist es noch geraume Zeit. Und wenn wir die „schöne Lyoneserin“ Christine Enghans auch versäumen, wer weiß, ob wir nicht auch sonst etwas Schönes finden!“

So gingen wir die nebelige Höhe des Waldes hinauf und mischten uns unter die zahllosen Sonntagsgänger, die sich durch das Millernthor drängten. Graue Wolken drohten vom Himmel. Die Trompete schmetterte fernher aus den Tanzsälen, die Töne einer Drehorgel begleiteten den monotonen Gesang eines musikalischen, auf neue Lieder und Arien einstudirten Paars, die Verkäufer von Hasel-, Wall- und Cocosnüssen priesen mit lärmender Kehl-Virtuosität ihre Waaren an. Wir waren mitten im Gewühl eines bunten, sich durch zwei Reihen von Schaubuden drängenden Volkslebens. Dort winkte eine bunte Flagge in eine Menagerie, hier konnte man Holbein's Todtentanz nach den Basler Bildern dargestellt sehen. In bretternen Buden breiteten sich Verkaufsgegenstände zahlloser

Art aus, mehr für die kindischen Liebhabereien der Matrosen, als für das Bedürfniß der Einheimischen berechnet. Mit verwundertem Auge betrachtet der „Sohn des Meeres“ den Mechanismus der unbedeutendsten Spielerei, fast wie einer der Wilden, deren Ufergestade er jährlich zu besuchen pflegt. Ein buntes Tuch für die drüben in den „vier Löwen“ harrende Schöne wird gekauft, ein hölzernes Pferd für den kleinen Sohn des Steuermanns. Wachsfiguren glozen die Vorübergehenden an, ein Bär und ein Affe, die nie die Wildniß gesehen haben, machen an der Kette ihre Sprünge. Ein Guckkastenmann wischt mit einem lebernen Lappen die Augengläser seines für Kinder so geheimnißvollen, magischen Himmelreichs sauber und ruft als sein neuestes Bild: den Uebergang der türkischen Flotte zu Mehemed Ali aus. Pulcinello-Kasper in dem röhlichen, mit Kattun bezogenen Kasten, hat ein zahlreiches Auditorium um sich versammelt und bemüht sich, es klug anzufangen, wie er dem Teufel eine Tracht Prügel beibringt. Er begegnet zwei schwarzen Damen, die mit ihm in unartikulirten Tönen sprechen und ihm ihre Zärtlichkeit nur durch Miauen, Pruhsten und Kraxen ausdrücken. Auch Kasper enthält sich der Politik nicht, sondern wagt es, in dem sichern Gefühl, es gäbe in der Vorstadt St. Pauli keine Censur, einige politische Wortwitze zu versuchen. Dort locken uns fremdländische Naturproducte, Muscheln und ausgestopfte Krokodille in ein Naturaliencabinett, wo chinesische Frauenschuhe und Fexen vom blutigen Gewande Gustav Adolph's zu bewundern sind. Ungeheure Schwämme, Spinnen, Krebse u. dergl. würden sogar die Aufmerksamkeit eines Spir und Martius fesseln, wenn sie nicht etwa nebenan durch das Geräusch eines Caroussells sich stören ließen, wo sich die Matrosen mit einem Ernste auf hölzernen Pferden tummeln, den die Ritter beim Turnier zu Eglintoun vielleicht auf wirklichen Pferden vergeblich erkünstelt haben.

Noch stand ich mit meinem Freunde und überlegte, ob wir nun hinüberschlendern wollten nach den Tummelplätzen einer bacchantischen Tanzlust, als wir vor einer der größeren Hütten ein plötzliches Zusammenströmen der Menschenmenge bemerkten. Wir eilten hin und wurden Zeugen einer räthsel-

haften Scene, die fast wie die Improvisation einer Gauklerhand aussah und doch einen sehr tragischen Ernst im Hintergrunde zu haben schien. Ein phantastisch aufgepußtes Frauenzimmer mit geschminktem Antlitz, bloßem Halse, Schweizermieder, eine Seiltänzerin mußte man glauben, hing sich mit den widerwärtigsten Liebkosungen an einen anständig gekleideten Mann, der sich mit todtensblassem Schrecken des zudringlichen Weibes zu erwehren suchte. Ein Hanswurst in kurzer Jacke, mit hochroth geschminktem Antlitz und grellen, aus dem Kopfe quellenden Augen, mit einigen anderen Wesen in gleichem Aufpuße, suchte unter Schimpfreden der häßlichsten Art das Frauenzimmer von dem erschrockenen Herrn zu trennen. Dieses schrie: „Heinrich! Heinrich!“ als wäre der Mann, von dem man sie fortriß, ihr wohlbekannt. Gewaltsam schleppte man die Rasende in die Bretterhütte zurück, deren große Flügelthüren sich hinter ihr und den dazwischen Gekommenen schlossen. Die Volksmenge lachte und verfolgte, ohne an einen tieferen Zusammenhang zu denken, den fremden Mann, der mit verstörtem Angesicht eilte, sich in dem Gewühl zu verlieren. An dem Giebel der Hütte verrieth die Inschrift, daß wir vor einem Theater des Hamburger Berges standen, diesen echten Theatriskarren, wo sich die Schauspieler noch wirklich mit Weinhefe das Antlitz zu bemalen scheinen, wie in den Zeiten des griechischen Alterthums.

„Was denken Sie von der Scene?“ fragte ich meinen Begleiter. — „Daß das Frauenzimmer von Sinnen war. Sie spielt, glaub' ich, in dieser Bude Egmont's Klärchen. Sie ist die erste Liebhaberin, die Pecher, die Lindner dieses Theaters.“ — Mein Freund verrechnete sich, wenn er glaubte, daß ich lachen würde. Ich glaubte in den Zügen des Weibes und des Mannes eine solche zitternde Seelenangst, so viel beklemmende Verzweiflung entdeckt zu haben, daß mich eine sehr ernste Stimmung überkam. Ich folgte willenlos dem Wege, den mein Begleiter einschlug, und fuhr erst aus meinen Träumen auf, als wir in dem Saale der Frau Heitmann saßen, und mich mein Freund fragte, ob wir Holsteiner Austern oder englische Nativs essen wollten. Aus den wunderlichen, kleinen Verschlügen, die diesem Saal das Ansehen eines

Stalles geben, gesellten sich mehre Bekannte zu uns. Man besprach die neue englische Post, die Bergedorfer Eisenbahn, die Gastspiele der Madame Cornet. Der Zollanschluß wurde Gegenstand einer hitzigen Debatte, Wurm, Asher, Kirchenpauer, Soetbeer waren die Namen, mit denen Einer den Andern schlagen wollte, erst der Uebergang auf die hannöversche Frage stellte die Einigkeit wieder her. Ich saß still in mich gekehrt und hörte theilnahmlos den Wortgefechten zu, lächelte mechanisch mit, wenn Einer einen erträglichen Witz gemacht hatte oder von seinen verliebten Abenteuern sprach.

Darüber fiel mein Blick auf einen Mann, der an der Balconthür des Saales stand und unverwandten Blicks in die trübgelben Fluthen der Elbe schaute. Es war derselbe, dem eben drüben auf dem Berge die wunderliche Begrüßung zu Theil geworden war. Ich wurde von dem Benehmen des Mannes, dem Ausdruck seiner Mienen und der leidenden Stimmung, die aus seinem ganzen Wesen sprach, angezogen. Seine Kleidung war keineswegs elegant, im Gegentheil eher kümmerlich. Nur seine Haltung, der aus tiefen Höhlen kommende Blick seines Auges beherrschte seine äußere Erscheinung so, daß man darüber den kahlen Rock und den zerknitterten Hut übersah. Die Blicke des Fremden ließen die Stelle in den Wogen der Elbe, die sein stieres Auge einmal erfaßt hatte, nicht wieder los. Kein lichter Streifen des entfernteren Wasserspiegels, kein vorüberrauschendes Dampfschiff, kein rothes Segel, das die Fahrt eines Stader Evers beschleunigte, zog ihn von seinem Aufmerken ab. Ich sah, wie sich ihm unter dem bis oben zugeknöpften Rock die Brust hob, weniger vom Schlage des Herzens, als von stillen Seufzern, die in der Brust zu verhallen schienen. Man sah es, ein freudenloses Dasein fesselte hier einen Unglücklichen an die Erde: der düstere Fluß mit seinen Nebeln war ihm wie ein Grab, wie ein Hafen der Ruhe.

Da wandte sich Einer aus unserer Gesellschaft mit einer Frage an mich, die mich persönlich betraf. Ich beantwortete sie zerstreut, unklar genug und mußte zuletzt Stand halten, mich deutlicher auszusprechen. Während mich diese Erörterung einige Minuten lang abzog von dem Manne am Fenster,

hatte dieser den Saal verlassen. Meine Blicke schweiften vergebens nach ihm, und doch hätte ich gern eine Gelegenheit gesucht, mich dem Manne zu nähern und ihm meine Dienste, wenn er diese hätte brauchen können, anzubieten.

Die Gesellschaft brach auf und trat in's Freie hinaus. Es regnete in jener unerträglich enthaltssamen Art, die Tageslang andauert, ohne aufzuhören. Das Ziel sollte der Elbpavillon sein, wo man mit großem Amusement sich beredet hatte, das Wunderkind, „die kleine Louise“ zu besuchen. Der Regen zwang, sich unter Schirmen zu vereinigen. Jeder beschleunigte seine Schritte durch den aufgeweichten Sandboden, Keiner achtete auf den Andern. So blieb ich zurück und schlug einen andern Weg ein, der meinem Herzen wohlter that. Ich wollte in jene Theaterhütte treten, hinter deren Verschluß die Schauspielerin vorhin verschwunden war.

Wie ich mich näherte, waren die Thüren noch zu. Ein Beweis, daß drinnen gespielt wurde. Ich kroch unter einer Kette, die die Thür von innen befestigte und sie gänzlich zu öffnen verhinderte, durch und hörte schon aus einer tiefen Dunkelheit heraus die Stimme eines Garricks der untersten Stufe. Vier Schilling Entré! forderte mir eine verwelkte und mit Schminke die Farbe des Lebens erheuchelnde Schönheit ab. Dafür hatte ich Recht auf den ersten Platz. — „Was geben Sie denn?“ fragte ich. — „Der Kesselflicker sollte sein; ist aber schnell der Freischütz angefekt.“ — „Warum spielen Sie denn nicht den Kesselflicker?“ — Die Heroine maß mich, als wollte sie sehen, ob ich ein Recht hätte, mich um die innern Angelegenheiten dieser Kunsttruppe zu bekümmern. — „Albertine ist krank!“ sagte sie zögernd, rief dann: „Gott, ich komme d'ran!“ und rannte durch das ganze Theater, quer durch das Publikum, um durch einen Seitenvorhang auf die Bühne zu schlüpfen, von wo sie wahrscheinlich das Stichwort gehört hatte. Sie hatte die Kasse mitgenommen.

Im Hintergrunde einer kleinen, dunklen Hütte stand ein mäßig erleuchtetes Theater, von einem Umfange, der gerade drei bis vier handelnden Personen Raum zum Spielen gestattete, so aber, daß sich, wer etwas langer Statur war,

Hüten mußte, oben an die Soffiten zu stoßen. Rings ein aufmerksames Publikum von Matrosen, Handwerkern, Dienstmädchen, vorn einige Kunstbilletanten, die gleich mir den Hautgout dieses Theaterwildprets für etwas Pikantes nahmen. „Besser,“ sagte Einer zum Andern, (es waren zwei bekannte Theaterreferenten Hamburger Blätter), „besser ein so eingeständenermaßen schlechtes Theater, als eine Bühne, die sich einen classischen Anstrich giebt und nur um Weniges besser ist.“

Diese Bemerkung war ein wenig stark und schmeckte nach einem entzogenen Freibillet. Die Leistungen dieser Schauspieler waren gräßlich. Es sollte wirklich der bekannte Freischütz sein, den man hier aufführte; es sollte wirklich eine Oper sein. Drei von der Straße gegriffene Musikanten bildeten das Orchester, und eben sangen drei Brautjungfern, von denen eine eine sechzigjährige Matrone schien, den Jungfernkranz. Casper war derselbe Heros, der vorhin Albertinen (denn ich zweifelte nicht, daß diese die Ursache des Auflaufes von früher gewesen) in die Hütte zurückgeschleppt hatte. Er war der Lustigmacher der Gesellschaft, Harlekin und lebendiger Theaterzettel draußen, um das Publikum anzulocken, Baßbuffo und Intriguant drinnen. Er wußte dem armen Max, einem jungen Menschen ohne Stimme, mit heftisch geformter Brust, in dessen Augen das ganze krankhafte Bewußtsein einer verwüsteten Jugend lag, mit satanischer Komik zuzusetzen. Sein Dialog war dreister, als ich je einen auf der Bühne gehört habe. Mit den Regeln der Sprache nahm er es nicht genau; Heinsius und Adelong existirten nicht für ihn, wol aber Schiller und Kosebue zur Auffrischung Kind's. „Komm, Max,“ rief er, „schäme Dir, komm, Max, wir wollen Eins trinken!“ eine Scene, die mit unnachahmlicher Wahrheit ausgeführt wurde. Das ganze Publikum empfand die Natürlichkeit dieser Scene so sehr mit, daß eine der herumwandelnden Brautjungfern, die geschminkt, im rothen Flitterrock, auf einem Teller geistige Getränke der ländlichsten Art, duftenden Aquavit, ausbot, den lebhaftesten Zuspruch erhielt, und immer wieder durch den Vorhang, der den Eingang aus dem Bereich der Zuschauer in die Theatergarderobe bildete, schlüpfen mußte, um neue „Erfrischungen“ herbeizubringen. Mir schwindelten

in dem Dufte des gebrannten Wassers, dem Lampendunst und dem Gewühl die Sinne.

Wenn man sich entsinnt, daß sich die deutschen Theaterdirectionen die Wolfschlucht gewöhnlich schon sehr bequem machen, so schien die heutige eine Satyre darauf zu sein. Die Bühne wurde finster. Samiel blitzte, Caspar donnerte, Mar bebte. Eine große Puppe stellte den Geist vor, den Mar zu erblicken glaubt. Die Gule hatte Augen von ölgetränktem Papier, hinter dem man ganz deutlich das Talglicht sehen konnte. Dazwischen lagen allerhand alte mit Sand ausgefüllte Strümpfe, Steine und Lehmklumpen, welche die unheimlichen Zauberamulette sein sollten, in deren Kreise Caspar seine höllischen Kugeln gießt. Bei dem Rufe: das wilde Heer! war die Phantasie dieses Publikums so aufgereggt, daß über das Theater eine Katze hätte dürfen laufen und man würde sie für den Teufel selbst oder dessen Großmutter gehalten haben; mit so Wenigem läßt sich die Phantasie, wenn sie zur Ergänzung des Gebotenen selbst einmal aufgereggt ist, befriedigen. Aber der Regisseur bot mehr als eine Katze. Eine ganze Menagerie von Affen und Bären lief vor uns vorüber und so ungeheuer schnell, daß man nicht Zeit hatte, erst genauere Untersuchungen über das Vaterland derselben anzustellen. Ein großer Bär, das sah man wol, war die schöne Kunstleistung eines Mannes, der sich in einen umgekehrten Schlafrock eingehüllt hatte. Dazwischen blitzte es stark und das sämmtliche Personal heulte hinter der Scene, miaute, prustete, bellte, wieherte und ließ somit gleichsam die Hölle los.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Freischütz auf dem Hamburger Berge nur ein ganz magerer Auszug des wirklichen war. Die Arien Agathens, Menchens und Maxens fielen weg, nur Caspar sang zuweilen und der aus drei weiblichen und zwei männlichen Mitgliedern bestehende Chor. Als zuletzt geschossen wurde, schrakten die Nerven dieses Publikums nicht so zusammen, wie am Stadttheater, wo gewöhnlich beim Schießen einige Damen des ersten Ranges ohnmächtig werden. Ich war froh und doch beklommen, als endlich der Spektakel, der keine halbe Stunde gedauert hatte, zu Ende war. Gern

hätt' ich nun etwas von Albertinen erfahren. Den Ausrufer, Regisseur, Baßbuffo und Tyrannen mocht' ich nicht fragen, so wandte ich mich an einen jungen Mann in grüner Jägertracht, der aus der Garderobe kam, und fragte diesen, als sich das Publikum fast ganz verlaufen hatte, ob Fräulein Albertine nicht spielen würde? Er lachte. „Nun, wenn man krank ist,“ bemerkte ich, „was ist da zu lachen?“ — „Krank?“ gab er mir wiederum lachend zurück, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe keine Zeit, ich muß auf meinen Posten.“ — „Welchen Posten?“ — „Ausrufen, Leute hereinschaffen, Platz machen, die Trompete blasen“ — „Bläst sie denn Der, der den Caspar spielte, nicht auch?“ — „O ja; aber wie!“

Indem kam dieser trällernd und sehr höflich grüßend an mir vorüber. „Allons, allons,“ rief er schon, „herein meine Herren und Damen, herein! heute wird —“ — Ich unterbrach ihn mit einem Händedruck, der für ihn von Werth sein sollte! „Ein Drittelstück? Was wünschen Sie?“ — „Lassen Sie mir auf einen Augenblick den jungen Mann!“ Damit zog ich diesen in das Theater zurück. Caspar sah uns verwundert nach, ergriff die Trompete und blies sich ein Haus zusammen.

Ich saß indessen, da es sich vorläufig nur spärlich füllte, mit dem Grünrock auf der Bank dicht vor dem Theater in dem dunkeln Raum. „Wer ist diese Albertine?“ fragte ich. — „Sie ist erst ein halbes Jahr bei uns,“ hieß es, „aber zu nichts zu gebrauchen.“ — „Warum nicht?“ — „Ach, an Kopf fehlt's ihr nicht. Sie sollen die 'mal reden hören. Wenn sie will, muß man sich des Todes verwundern, was sie Alles machen kann!“ — „Spielt sie so gut?“ — „Die? Das sag' ich Ihnen, da kann Manche aus dem Tivoli etwas lernen! Aber oft ist sie wie unsinnig, spricht Sachen, die kein vernünftiger Mensch versteht, und ist meiner Meinung nach für die Kunst nicht mehr zu brauchen.“ — „Für die Kunst! Wo lerntet Ihr sie kennen?“ — „Ach, da ist keine Gesellschaft, bei der sie nicht war. Früher auf den ersten Theatern brillirt, aber durch eigene Schuld allmählig ganz heruntergekommen; wenn sie sich um ihren Verstand gebracht hat —“ — „Wodurch denn?“ — Hier machte der Mann eine Bewegung mit

der Hand nach dem Munde, die mir ein Grauen einflößte. Er fuhr fort: „Das ist ihr Laster! Von Morgens bis Abends wie ein Matrose! Sie flucht und tobt, schlägt sich mit den Anderen, zerreißt die Garderobe, zertrümmert die Lampen — wir können sie nicht behalten: was nützen uns ihre schönen Reden, wenn sie niemals nüchtern ist! Sie kommt morgen in's Irrenhaus.“

Ich hatte genug: ich sprang auf und stürzte aus dieser dunkeln, meine Brust beengenden Atmosphäre in's Freie hinaus. Das Gewühl des Volksgedränges zerstreute mich nicht; ich war in der unglücklichsten Stimmung; ich hätte weinen mögen über diese traurige Entdeckung. So mußte hier das Höchste, die Kunst, sich mit dem Gemeinsten vermählen, mußte Gold und Roth neben einander liegen! Da träumen wir uns in Ideale hinein und reden von Poesie und dem Sonnenglanz der Schönheit und wissen nicht, wo wir sie finden, an was in der Welt wir sie anknüpfen sollen; und da ist das Ekelhafteste und Häßlichste und siehe, es hat Wirklichkeit, Leben, es ist da; man mag es umgehen wollen, mag es verschönern, entschuldigen wollen — es ist da — und nicht blos in seiner Todtenblässe, gezeichnet mit der Farbe der Wichtigkeit, sondern grell geschminkt — geschminkt, wie zu einem lachenden Leben! Ich war außer mir; um ganz dies trübe Weh des Lebens auszukosten, (denn ich gehöre nicht zu denen, die sich den Schmerz dadurch heilen, daß sie ihn schnell vergessen) setzte ich mich in einen Fiaker, schloß die Fenster und fuhr durch den Regen, der von draußen an sie anklatschte, tief in eine Ecke gedrückt und unheimlich schauernd auf Gerathewohl eine Stunde lang über die Wälle der Stadt. Weil mir die heilige Idee der Kunst verunreinigt war, ging ich dann nach Hause und las in Goethe's Iphigenie.

Nach einigen Tagen führte einige Freunde und mich der Zufall in eine Hasenschenke, die uns wegen der Güte des dortigen Porterbiers empfohlen war. Wären wir in Italien gewesen, würden wir uns gewiß nicht scheuen, in einem Winkel von Neapel die beste Macaroniküche aufzusuchen. Für Hamburg sind Porter, Austern, Fische, Beefsteak, was für die Italiener Macaroni. In einen engen Raum eingezwängt,

hatten wir die Aussicht auf den Hafen. Hunderte von Masten bildeten einen Wald, in welchem die Schiffsjungen hier und da wie die Affen kletterten. Lastwagen, Träger und Verkäufer machten die enge Hafenstraße, Borseßen genannt, völlig unwegsam. Jeden Augenblick kamen neue Ausrufer: die Sandverkäufer mit ihrer originellen Fisteloctave, die Gemüsehändlerinnen mit einer Unzahl von unverständlichen Sylben, die sie mit einer bewunderungswürdigen Geläufigkeit aussprechen, der drollige Bürstenverkäufer Weber, der des Morgens Bürsten und des Abends geräucherte Male verkauft und eine ergötzliche Figur für Goethe's Jahrmarkt von Plundersweilen abgab, der bekannte Mausfallenhändler, der, längst echter Hamburger, sich noch immer das Ansehen eines Savoyarden giebt und gebrochen ausruft: „Die Raß! Die Raß! Husch!“ Alle diese Hamburger Straßen-Stereotypen boten Stoff zur ergößlichsten Unterhaltung. Auch die Musiker, die sich hören ließen, trugen dazu bei: besonders jener stolze Sänger, der nun schon seit vielen Jahren fast immer dieselbe Melodie: Bertrand's Abschied, mit einer Würde und mit Kunstpausen vorträgt, die jedenfalls aus dem Bewußtsein kommen, als wäre an ihm ein Sänger für das Stadttheater verstorben. Dazwischen die Cachucha, die auf dem Leierkasten nachgespielte Arie vom Jägersmann aus dem Nachtlager, die berühmte Arie aus Guido und Ginevra — wenn man das Alles auch so unzähligemal gehört hat, daß man es herzlich satt hat, so frisch es sich doch in Augenblicken, wo man von Geschäften frei, sich einer harmlosen Empfänglichkeit hingiebt, von Neuem erheiternd wieder auf.

Plötzlich erhob sich über uns ein Gelärm. Zwei zankende Männerstimmen geriethen heftig aneinander; die häßlichsten Schimpfworte wurden von der einen Partei hörbar, bald darauf wurde die Thür oben aufgerissen und man konnte unten auf der Diele deutlich die Vorwürfe unterscheiden, die mit tumultuarischem Geschrei Einer dem Andern machte. — „Das ist wieder der Hungerleider von Schauspieler,“ sagte der Wirth auf Plattdeutsch. „Ißt wirft er noch zur Thür hinaus, bald wird aber die Reihe an ihn kommen. In der ganzen Zeit, wo er hier wohnt, habe ich noch keinen Schilling

befehlen!“ — Indem war der Lärm auf's Aeußerste gestiegen. Wir gingen an die Treppe und kamen gerade recht, einen Menschen aufzufangen, der eben von ihr herabstürzte. Oben wurde die Thür zugeschlagen. „So ein Komödiant!“ schrie der Ueberwundene, der der Stiefelpußer des Minen war; „sich heraustrufen lassen und kein Geld für die Bedienung! Ausgelegt für Schwefelhölzer und chemische Feuerzeuge und Papier und Federn und wofür? Die Galleriebillets machen nicht satt und das Klatschen macht Einem nur die Hände wund. Aber da muß doch kein Recht mehr in Hamburg sein: die werden Dir bald den Laufpaß geben, Musje! Auf die Polizei!“

Damit reinigte sich der geschundene Ueberwundene und wollte uns zu Zeugen der an ihm geübten Frevelthat nehmen. Der Wirth war dazu nicht geneigt, sondern setzte auf den einen Zorn noch einen weit größern und wies ihn zur Hausthüre hinaus. „Da müßt ja so und soviel — hineinschlagen!“ wetterte er; „keine Ruhe im Hause, er und der, die ganze Wirthschaft müßte jetzt hinaus!“ — „Ich gehe zum Senator!“ drohte der Andere und verließ das Haus, noch die ganzen Vorsetzer hinunter seine Mütze reinigend.

„Wer ist dieser Mann oben?“ fragten meine gentilen Hamburger Freunde. — „Ei,“ sagte der Wirth, „ich habe da ein kleines Zimmer oben, kaum zum Umdrehen groß, und vermieth' es an den, der gerade kein besseres finden kann. Kommt mir da ein Mensch in's Haus, den man so bei'm bloßen Ansehen gewiß für einen „respectabeln“ Herrn halten muß, so gut hält er sich, wenn's auch keiner ist, der auf dem Jungfernstieg Parade machen kann. Na, nun vermieth' ich ihm das Zimmer, geb' ihm Kost und Bett, und soll mich Gott strafen, wenn ich bis jetzt noch einen Schilling gesehen habe. Es soll ein Schauspieler sein.“ — „Wie heißt er?“ — Der Wirth nannte einen Namen, den wir noch nie gehört hatten. „Am Ende ist es Ludolph Schleyer?“ bemerkte Einer. — „Bewahre,“ sagt' ich, „Ludolph Schleyer ist ja Professor der Handelswissenschaften in Leipzig geworden. Nur in Mußestunden noch beschäftigt er sich mit seiner theatralischen Laufbahn; er wird die Memoiren derselben unter dem Titel: St. Georg,

meinen Hamburger Freunden und Feinden gewidmet, als Seitenstück zu Schröder's Leben von Meyer herausgeben."*)

Die Beschreibung, welche uns der Wirth vom Benehmen des Fremden gab, flößte uns einige Achtung für ihn ein. Das Aeußere desselben, wie er es uns von ihm zeichnete, spannte meine Aufmerksamkeit nach einer Richtung hin, die mir nicht sogleich erinnerlich machte, wo ich diese Persönlichkeit, in der Vorstellung, die ich von ihr bekam, hinbringen sollte. Meine Neigung, überall, wo ich kann, aus der schaaalen Alltagswelt in Zustände zu entfliehen, die, selbst wenn sie schmerzlich, doch bedeutender sind, als die gewöhnlichen des Tages, bestimmte mich, dem Fremden einen Besuch zu machen. — „Thun Sie's nicht,“ bemerkte Einer; „Sie müssen sich vielleicht gar verbindlich machen, ihn herauszurufen, wenn er austritt.“ — „Warum nicht?“ entgegnete ich; „wenn er's verdient?“ Damit stieg ich die Treppe hinauf. Der Treppenraum war besängstigend schmal. Die Thür klein und niedrig. Kein Lebenszeichen drinnen. Sollt' ich anklopfen? Ich klopfte. Keine Antwort. Ich klopfte noch einmal. Alles still. Nun trat ich ein.

Auf einem hölzernen Sessel, den Kopf auf einen eichenen Tisch gelehnt, saß der Fremde, in sich verloren. Er blickte auf. Ich erschrak. Ich erschrak nicht allein über die Thränen, die in seinen Augen standen, sondern auch über die Identität seiner Person mit jenem Manne, dessen unangenehmes Begegniß auf dem Hamburger Berge, dessen schwermuthsvoller Blick auf die trübe Elbe, mir damals so viel Theilnahme eingeflößt hatten. Er stand auf und bot mir den einzigen Stuhl, der außer dem seinigen noch im Zimmer stand.

„Sie entschuldigen,“ begann ich nicht ohne Verlegenheit, „ich war Zeuge des unangenehmen Austritts, den Sie eben mit Ihrem Bedienten hatten. Der Wirth sagte mir, Sie wären dramatischer Künstler; Sie sind hier fremd; ich könnte Ihnen vielleicht mit Rath und That zur Hand gehen?“ — Er dankte schweigend, schmerzlich lächelnd. — „Warum treten Sie nicht am Stadttheater auf?

*) Anspielung auf eine bekannte, seither verstorbene Hamburger Persönlichkeit.

Gäste sind hier jetzt die Tagesordnung.“ — Er schwieg und legte die Hand vor seine noch feuchten Augen. — „Ich sehe Sie heute nicht zum ersten Male,“ fuhr ich fort. „Verwichenen Sonntag hatten Sie ein wunderliches Abenteuer vor dem Thore.“ — Der Fremde sprang auf und sagte mit verstörtem Blicke: „Sahen Sie das?“ — „Es war eine Scene,“ bemerkte ich, „die eine frühere Bekanntschaft mit diesem tief gesunkenen Wesen voraussetzen läßt.“ — „Jawol!“ seufzte er. „Albertine ist die Ursache meiner Leiden.“ — „Wie?“ versetzte ich erstaunt: „Sie muß Ihnen doch an Jahren weit voran sein?“ — „Freilich,“ sagte der Fremde; „von Liebe ist dabei auch nicht die Rede! Mein, dies schreckliche Frauenzimmer, ein Pasquill auf die Gottheit der Liebe, ist dadurch an meinem Unglück schuld, daß sie eine Schauspielerin war von den wunderbarsten Gaben. Ich lernte sie als kaum den Knabenjahren entwachsener Jüngling kennen. Sie ist schuld, daß ich auf die Bühne ging.“ — „Ist dies Ihr Unglück?“ — Der Fremde schwieg. Nach einer Weile sagte er: „Sie scheinen Theil an meinem Schicksal zu nehmen, so hören Sie denn:

„Ich bin in Pommern von achtbaren Eltern geboren und heiße Heinrich M. Die körperliche Schwäche des Kindes hinderte meine Eltern, mich jenen strengen Schulunterricht genießen zu lassen, ohne welchen man es in der Welt jetzt zu Nichts mehr bringt. Früh mehr der Phantasie als dem Verstande nachlebend, wurde ich in meinem angeborenen Talente zur Ungeschicktheit nur noch mehr bestärkt, so daß ich mit einer merkwürdigen Unbeholfenheit oft beim besten Willen jedes Ding verkehrt angriff und mir und den Meinigen nur Kummer und Mergel bereitete. Es gelang mir nichts; und die sich allmählig in mir festsetzende Ueberzeugung, als sei dies ein über mich verhängter Fluch, verhinderte vollends, daß ich irgend etwas mit Nachdruck ergriff. Schon dadurch, daß ich mich daran machte, schien mir jedes Ding dem Untergange geweiht. Ich war zur Handlung bestimmt, machte aber meinen Eltern und mir selbst keine Ehre. Ich begriff so Manches, was zum Leben gehört, wurde in meinen praktischen Ansichten über die Menschen und Dinge klar, und sprach, daß man mich

für den Gebildetsten hätte halten mögen; aber was zu meinem Fache gehörte, darin versah ich Alles. Ich führte die Rechnungsbücher planlos und in der Zerstreung, ich verwirrte, was ich aufhellen, ich verlor, was ich bewahren sollte. So hatte ich eine Jugend voll der unangenehmsten Erfahrungen, gegen die ich zuletzt sogar gleichgültig wurde und dadurch nur in einen meiner Stellung noch gefährlicheren Stumpfsinn verfiel. Da zogen mich in der Provinzialstadt, wo ich die Handlung erlernte, die Vorstellungen einer Schauspielertruppe an, die zu den bessern gehörte und nur in zwei Städten abwechselnd spielte. Ich versäumte hundert oft sehr ernste Pflichten, um nur die Sucht nach dem Theater zu befriedigen. Bei keiner Vorstellung fehlte ich und zerfiel darüber so mit meinem Principal, daß ich in dessen Haus nicht mehr zurückkehrte. Vom Comptoirtisch ging ich, wenn die Stunde des Theaters schlug, ohne alle Rücksicht weg, ließ alle Kassen offen stehen und bekümmerte mich um nichts mehr in der Welt, als darum, im Theater einen guten Platz zu erhalten. Von meinem Principal, als auch überhaupt in jeder Hinsicht unbrauchbar, entlassen, und in den Gasthäusern des Ortes des Morgens früh verkehrend, lernte ich einige Schauspieler der Truppe kennen, besuchte sie in ihren Wohnungen und sah damals Albertinen zum ersten Male in der Nähe.

„Das Gestirn dieses Mädchens war damals schon im Erbleichen. Sie war auf der Bühne groß geworden. Einziges Kind einer verwilderten Schauspielerfamilie, wurde sie schon als sie kaum lallen konnte, als Genius oder Amor verwendet. Man beklatschte die Unerfrohenheit des Kindes, seine Drolerie, seine zierlichen Bewegungen. So wuchs sie auf, kam in der Epoche, wo sich ihre Stimme setzte, in's Ballet eines bedeutenden Hoftheaters, aber verstieß dort bald durch die leidenschaftlichen Ausschweifungen ihres Temperaments gegen den sittlichen Anstand, der an einer solchen Anstalt wenigstens äußerlich aufrecht gehalten wird. Nun wurde sie Sängerin. Eine herrliche Altstimme bahnte ihr überall auf anderen Theatern den Weg, ihr meisterhaftes Spiel ließ den Mangel an Schule und Fleiß vergessen, aber ihr zügelloses, wildes Benehmen, ihre totale Unfähigkeit, in geordneten Ver-

Hältnissen auszuhalten, lösten immer wieder schnell die Verbindlichkeiten auf, die sie hier und dort fesselten. Zusehends litt unter diesem Treiben ihre Stimme. Da sie nicht Kunstfertigkeit genug besaß, um die zunehmenden Mängel derselben nach Art mancher berühmten Primadonna zu verbergen, so sank ihre Kehle im Preise und sie entschloß sich, zum Schauspiel überzugehen. Bei tieferer Ausbildung des Geistes, ge-
 regelterer Lebensweise, Beschränkung auf die Kreise, in denen sich weibliche Sittlichkeit oder wenigstens weibliche Klugheit bewegen darf, würde sie eine der ersten plastischen Künstlerinnen Deutschlands geworden sein. So aber lernte sie schlecht, vergriff sich in der Bedeutung ihrer Rollen, drang nicht immer tief genug in den Sinn mancher Stellen ein, und konnte in dieser Art allerdings bei ihrem Genie oft so groß wie eine Schröder sein, oft aber auch warf sie den Erfolg ganzer Stücke um und verdarb das Leichteste. So blieb nichts übrig, als daß sie allmählig einen Cyklus von zehn oder zwölf Paraderollen behielt, und in allem Uebrigen, da sie ohnedies auch niemals lernte, ganz unbrauchbar wurde. Die Folge war zunächst eine gänzliche Verwilderung ihrer Stellung. Kein Engagement wurde ihr sicher, und wo sie eine Weile ausdauerte, zerriß sie es selbst. In dieser Verfassung war es, als ich sie in jenem Städtchen kennen lernte. So wie der Wein erheiternd wirkt, wenn er in Gesellschaft getrunken wird, so liegt für zügellos von der gewöhnlichen Sitte Ausschweifende eine Beruhigung darin, wenn Sie Andre zu ihrer Lebensweise hinüberziehen können. Albertine sprach mir am meisten Muth zu, den Versuch mit den Brettern zu wagen. Ich sehe sie noch, wie sie mit einem Champagnerglase mit mir anstieß auf mein baldiges Debüt. Es gab einen traurigen, unmelodischen Klang.“

Der Erzähler schwieg einen Augenblick und sah wie gedankenlos durch die kleinen Fenster über die Masten des Hafens hin. Dann besann er sich und fuhr fort:

„Albertine war bald für das Leben, bald auch für die Bühne verloren. Der letzte Funke von Talent verglomm, da das Gefäß, das ihn barg, von immer erstickenderem Qualm erfüllt wurde. Von einer Bühne wankte sie zur andern, bis

sie, wol schon bewußtlos, dorthin taumelte, wo ich neulich von ihr beim zufälligen Vorübergehen erblickt wurde. Ich nahm dies gräßliche Wiedersehen leichter, als ich es hätte nehmen sollen; aber wenn man unter eigenen Leiden seufzt, wird man für fremde Bürde gefühllos. Das ist vielleicht einer der größten Flüche, die mit dem Elend verknüpft sind."

Der Fremde stützte sein Haupt auf und strich sich das dunkle, schon mit vielen grauen Lichtern gemischte Haar weit von der Stirn weg, so daß sich die Furchen alle hinaufzogen und ein gläsernes, unheimliches Auge sichtbar wurde. Ich wagte nicht, dies beklemmende Schweigen zu brechen und athmete hoch auf, als Jemand die Treppe heraufkam, anpochte und hereintrat. Es war der hannoversche Postbote. Heinrich W. ergriff den Brief, las ihn und legte ihn schmerzlich lächelnd wieder zusammen. — „Eine unangenehme Nachricht?" fragte ich. — „Lesen Sie!" war die Antwort. Ich nahm den Brief, entfaltete ihn und las: „Wohlgebohrner Herr; Auf Ihre Nachfrage kan ich jetzt nicht günstigen Bescheid geben denn ich mache hier schlechte geschäfte weil das keine stadt vor eine Bühne ist und mir nicht unbekannt ist, was sie auch allens für Ehre schon eingelegt haben aus der Theater-Chronik und das Publikum hier alles billich aber auch guht haben will. Der ich mit Achtung u. s. w."

Die Situation, in der wir uns Beide gegenüber saßen, war so schmerzlich, daß Keiner daran dachte, über den Styl des Theaterdirectors in Stade zu lachen. „Warum," fragte ich, „verlassen Sie die Bühne nicht, wenn Sie, wie hier angedeutet scheint, keinen besondern Erfolg haben." — „Was soll ich werden?" erwiderte der Arme, betrübt und starr vor sich hinsehend; „über die Jahre, wo man sich mit rüstigem Muth in eine neue Laufbahn werfen kann, bin ich hinaus. Die lange Gewöhnung an die Muße, die das Theaterleben gewährt, hat mir alle Ausdauer zu etwas Anderem geraubt. Und was gäb' es auch heutzutage noch Lernbares, wozu nicht Vorkenntnisse gehörten, die ich mir nicht mehr erwerben kann! Auch liegt auf einer Vergangenheit, wie die eines Schauspielers meiner Gattung, ein Makel, der einen Uebergang in bürgerliche Verhältnisse unmöglich macht. Selbst zum Sol-

daten hat der Körper nicht mehr Kraft genug." — „Herr M.!" antwortete ich! „nach Ihren Aeußerungen zu urtheilen, besitzen Sie eine im Leben gewonnene Verstandesbildung, die —" — Er unterbrach mich: „Das sind Phrasen, die wir allmählig lernen und selten das Talent haben, zu beweisen. Wir Schauspieler, wir reden weit geläufiger als wir denken." — „Nun," fiel ich ein, „so verräth doch Ihre Bildung, Ihre Ausdrucksweise, daß es Ihnen ein Leichtes sein muß, in den Geist Ihrer Rollen einzudringen." — „Die größten Schauspieler," antwortete er ruhig, „sind diejenigen, die im Leben unbeholfen erscheinen und wenig zu sagen wissen. Hören Sie an meiner Stimme nichts?" — „Ich höre, daß Sie heiser sind." — Er stand auf und ging heftig durch das kleine Zimmer. „Sehen Sie nichts an meinem Gang?" fragte er. — „Ich sehe, daß Sie ungleiche Schritte machen." — „Ich will Ihnen sagen," fiel der Bellagenswerthe jetzt mit einem mir fast ängstlichen Ausdruck seiner Mienen ein; „ich will Ihnen sagen, daß ich ein schlechter Schauspieler bin. Das klingt vielleicht für Manchen, der das in einem Kaffeehause in einem kritischen Blatte liest, spaßhaft und er lacht darüber. Ich will Ihnen aber sagen, was das ist: ein schlechter Schauspieler! Das ist eine verlorene Jugend, eine früh verschwendete Jünglingskraft; das sind drei Jahre, wo man sich tröstet, Anfänger zu sein; drei Jahre, wo man von Abend zu Abend enttäuscht wird, nachdem die Besinnung zu spät kommt. Ich will Ihnen sagen, ich war auf der Bühne nie anders als linkisch, Opfer des Spottes aller Städte, ich habe nicht das geringste Talent, einen Andern, am wenigsten, was die große Aufgabe der Kunst ist, mich selbst zu spielen. Ich mache eine Scene erträglich und werfe die zweite um; ich bin im ersten Act zuweilen applaudirt, im zweiten gezielt worden. Mein Vortrag ist mir selbst unausstehlich, wenn er nicht meine eigenen Worte wiedergiebt; ich fühle es, daß ich zum Schauspieler talentlos bin, und daß ich es fühle, raubt mir zum Spiel alle Besinnung; Sie können mir glauben, daß ich zwischen den Coulissen, beschienen vom Lampenlicht, noch jetzt nach zwölf Jahren, wo ich in Deutschland von einem Orte zum andern wandere, wie ein Geistesabwesender spiele. Ich

war verheirathet. Meine Frau ist todt; mein einziges Kind folgte ihr nach. Ich komme mir verächtlich vor, daß ich überhaupt noch lebe."

Bei dieser schmerzlichen Mittheilung sprang ich auf, ergriff seine Hand und suchte ihn, den bitterlich Weinenden, zu beruhigen. Mein Herz war so gefoltet, daß mir selbst die Worte fehlten. Schnell ergriff ich meine Baarschaft, warf sie auf den Tisch und eilte mit den Worten: „Ich Sorge für Sie!“ aus dem Zimmer. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr bewältigen und mußte, bei dem Ehrgeize des Unglücklichen, schneller handeln, als er meine Beihülfe verhindern konnte.

Meine erste Sorge war, Leute, die in der Theaterwelt bewandert waren, aufzusuchen und sie um Rath zu fragen. Aber Allen war dieser Heinrich M. bekannt als ein talentloser Schauspieler, der alle Theaterdirectionen, die ihn spielen ließen, in Verlegenheit gesetzt hatte. Man erzählte mir die wunderbarsten Anekdoten von seinen Verstößen auf der Bühne; besonders litt er an dem Fehler, sich zu versprechen und wider Willen die sonderbarsten Wortfügungen hervorzubringen. Noch jetzt muß ich mir den Vorwurf machen, daß ich durch das Alles, was ich hier zu hören bekam, mich in meinem Eifer für den Unglücklichen erkälten ließ und erst nach einigen Tagen wieder an den Hasen ging, um ihn zu besuchen. Der Wirth sagte mir zu meinem Erstaunen, der Mann hätte ihn bezahlt und wäre ausgezogen. „Wohin?“ Er konnte es nicht sagen. Ich stand da und machte mir die heftigsten Vorwürfe. Eine schreckliche Ahnung zuckte durch mein Inneres. Wehmüthig verließ ich einen Ort, wo ich so gern getröstet, so gern nach meinen Kräften geholfen hätte.

Da sitze ich nach einigen Tagen Abends in Gaden's Kaffeehaus. Einige treffliche Schauspieler, die gut spotten hatten, durchflogen die Theater-Chronik und berechneten, wie viel Zeilen Selbstlob, wie viel Zeilen Wahrheit auf den Spalten der Journale zu finden sei. Bald hört' ich, daß sie über einen gewissen Heinrich M. lachten, der von einem Ungenannten in Preußisch Polen aufgefordert wurde, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Mitten in ihren komischen Commentaren dieses

Inserats fiel mein Blick auf die vor mir geöffnet liegenden „Nachrichten“. Ich las: „Bei Blankenese wurde ein männlicher Leichnam, der schon einige Tage im Wasser gelegen haben mochte, aufgefischt. Er war bekleidet mit einem abgetragenen Oberrock, schwarzer Halsbinde, zerrissenen Stiefeln, grauen Beinkleidern. In den Taschen fand man einige Papiere, die an den auch im Hemd durch Chiffren angedeuteten Namen: Heinrich M. gerichtet waren. Spuren äußerer Verletzung fehlten. Die Polizei-Behörde.“ Schweigend reicht' ich einem der fröhlich Scherzenden die Anzeige hin. Den Eindruck, den sie hier machte, mochte ich nicht abwarten; ich wankte hinaus und konnte erst in der Dunkelheit wieder meine vernichteten Gefühle sammeln.

Die Erinnerung an diese Erfahrung wird mir unvergeßlich sein. Konnte es schmerzlichere Contraste geben, als Genie im Bunde mit Sittenlosigkeit, und ein edles Gemüth im Bunde mit der Mißgunst jener Göttinnen, die dem Künstler die himmlischen Gaben spenden? Es ist bitter, ein tragisches Lebensbild mit einer klugen Moral zu schließen; aber so oft ich seitdem etwas von einem Gelüft zum Theater bei jungen Leuten erblickte, mochte ich ihnen die Erinnerung an jene beiden schmerzlichen Bekanntschaften mit all' der herben und grellen Wahrheit aufrollen, die ich in dieser Skizze nicht umgangen habe.

Die Königin der Nacht.

I.

Bleistift-Striche aus der Briefftasche Eugen's von Bastrow,
aggregirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2. Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir Alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen (der edle Ritter). NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Carrière! Im Café international zehn Ducaten verloren. Will nicht mehr spielen. Mehrere edle Vorsätze gefaßt. Knoten im Schnupftuch, damit ich sie nicht vergesse. Adalgise gut gesungen, dreimal applaudirt. Gute Handschuhe kauft man: Cavalierbrücke Nr. 7. Parole: Landsturm. NB. ohne Wiß.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carrière! Ich will mir Alles genau aufschreiben, damit, wenn ich 'mal Feldmarschall bin und Barnhagen geneigt ist, mein Leben zu beschreiben, er sich Gelegenheit hat, bei dieser Gelegenheit u. s. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, schöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholter Parolebefehl: Alles dienstwidrige Entstellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole ist verboten.

Den 5. Februar.

Sehnsucht nach Carrière. Heute die Nachtwandlerin. *Lo=doiska* — Amina. Ob es wol wahr ist —?! —? Er. Durch-

laucht — — Parole: Balken. Nämlich das hängt so zusammen — doch Commentare sind untersagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnsucht nach Carrière. Die Nachtwandlerin gesungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebste Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlensteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — bin darüber ganz perplex gewesen. Der Erbprinz — schändliche Verleumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geschichtschreiber: Balken und Kette sind Wappenzeichen der Prinzessin Braut. In drei Wochen ist die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carrière! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden lassen, angenommen, sehr schöne Einrichtung, etwas Angst, aber Alles gut gegangen. Hinter den Couliissen noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morgentoilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlichtes Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, langer Cachemire, Capotte von Sammt: Muß in's Modejournal. Die Unterhaltung lebhaft. „Herr Baron von Zastrow!“ sagte sie. Ich antwortete: „Gnädiges Fräulein!“ Das war die Einleitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vielmehr erst sie auf eine Chaise longue, ich auf einen niedlichen Fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutschte. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutschen Kriegs- und Militair-Geschichte hierher setzen werde. Lodoiska. „Sie sehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.“ v. Zastrow. „Zawol, gnädiges Fräulein, man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis.“ Lodoiska. „O bitte, Herr von Zastrow —“ v. Zastrow. „Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgestern gesungen à merveille!“ Lodoiska. „O! Sie sind zu gütig, Herr von Zastrow —“ v. Zastrow. „Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie so gesehen. Die Sophie Löwe ein — ein Pudel dagegen.“ Lodoiska. „Bitte, Herr von Zastrow —“ v. Zastrow. „Entschuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie

entschuldigt — oder vielmehr ich spreche wie mir mein Sohn —“ Klingel. Brief, den Lodoïska mit großer Neugierde erbrach. Fast erschrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn sie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte sie auffordern zu lesen, sie sagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte sie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir gerade bei der Redensart: Wie mein Schnabel gewachsen ist! abgebrochen hatten. Sie sagte dann: „Ist es also ganz bestimmt, daß sich der Erbprinz vermählt?“ v. Zastrow. „Parolebefehl.“ Lodoïska wollte etwas erwidern, warf sich aber auf ihrer Chaise longue so herum, daß ich befürchtete, sie wäre krank. Ich sprang auf, der Koll-sauteuil flog weit hinter mir fort, so daß ich beim Niedersitzen ihn beinahe verfehlt hätte. „Ich habe mich vorgestern,“ gab die Göttliche zu, „im Theater etwas erkältet.“ v. Zastrow. „Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt schon so kühl sind — Freilich, es wird im Theater geheizt.“ Lodoïska hörte nicht. Sie schlug ihr großes schwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter Kronleuchter — überhaupt fürstliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erst heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, stand auf, ergriff ihre Hand, küsse sie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, straf mich Gott, noch nach double Extrait Hélioïtpe, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war sehr verwirrt, schwöre aber auf ihre Unschuld und habe mich außerordentlich gut amüßirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung Beförderungen erwartet. Alle Gardeoffiziere weißlederne Buchsen und hohe Stulpstiefeln. Täglich üb' ich mich in Stulpstiefeln zu gehen. Es ist schwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgesprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carrière gedacht. Ich habe Lodoïska vergessen wollen. Aber sie ist zum — NB. hier ist Poesie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich sie besucht habe. Bei der Parole

allgemeine Rede davon. Dumme Wortwiz: Erbprinz und Prinzenenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unserm Chef gehabt. Ich wäre im Stande meinen Handschuh — Cavalierbrücke Nr. 7. findet man echte Pariser von Tetot Rue de Jena Nr. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unser alter Generalfeldzeugmeister ist sechsundneunzig Jahre alt gestorben. Er hat sechs Schimmel überlebt. Wir rücken Alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. Dreiundzwanzig Jahre und sechsundneunzig Jahre! Auf die Art kann ich auch noch Marschall werden. Lodoiska! Nächstens Zauberflöte. Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abschied nehmen. „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!“ Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich lese musikalische Recensionen, weil ich Lodoiska wieder besuchen werde. Gute belletristische Blätter und Conditoreien bilden den künftigen — — — Parole: Generalfeldzeugmeister. Cito geschrieben und mit Unterbrechungen.

II.

Das Theatergebäude der Residenz hing mit dem Schloß zusammen und war so übergroß, daß auch einige Stockwerke und Seitenflügel von Bühnenangehörigen bewohnt sein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Hof- und Kammerfängerin, im Theater selbst wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behausung, die allerdings den imposanten Eindruck machte, der den Verfasser der obigen Tagebuchnotizen so geblendet hatte. Um nicht mißverstanden zu werden, sagen wir nicht, daß die Einrichtung eine fürstliche war. Was aber Comfort und Eleganz im Bunde voraussetzen und zaubern konnten, das fand sich hier auf das Geschmackvollste vereinigt. Teppiche, seidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als geschmackvoll angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem schreienden Luxus eines Novizen in der Gunst des Geschicks zeigte sich keine Spur. Das Glänzende ordnete sich einem

zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts ist doch wol auch so lauschig, wie ein solches kleines Boudoir, mit dem sauber geordneten Schreibtisch gegen das Fenster und zur Rechten eine Etageré, von kostbaren Mosaiken, Bronzearbeiten, zierlichen Statuetten und eleganten Papeterieen bedeckt. Zur Rechten befand sich ein kleiner Musiksaal, mit einem aufrecht stehenden Piano, in Gestalt einer Lyra, die Fenster waren hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Resonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Instruments nicht zu hindern. Und dies Alles war nur einzig bewohnt von Lodoïska.

Ueber den Ursprung dieses Glanzes war nichts entschieden. Die Stimme der Künstlerin war einst frischer und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunst als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reisen gemacht, von denen sie mehr Ruhm als Geld mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit diesem Ruhm in eine kleine Residenz gezogen, und erhielt sich auf der Höhe desselben, da sie klug war, ihn nicht durch neue Reisen auf die Probe zu stellen. Was sie fesselte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück schuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß sie verstanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoïska erfreute sich eines Rufes, der mit ihrer äußern Existenz im Widerspruch stand. Man fand bei ihr Künstler, Gelehrte, ältere Beamte, die sich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewisse Jugendlichkeit erhielten. Der Verkehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürst war ein alter Herr, der nie mehr sein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoïska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweisen ließ sich aber nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte seine Jünglingszeit auf Reisen zugebracht und sich auf ihnen in der That, was selten ist, von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wissenswerthen, das die fremden Zustände darboten, bilden lassen. Zurückkehrend in seine künftigen Staaten, nahm er an den Branchen der Regierung, die den meisten persönlichen Einfluß von obenher voraussetzten,

lebhaften Antheil, stand dem Kriegswesen persönlich vor und lebte seinem künftigen Berufe schon jetzt mit einem Ernst, der ihn von allen rauschenden Zerstreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen Freunde beschränkt, und auch von diesen konnte sich Niemand rühmen, sein Vertrauen ganz zu besitzen. Den Frauen schien sein Sinn abgewendet. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weise, die ihn im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zwar lebenswürdig aber kalt erscheinen ließ. Niemals hatte man ihm einen Uebergang zu innigeren Verhältnissen nachweisen können. Ja man hätte ihn eher trotz seiner angenehmen Manieren für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, daß man dem Prinzen trotz schroffen Charakters eine Beziehung zu Lodoiska zuschreiben konnte, gehörte eben so sehr zu den Räthseln, wie Lodoiska's „Sort“ selbst. Von diesem klugen, lebenswürdigen Mädchen ging niemals auch nur die leiseste Spur einer auf ein Verhältniß mit dem Erbprinzen hinielenden Andeutung aus. In ihrem künstlerischen Berufe lebte sie nur der Aufgabe, die sie zu lösen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin schweifen, wohin diese die Leidenschaft des dargestellten Momentes verwies und wich allen Indiscretionen mit einer Kunst aus, die ihrem Herzen und ihrem Verstande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, zuweilen eine dunkle vermurmete Gestalt gesehen würde, welche die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Ueberdies behauptete man, daß Prinz Max auf sonderbare Art mit allen Vorkommnissen des Theaters vertraut war und von der Intendanz selten Dinge erfuhr, die er nicht schon aus anderen Quellen anders dargestellt erhalten hätte. Sah man indessen wieder, wie wenig von dem jungen Fürsten diese Unwissenheit zum Nachtheil der Künstlerinnen, die mit Lodoiska rivalisirten, benutzt wurde, so mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zusammenhanges zwischen Beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war sein Milchbruder, ein felsenfester Charakter, den Einige für stumm hielten, weil er selten oder ungefragt niemals sprach.

III.

Die Nothwendigkeit, daß sich Prinz Mar endlich zu einer Heirath entschloß, lag in den Vorschriften der Politik. Als das Gerücht von der bevorstehenden Vermählung des Erbprinzen mit der schönen und geistreichen Prinzessin eines befreundeten Hofes verlautete, fand man zwei Dinge sehr auffallend; einmal, daß es in der That schien, als wenn Prinz Mar seine Verlobte, die Prinzessin Zucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, statt darüber verstimmt zu sein, eher erheitert schien, wenn anders eine gewisse Ausgelassenheit, ein gemacht scheinender Scherz, große Sorglosigkeit in ihren Aeußerungen, Zerstreutheit und aufgeregtes Wesen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Mar hatte seine ihm bestimmte Braut als Kind gesehen. Voraussetzend, eine Convenienzhehe schließen zu müssen, sah er die entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Wesen sprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein so hoch gestelltes Mädchen, sich in ihrem innersten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, so nothwendig von den Umständen geboten, erscheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beschränktheit. Große Proben vom Gegentheil zu geben ist nicht immer möglich. So ist schon das Geschick zu preisen, gelingt es ihnen bei geringfügigen Veranlassungen, fast unmerklich, aus dem Kreise des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über Hochgestellte schnell abgeschlossene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, seine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um so mehr überraschten, als sie mit harmloser Ruhe und ohne Prätension vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt fast überwältigt von einer Ueberraschung, die er in den Drangeriehäusern seines Schwiegervaters erlebte. Prinzessin Zucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der etwa zugleich Gärtner und Blumenmaler gewesen wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft gebracht, die den Prinzen staunen

machte. Wenn schon die Männer, die jeden Stein benennen, jeden Grassalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorsprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abstractionen leben, so mußte an einem so hoch gestellten weiblichen Wesen, wie Zucunde, der Reiz, den dieses Talent ausübte, ein doppelter gewesen sein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Lustschlössern, wie in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicero. Der kluge, verständige Sinn des Prinzen lauschte der anspruchslosen Ausbreitung dieser sinnigen Kenntnisse. Was ihn erst befremdete, fesselte ihn später, und von diesem Punkte aus war es denn auch, daß Zucunde, die ihm erst so interesselos erschien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und bescheiden angeregte Prinzessin beherrschte ihn, ehe er's sich versah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska sein mochten, so fehlte es doch nicht an scharfer Beobachtung der Stimmung, wie die Sängerin die bevorstehenden Vorgänge bei Hof aufnehmen würde. Zuerst wunderte man sich, die Dinge in Nichts verändert zu finden. Dieselbe Ruhe, dasselbe kleine air von Protection, dieselbe sich unterordnende und ihr Innerstes maskirende äußere Pflichterfüllung bei Lodoiska. Je länger aber der Prinz ausblieb, desto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die sich als Humor kundgab. Sie, die erst dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, suchte jetzt selbst die Munterkeit anzuschüren. Man sah sie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die sie sonst selten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemessen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, sie wäre heiser, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und jener Menschenkenner mochte wol Recht haben, sich zu äußern: „Die Dame kommt mir in ihrer plötzlichen Regsamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeschreckter Hast die Flamme umflattert, worin er nur zu gewiß seinen Tod findet.“

IV.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzessin Zucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürstlichen Bräutigams war sonst an einen strengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Interesse seines Hauses eingreifenden Veranlassungen hielt er mit seinen aufgehäuften Schätzen und Kostbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager seines Sohnes wurden in verschwenderischen Umrissen angelegt und das Ganze, wie dies so oft geschieht, mußte sich mehr auf Glanz und Masse als auf Geschmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit sollte in der Oper dem Publikum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu sehen. Man hatte eine Festoper mit theuern Kosten aus Paris verschrieben, mit Eifer einstudirt und glänzend in Scene gesetzt; aber plötzlich erklärte sich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Das fiel dann natürlich allgemein auf. Nun sah man deutlich die Folgen einer Voraussetzung, die an sich selbst so wenig festen Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Ursache der Störung nannte, behauptete man, daß einen Augenblick ein düsterer Zug, wie man ihn sonst an ihm nicht kannte, über seine Stirn fuhr. Prinzessin Zucunde, seine Braut, lächelte. Da man an diesem Hofe wie überall der Meinung ist, daß man große Hoffeste durch Schauspiele nicht so würdig begeht, wie durch Oper, so fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper sie mitwirken wollte. Sie antwortete nach langem Besinnen: „In der Zauberflöte.“

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Zucunde lächelte, so soll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit sein. Sie lächelte, sie sah seitwärts zum großen Fenster hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max stand nicht minder gedankenvoll. Es ist wol nichts von Gerüchten so klein, nichts so geringfügig werthlos, das den Hochgestellten nicht durch Vertraute und nicht selten Unberufene mitgetheilt würde. Gerade an die Ufer, wo die Wellen sich machtlos brechen, strömen sie unaufhaltsamer an. Prinzessin Zucunde

wußte schon Alles, was man sich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den sie liebte, mit einer Andern theilen zu müssen. Sie sprach von Lodoiska, der Prinz sah zum Fenster und trommelte auf die Scheiben. Sie faßte sich ein Herz und flüsterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erstickter Stimme die einzigen Worte: „On dit que le Prince la protège!“ Der Prinz, blutroth, stieß kurz und heftig das Wort heraus: „Mensonge!“ Zucunde erblaßte, denn dies Leugnen war schreckhaft. Sie fühlte, daß Mensonge hier nur heißen konnte: *La vérité!*

Die junge Gattin war erschüttert, sie verzweifelte. Zum ersten Mal faßte es sie mit wühlendem Schmerz. Ihr kluger Sinn sagte ihr, daß sie keine Ansprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja selbst das dauernde Verbleiben Lodoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde sie nicht gestört haben, wenn der Prinz nur Wahrheit gesprochen hätte. Aber dies schnelle und in ersichtlicher Verlegenheit ausgesprochene: „Es ist nicht wahr!“ machte sie für ihre Zukunft erzittern. „Hätt' er mir's gestanden, hätt' er mich in die Tiefe seines Herzens blicken lassen!“ Sie wußte, daß nur das todt ist, was man begräbt. Sie sah diese Liebe, die ihr so gewiß und ausgemacht schien, wieder auferstehen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft so ergriffen, daß sie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Birkel des Hofes verweilen konnte und sich unter bitteren Schmerzen zum Schlaf in ihre Kissen drückte.

Am folgenden Morgen war sie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geständniß, sie wollte allein das wissen, was Niemand wußte, sie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte sie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorstellung der Oper. Je näher die Stunde kam, desto beklommener fühlte sie sich. Alles, was sie von der Favorite ihres Gatten gehört hatte, trat jetzt in schreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie sollte sie sehen, hören, diese verborgene, so räthselhaft geheimgehaltene Leidenschaft! Gerade dies Geheimniß schien ihr so bedenklich; denn es bewies, wie sehr Lodoiska den Prinzen beglückt haben mußte.

In dieser Stimmung saß sie an der Tafel. Es schlug Sechs. Um halb Sieben trat sie an der Seite des Prinzen in die fürstliche Loge des festlich erleuchteten Opernhauses.

V.

„Ein schönes Paar.“ — „Er scheint wirklich verliebt zu sein.“ — „Sie ist sehr ernst.“ — „Sie soll sehr gelehrt sein.“ — „Sie schreibt ein Buch über Botanik.“ — „Hübsche Toilette.“ — „Wenn Lodoiska austritt —“ — „Geben Sie Acht.“ — „Mein Glas ist scharf, ihre Miene soll mir nicht entgehen —“ — „Wessen?“ — „Der Prinzessin.“ — „Schnack!“ — „Was? Glauben Sie denn, daß die von etwas weiß?“ — „Oho.“ — „Still, Still!“

Lodoiska sang. Alle Gläser waren auf die Prinzessin gerichtet, deren Miene gezuht hatte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerstes durchwühlte. Sie sah auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchstaben gedruckten Theaterzettel und blickte dann von unten auf den Prinzen an. Ruhe, Gleichgültigkeit, Affectation desselben hätten ihr Thränen entlocken können.

Wie sehr der Prinz Zucunden ehrte, konnte man aus der sinnigen Ausschmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürstlichen Loge ersehen. Eine Reihe von Gemächern hatte sich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichsten Blumen, die seltensten Gewächse verdeckten die Wände. Man wandelte durch Orangerie, durch tausend Blumen, die ihre Düfte entströmten, durch Rankengewächse, die oft den Weg zu versperren schienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerschein der Girandolen angebracht waren, zogen sich die Kränze der *Primula praenitens* oder die bläulichen Glocken der *Cobea scandens*. Thyrsusartig hoben sich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüten. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geschmückt. Dazwischen die *Passiflora alata* mit ihrem blauen Strahlenkranz, oder die scharlachrothen, gegen Alles grell

abstechenden Staubfäden der *Calotamnus quadrifida*, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte sich in einen Feentempel aus tausend und einer Nacht versetzt.

Den Preis aber von all' diesen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entferntesten Raume von magischen Lichtern erhellt herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankengewächs stand in diesem dämmern- den Raume jene wunderbare Pflanze *Cactus grandiflorus*, die Königin der Nacht. Gerade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch öffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Erwählten zulezt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonneruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blüthenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein Entschluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume schien zu leben. Selbst der Schaft mit seinen stachelichten quadrirten Aesten schien zu zittern. Ein Wonneschauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der sich in diesem Augenblick, wie bezaubert, mit seiner schönen, im Osten heilig gehaltenen Blüthe krönte.

Der Prinz hielt diese Feier geheim. Die Prinzessin sollte von ihr überrascht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorgangs, jede Beschädigung dieser Blume zu verhindern, war ein Offizier beordert, an ihr Wache zu halten. Die Wahl war auf Eugen von Zastrow gefallen.

VI.

Man würde Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen schließen wollte, daß Lieutenant

von Zastrow ein Fat war. Er war nicht klüger und nicht beschränkter, als der größere Theil seiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz speciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Besuch bei Lodoiska. Dieser Besuch lag so ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widersprach so auffallend der Stellung, die man dieser Künstlerin stillschweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zastrow's Unkenntniß der Residenz-Geheimnisse entschuldigen konnte. Seit Kurzem erst in Dienst getreten, faßte er Alles mit jener eigenen Mischung von Dreistigkeit und Gutmüthigkeit an, die unsere jungen deutschen Adeligen oft komischer erscheinen läßt, als es die jungen Söhne des Mars glauben.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zastrow hatte Lodoiska in einer Zeit besucht, wo sie gerade Gesellschaft, Zerstreung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf stritt, zog man ihn mit dem Vorwurf auf, daß er durch sie „Carrière“ machen würde. Dies war ihm, wie er sagte, „von der ganzen deutschen Sprache“ das liebste Wort. Auch war seine militairische Haltung, seine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu sagen, von Botanik verstand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er bei dem Feste den Dienst bei Ihren Hoheiten haben würde. Er sprach mit Begeisterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäusern, von seiner Galauniform, und stuzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: „Hüten Sie sich vor den Elfen!“ „Wie so?“ fragte er. Lodoiska sagte, die Elfen wären Blumengeister, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es schon manchem Sterblichen angethan hätten. Zastrow antwortete verwirrt: „Ach so! Mythologie!“

Es schlug Acht. Zastrow stand gedankenlos am Eingang der Nische, die sich über die Königin der Nacht wölbte. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Pistillen und Kryptogamen. Er seufzte nur vor sich hin: „Verflucht ennüyant!“ Der Blumenduft hatte ihn fast betäubt. Es war Alles so einsam um ihn her, die poetischen Gewächse ließen

ihn so kalt, so leer, er besaß die Phantasie nicht, an sie die Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen scholl die Musik, tönte der Gesang, scherzte der Humor. Niemand kam in die scheinbar verlassenene Gegend. Er fühlte sich auf seinem Posten, dessen Bedeutung er nur insofern kannte, daß hier Niemand etwas abpflücken sollte, vernachlässigt und sank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächst ausbrechenden Krieges oder einer schnellen Sterblichkeit unter seinen Vorgesetzten.

Plötzlich fielen Zastrow Lodoiska's Worte von Blumengeistern ein, und indem er noch über das Unvernünftige solcher Ansichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, welche die Wände bedeckten, gespenstisch rauschen. Dabei kicherte es neckisch und es war ihm, als rief Jemand: „pft! pft!“ Er sah sich um und entdeckte nichts, das Rauschen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis sein Blick auf die dunkle Grotte fiel, und er zusammenschreckend, die Mythe von Blumengeistern, für ihn ängstlich genug, bestätigt fand. Aus dem riesigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühte, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem langen schwarzen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht übersät mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Nester des Stammes, die wunderbare Erscheinung deutlich sich herauslösend aus dem Gezweige, ja wie es Zastrow schien, aus dem Kelch der sich eben erschließenden Blume selbst. Von den Lichtern geblendet, seinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen noch obenein wie geisterhaft der Jubelchor an sein Ohr:

„Es lebe von Zastrow, von Zastrow soll leben —“ So nämlich deutete er „Sarastro“. — Ein Lachen — ein Dämmern vor seinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen abgebrochen wird — ein Rauschen — dazwischen der Elfen höhrendes Singen, der Triumphchor der Teufel: „Es lebe von Zastrow, von Zastrow soll leben —“ Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiste, sah ihn nicht mehr; aber — er traute auch seinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüthe war verschwunden!

VII.

Nach dem Chor: „Es lebe Sarastro! Sarastro soll leben!“ (den Zastrow auf sich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz seine Gattin zu dem magischen Schauspiel führen, mit welchem er sie zu überraschen gedachte. Eine gewisse Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er sich dem Publikum mit seiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm sichtbar gewesen. Jetzt erlöst von dieser Pein, athmete er auf, bot seiner Gemalin den Arm und führte sie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der fürstlichen Loge, durch alle diese flimmernden und dustenden Zauber, die sie jetzt erst mit kundigem Auge näher prüfen sollte. Ein Cortege von Hofdamen begleitete die Prinzessin, die Adjutanten und bedeutendsten Hofchargen den Prinzen.

Zastrow stand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraschung beruhen sollte, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick. Je näher der Hof kam, desto höher stieg seine Angst. Er hörte die Prinzessin schon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme sprechen, die er früher nur für Pferdeschabracken möglich gekannt hatte. Jetzt waren sie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zastrow fühlte, daß in diesem Augenblick seine militairische Laufbahn auf dem Spiele stand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. „Grand ciel,“ ertönte die Stimme der Prinzessin, „grand ciel, que vois-je! Cactus grandiflorus.“

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzichtig war, sagte: „Und blühend in dieser Stunde!“ Die Prinzessin antwortete: „Blühend? Wie?“ Der Prinz, näher tretend: „Himmel! was ist das! die Blume ist abgebrochen!“ Von Zastrow hielt sich an einem Orangenbaum. „Der dienstthuende Officier!“ — rief der Prinz. — „Von Zastrow!“ hieß es. — „Wo ist die Königin der Nacht?“

— Armer Zastrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiste sprechen? Konnte er sich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdischen Mächten, Sternenschleier, Petiscus' Mythologie, er stotterte: „Gew. Durchlaucht, total unfähig —“

Im höchsten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie sind, Sie sind, Sie sind — cassirt! Ein Kriegsgericht soll entscheiden!“ Der Prinz zog seine Dame von diesem Schauplatz frevelhafter Zerstörung fort und lehnte sich, erschöpft im Uebermaß des Mergers über eine ihm verdorbene Ueberraschung an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine solche Blume abzupflücken,“ seufzte er, „die Königin der Nacht, eine Blüthe von nur zwölf Stunden Dauer! Es ist ein wahres Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelschändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe soll exemplarisch sein. Wer war's?“

Zastrow blieb verstummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achseln, Zucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; sinnend stand sie und blickte mit ihren schönen Augen gen Himmel.

„Mir ist,“ sagte sie, „als könnte die geraubte Blüthe nicht weit von hier sein.“

„Wo, Zucunde?“

„Dort hinter den Palmen!“

Man suchte und fand sie nicht.

„Dann etwas weiter.“

„Wie wäre das —“

„Zu entdecken ist es sehr leicht,“ fuhr die Pflanzkennerin fort: „Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausströmt, ein so würziges Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man soll mir folgen!“

Schon drängte sie sich hinter die Palmen. Hier fand sich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen seinen Himmeln gestürzten, der Blumenmystik wegen unglücklichen von Zastrow. Die angelehnte Tapetenthür führte in einen dunkeln Gang, der sich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garderobe des Theaters führte. Die Prinzessin

stand zuweilen still, besann sich und sagte dann, ihrem Geruchssinn vertrauend: „Vorwärts, meine Botanik soll uns schon helfen, Prinz.“ Dieser, mit der ihm angeborenen Gutmüthigkeit, war schon milder geworden und schwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemessener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt sich zurück. Die Prinzessin schritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war so unfehlbar wie ein sichtbarer Luftstreifen, wie fliegen-der Sommer, der in der Abendsonne spielt. Erst schien sie auf die Bühne selbst zu lenken. Die Prinzessin mußte nun die Sache von der scherzhaften Seite nehmen, sie lachte und der Prinz fühlte, daß seine Aufwallung nachließ. Doch kamen sie von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erscheinen der hohen Herrschaften eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohte, wieder ab. Dem Prinzen schien jetzt die Spur verloren. Nein, sagte lachend die Prinzessin, nun sind wir bald am Ziele. Ich muß meine botanische Ehre behaupten. Damit wies sie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehre unbesuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das sie nicht wissen sollten, und blieben zurück. Zucunde hängt sich an den Arm ihres Gatten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da stand eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präsentirte. Man begegnete Säulen, verfallenen Treppen, spärlichen Flammen unter großen schwarzgebrannten Lampenschirmen, am Fußboden niedergefallenen Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt inne und sagte: „Es ist genug. Kehren wir zurück!“ Die Prinzessin aber rief: „Himmel, welch' ein Duft! Hier sind wir am Ziele.“ Der Prinz erblaste. Stumm wollte er seine Begleiterin weiter führen. Zucunde behauptete aber ganz in der Nähe des Räubers zu sein, sah sich scharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthür, die sie öffnete. Dem Prinzen vergingen die Sinne, er beschwor sie zu bleiben. Die Thür führte eine kleine enge Treppe hinauf. „Drei Schritte,“

sagte sie, „so sind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück.“ Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Zucunde stieg die Stufen hinauf, sah sich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen schien, ging weiter, sah durch eine offene Thür einen Lichtschimmer fallen, fühlte von dorthier den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutsam die Thür zurück und stand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache. Auf einem Divan lag eine sonderbar gekleidete Dame in schwarzen Gewändern, die abgestülpte herrliche Blüthe an ihr Herz drückend.

XIII.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die sie dir prophezeit hatten, wo der schöne Nachtfalter sich in die Flamme stürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eigenen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie sah nichts von dem, was sie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe stolze Gestalt im festlichen Gewande (es hätte ja Pamina sein können, die sie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr stand und sie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingestreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder, das Haupt in die weiße schöne Hand gestützt, vor ihr die Blüthe, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen schien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Zucunde so das stille Schauspiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Ansprache zu grüßen schienen, wie Alles umher sie neckte und doch wieder sie tröstete, sie anlachte und doch wieder sie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiskens einst das Herz ihres Mar gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt besaß, sie selbst war. Das Benehmen des Prinzen sprach dafür. Zürnen, strafen konnte man nicht. Hatte

die Verbundenen doch das Schicksal auf seinem zartesten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, dessen Hand sie hieher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiska aus ihren Träumen und schlug ihr großes schönes Auge auf. Sie sah die Fremde, erhob sich, erkannte sie und sank besinnungslos zu den Füßen der Prinzessin. Diese hob sie milde auf, legte ihren Schleier zurück und begann mit sanftem Tone: „Ich suchte die Königin der Nacht.“ Lodoiska lächelte schmerzlich, als wollte sie sagen, sie wär's. Zucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erschrak: „Dies ist diese kostbare Blume, von der man so viel Wunder erzählt?“ Zucunde hörte weniger auf das, was sie sagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Brust. Sie dachte sich still: Warum sollte sie ihn nicht gefesselt haben?

Lodoiska gestand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz sie getrieben hätte, dem Feste von einer verborgenen Thüre zuzulauschen. Sie wäre verschreckt worden und hätte gedacht, wenigstens eine Erinnerung wollte sie sich aus diesen Blumen zur Eingangspforte zum künftigen Glück der Prinzessin wählen. Diese Blume hätte sie sich gebrochen und wäre so behend entschlüpft, wie sie gekommen wäre.

„Sie brachen eine Blüthe,“ sagte die Prinzessin etwas scharf, „und wußten nicht, daß es eine so kostbare war. Nach der Sage blüht diese Blume nur. Einmal in hundert Jahren. Lange Sorgen und des Gärtners treueste Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menschen zu erfreuen dieser Wunderpflanze vergönnt ist. So gehört sie, wenn sie sich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, sondern allerdings Allen. Nie kann sie ein Geschenk der Liebe oder Freundschaft sein, nie kann sie, und wenn im schönsten Glase, an eines Einzelnen Fenster stehen. Sie kommt zu Niemand. Wer sie sehen will, muß sie suchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft ist nicht beschränkt wie bei Veilchen und Rose; er dehnt sich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie ist die Fürstin der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da sie Allen gehört, sich nicht verschenken.“

Lodoiska wurde abgerufen. Die Zauberflöte wurde zu Ende gespielt. Der Prinz hing stumm am Arme seiner klugen Lebensgefährtin, die ihn durch die Entdeckung dieser bequemen Verbindung im Schlosse beschämt hatte.

Lodoiska verließ die Residenz. Sie lebt am Rhein in einer schönen Villa im Schatten des Niederwaldes. Nur noch ein Jahr war sie im Dienste der Musen geblieben, hatte in allen Partien, die sie übernahm, geglänzt; am liebsten sang sie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, nie aber mehr die Königin der Nacht.

Jean Jacques.

(1854.)

Der Flüchtling.

„Haltet den Dieb!“ rief es in den Frühstunden eines nebligen Octobertages durch eine der dichtest bevölkerten Straßen von Paris. Rasch waren Polizeisoldaten zur Hand. Wir schreiben 1750. Die Polizei von Paris stand damals noch nicht auf jener Höhe, auf welche sie die Gisors und Perigny in Louis Philipp's und Napoleon's III. Tagen gebracht haben.

Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter so vielen Menschen ausgestoßener Hülfesruf Häfcher genug und die freiwillige Polizei, die zu spielen der rechtschaffene Bürger immer aufgelegt ist, schloß sich sogleich in Schaaren an, die Verfolgung eines jungen Menschen zu unterstützen, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder gestohlen hatte oder hatte stehlen wollen.

Paris ist jenseits der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte und die Märkte gehalten werden, des Vormittags so volkreich, daß ein Flüchtling bald unter der Masse verschwindet, bald um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen springt, einen Weinschant erreicht und sich, wenn die Umstände nicht zu ungünstig sind, sogar hinter ein Fenster stellen und den Vorübergehenden eine Nase drehen kann.

Unser Flüchtling schien es noch besser haben zu sollen. Er fand den in Paris noch seltenern Fall eines offenstehenden Thorwegs, sprang in diesen wie er glaubte ungesehen

hinein, fand einen stillen Hof, schlich sich die Treppe hinauf, hockte dort eine Weile und würde sich haben wohlgemuth wieder auf die wahrscheinlich inzwischen sicher gewordene Gasse begeben können, wenn nicht plötzlich der Thorweg wäre geschlossen worden und der Ruf: „Haltet den Dieb!“ nun im Hause selbst vernehmbar ihm auf den Fersen gefolgt wäre.

Jetzt stieg der Bedrängte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattendach des Hauses führte, und entschloß sich zu einem halzbrechenden Spaziergang zwischen den Schornsteinen und Giebeln quer über die lustigen Häuser hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er hier nicht mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter sicheren Umständen wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel gestattete auch hier einen Vorsprung. Bis die Leute auf die Dächer stiegen, und das mußte man, um auch nur über ihre Quersfläche hinwegsehen zu können, (die Höfe und Gassen in Paris sind zu eng, um von jedem Fenster aus sogleich auf ein Dach blicken zu können), hatte der Flüchtling schon einen sichern Versteck gefunden, hinter dem ihn Niemand suchte. Er streckte sich zwischen einigen Schornsteinen platt auf die Schiefer und hörte auch den Lärm der Verfolger allmählig verhallen. Da nichts mehr zu ihm herauf drang als von unten her das Rollen der Wagen und das Geschrei der Ausrufer, so schlich er sich vorsichtig weiter und suchte eine Gelegenheit besserer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenstehendes Dachfenster. Er fand ein solches. Es war in der Straße La Grenelle St.-Honoré und zu seiner besondern Freude das Fenster einer Wohnung, die er sehr wohl kannte und wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raschem Griff eine Uhr hatte stehlen wollen. Hatte doch Pierre Levasseur, der Bruder einer Schwester, die hier wohnte, seine Bekanntschaft schon im Zuchthause gemacht, hatten doch Beide erst gestern so viel Pint guten Macou vieur zusammen in einer Spelunke am Palaisroyal getrunken, bis sie die Versicherungen ewiger Freundschaft mit ihren schweren Zungen nicht mehr aussprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levasseur, bei Mutter Levasseur, bei Pierre,

Fanchon, Lisette, Therese Levasseur hoffte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm schon zwei Jahre Zuchthaus gekostet hatten, nicht so übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Professoren, die da drüben in der Sorbonne eben einen Cursus über Moral lasen.

Vorsichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze schlich der junge Mensch seinem Ziele entgegen. Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenster der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne schützte den Tollkühnen vor dem Ausrutschen und Hinunterstürzen auf das sechs Stock tieferliegende Straßenpflaster. Wohlgemuth schwang er sich um den Hals des vorspringenden Dachfensters, stemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte sich mit behutsamer Schwentung so weit seitwärts, um sich überzeugen zu können, ob bei seinen Freunden Jemand mehr zu Hause wäre, als die jüngsten Bewohner, die kleine Madelon oder der dicke Paul, von denen die Erstere, in ihrer Wiege oft sich selbst überlassen, dann wol stundenlang zu schreien pflegte, während der einjährige Paul das Seinige that, hülflos und verlassen wie er ebenfalls war, ihr zu secundiren.

Das Rutschen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müssen, wenigstens in der gewiß, zu welcher das Staatsfenster gehörte. Sogar ein Blumenstock fiel von des Flüchtlings nach Anhalt suchendem Fuß vom Gesimse des Staatsfensters in die Straße hinunter und konnte möglicherweise irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf schlagen. Um so auffallender war die betrachtende, völlig ungestörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber versunken sah.

„Es ist Theresens Liebhaber,“ flüsterte der Dieb vor sich hin, und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig schreien, trotzdem, daß sie nicht eingeschlossen war. Von „Theresens Liebhaber“ sah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über sein Papier sich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in seiner Hand auf- und niederging.

„Daß der Narr nicht gut sehen kann, weiß ich,“ sagte

der junge durchtriebene Mensch zu sich selbst, „aber es scheint, auch am Gehör fehlt ihm etwas, wie an seinem Verstand ohnehin.“ — Er überlegte, ob er an's Fenster klopfen und Einlaß begehren sollte. Der Schreiber hatte offenbar nichts um sich her vernommen als das Kritzeln seiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon schrie, auch Paul wurde hörbar und ein Hund bellte. Der Hund schien schon die Witterung des Flüchtlings zu haben. Nichts von Alledem störte den Schreiber, der Das, was er niederschrieb, nicht einmal selbst zu erfinden, sondern nur abzuschreiben schien.

Wäre der Blumenstoß nicht in die Straße hinuntergefallen, so hätte der Flüchtling wol noch eine Weile in seiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfang. Die Combination aber, daß durch jenen Fall seine Fährte könnte entdeckt werden, bestimmte ihn mit der Ueberraschung, die er der Familie Levasseur zugebacht, nicht länger zu zögern, sondern ohne Weiteres an die Fensterscheiben anzuklopfen und höflichst um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Kräftig pochte er an die Scheiben des Fensters und sah den Schreiber natürlich im heftigsten Schreck aufspringen. Dieser in seinem grauen Camisol, das ihm fast bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Nase, mit unordentlich durcheinandergehendem, von aller Pops-, aller Pudermode abweichendem blonden Haar stand hinter den Scheiben verdußt, schier aus den Wolken gefallen über einen Besuch, der sich vom Dache ankündigte.

„Herr Jean Jacques,“ sagte der Flüchtling, „vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, ist Pierre zu Hause?“ Das Fenster wurde geöffnet. Herr Jean Jacques drückte sein Befremden aus, wie man seinen Schwager Pierre so vom Dache aus durch's Fenster besuchen könnte.

„Ich hatte einen Krawall mit der Polizei,“ sagte der Flüchtling, „eine kleine Bataille auf der „Insel“ — er meinte die innere Stadt — „bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerschlagene Weingläser mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Tasche hatte. Sie wissen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —“ — „Aber ist's denn möglich!“ rief schon eine helle weibliche Stimme dazwischen, „Michel Labrousse! Bist Du des Teufels?“ —

„Michel Labrousse?“ widerhallte es jetzt schon von mehreren Stimmen, die aus dem Innern der Wohnung drangen, und schon war Michel Labrousse im Begriff, sich mit einem Satz in's Zimmer zu schwingen, als sich mit Blitzesschnelle auch schon wieder die Scene veränderte. Ein junger Mensch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: „Die Polizei!“ und im Nu ging die aufgeregte Physiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Wesen, die hier so plötzlich beisammen standen, in einen dieser Mittheilung angemessenen Ausdruck über.

Zwei weibliche Wesen, ein junges und ein altes, voll Erstaunen, ein junger Mensch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörnd, der Flüchtling mit dem Ausrufe: „Keinen Mund!“ zurück auf's Dach. Die Säbel der Gensdarmen klapperten schon die Treppe herauf. Kräftige Stimmen ließen sich drohend genug vernehmen. Es ging rasch; aber doch nicht rasch genug, um sich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigstens mit einer Lüge.

Die Häfcher mit ihren Schlepfsäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten. Es hieß, man verfolgte einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte stehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlassung gewesen zum Niedersturze eines Blumenstocks aus diesem Hause; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein starres Schweigen und gleichgültiges Kopfschütteln war die Antwort.

„Der Blumenstock ist aber der Ihrige,“ hieß es, „die Leute im Hause bezeugen es.“

Man blickte hin zum Fenster.

„Ja, ist's möglich,“ sagte die Jüngere der Frauen, eine stattliche Gestalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopfstuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften stemmend, „ja, ach, Du lieber Himmel, es ist unser schöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie sehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns schon oft einen unserer Blumentöpfe so mitgenommen. Fanchon! Lisette! Wie oft hab' ich Euch nicht schon gesagt, daß

die Töpfe angebunden werden sollen! O mein Goldlack! Mein prächtiger, herrlicher!"

Sie weinte laut, worauf sich noch einige jüngere Bewohnerinnen der Dachstube erblicken ließen. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schwestern, fing ebenfalls zu klagen an um den schönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, dessen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt.

Man öffnete das Fenster, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques bei Seite und lehnte sich hinaus. Der Regen strömte heftig. Es war jedenfalls lästig, eine trockene Nase in diesem Augenblicke so lange in's Freie zu stecken. Das Fenster wurde geschlossen und da die Hartnäckigkeit der Ablehnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieselbe blieb, ja sich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, steigerte, so waren die Häfcher schon im Begriff, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die sie schon im Hinaufsteigen in diesen fünften Stock über die Bewohner desselben eingezogen hatten, schien ihnen wenigstens der Mühe werth zu sein, noch einige Fragen an diese, sie selbst betreffend, zu richten, und so wurde denn noch ihren geöffneten Briestaschen mit Bleistift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St. = Honoré fünften Stock, folgendes kurze Protokoll übergeben.

Der Schreiber.

„Wer ist der Miether dieser Wohnung?“ fragte der erste der drei Sergeanten. — „Hier, Herr, hier, der alte Mann da!“ hieß es. — „Wie heißen Sie?“ — „Es ist Jean Baptiste Levasseur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier seiner Tochter Therese.“ — „Wer sind Sie?“ — „Die Mutter hier meiner Tochter Therese.“ — „Wer ist der junge Mensch da?“ — „Herr, das ist Pierre Levasseur, der Bruder seiner Schwester Therese und das ist Fanchon, auch meine Tochter, wie die

Schwarze da, die Therese, die Fanchon's Schwester ist." —
 „Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?“ — „Das
 sind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Therese!“
 — „Ja, Herr, das sind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter
 und heiße Therese Levasseur, wie Sie schon gehört haben wer-
 den, mein Herr!“ — „Wer ist der Vater —?“

Alles schwieg.

Es war eine Pause — die einem jener dunkeln Kapitel
 der Weltgeschichte gleichkam, über welche die Philosophie und
 Kritik Folianten geschrieben haben. Die ganze sociale Ver-
 fassung Europas lag schmerzlich beredsam im Schweigen, das
 sich von selbst beantwortete.

„Wovon nähren Sie sich?“ — „Ich nähe, Herr —“ —
 „Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern —
 Herr —“ — „Und der junge Mensch da? Sie da, Herr
 Pierre?“ — „Ich war in Evreux — Ich bin Töpfer —
 Herr —“ — „Warum arbeiten Sie nicht?“ — „Es ist Krieg,
 Herr! In Evreux gehen die Geschäfte nicht.“ — „Wer er-
 nährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?“

„Ich, Herr!“ sagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit
 Schüchternheit hervortretend.

„Sie sind der Vater dieser Kinder?“

„Ich bin es, ich bin der Vater!“ war die Antwort, die
 aus dem Munde eines Fürsten zu kommen schien, aber aus
 dem Geiste eines Bedienten. Denn der Vortrag war eben so
 befangen wie die Aussprache fein und gewählt.

„Sie sind nicht kirchlich eingesegnet —?“

Herr Jean Jacques, wie man sah, die Verlegenheit selbst,
 schwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn
 Therese Levasseur ergriff sogleich für ihn das Wort und sprach
 mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit: „Nein, mein
 Herr, das sind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht,
 daß wir uns lieben!“

Die Commissare der Polizei fanden solche Verhältnisse
 so häufig vor, daß ihnen diese Versicherung, die von dem
 jungen Wesen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben
 wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter schnitten
 sie ihre Auseinandersetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß

sie sämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt seien, als diese beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques sich in die Kost gegeben hätte, das Interesse des Letztern erregt, sein Herz, seine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausstandes, der arm aber reinlich, sauber aber kostspielig u. s. w. u. s. w. wäre.

Die Commissare wünschten von den geschwägigen Leuten jetzt nur noch einige Details über diesen Herrn Jean Jacques selbst zu wissen. „Sie heißen?“ fragten sie. — „Jean Jacques Rousseau.“ — „Sind von Paris —?“ — „Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.“ — „Was führt Sie hieher?“ — „Ich war Secretär der königlichen Gesandtschaft in Venedig.“ — „Und beschäftigen sich jetzt —?“ — „Mit Notenschreiben.“ — „Sehen Sie da!“ fügte schon wieder das lebhafteste Temperament aller Familienmitglieder und das sichere Gefühl, Michel Labrousse säße zwar physisch sehr bedenklich im Regen, moralisch aber im Trocknen, in schnatterndem Durcheinander hinzu: „Sehen Sie da! Das sind hier die Noten, welche die höchsten Herrschaften von ihm abschreiben lassen. So schreibt Niemand in Paris und Noten nun schon gar nicht. Und eine solche Handschrift hat in ganz Frankreich kein Kupferstecher. Und dieser Herr Jean Jacques ist ein Schweizer, aber darum doch ein so guter Franzose und ein so guter Christ wie hier jeder Andere und versteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten!“ — Diese letztere Bemerkung kam von Theresen selbst, die sich schon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenschuhen eine Musik zu treten anfang, die das Tempo der sich steigenden Ungeduld annahm und in der That die Commissare einschüchterte. Sie gingen, begleitet von einer erst beflissenen und im Gefühl der Sicherheit höhrend stark aufgetragenen Höflichkeit, dann von schallendem Gelächter, von Spott und dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke zurückkehrenden Erstaunen da draußen über Michel Labrousse auf dem Dache.

Sein Wagstück war so kühn gewesen, daß es die Veranlassung einer polizeilichen Jagd auf ihn fast vergessen ließ. Man öffnete behutsam das Fenster, spähte überall umher.

Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man sagte, „leider“ nicht mehr zu finden. „Wenn er sich nur nicht den Hals gebrochen hat,“ sagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sedres, sein intimer Freund. — „Ach was,“ rief Therese, „der klettert jetzt auf's Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornstein die Morgenvisite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friseur ist. Jetzt könnt' er ihr durch's Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier ist die Kneipzange dazu!“ — Alles lachte durcheinander, die jüngeren Schwestern jubelten, Therese trällerte. Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufsichtigen, die vielleicht inzwischen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geschickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüsehändler, Wurst vom Fleischselcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller.

Nur Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er sehr kurzsichtig war, beim Arbeiten trug. Gerade an diese Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf seinem Schreibpulte lagen. Und auch er lachte und sagte: „Der Spitzbube kann ja zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch in's Kamin wirft, weil sie nach meinem System geschrieben sind, das sie auslachen wird und das sie auch wol nur deshalb vom Musikmeister bestellen ließ!“

Diese Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: „Nein, nein, der Michel ist ein Sattler!“ Und die Familie blieb nur bei seinem Muthen stehen, wie der Franzose einmal ist, wenn er an sich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das seiner Nation im Allgemeinen und ihm im Besondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog sich an, bat Theresen, die Kassenführerin, um etwas Geld und versprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, versprach auch, kein Kaffeehaus zu besuchen, weil er in solchen Fällen schon nicht selten ihr Mahl verschmäht hatte. Wie er sich seines Kamisols entledigt, sich gewaschen, sein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchse

trug, etwas geordnet, sein bestes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und sich mit dem Regenschirm versehen hatte, stieg er mit den zusammengeroUten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und ein schlautes Bambusrohr in der Hand mit goldenem Knopfe. Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rousseau. — „Der bin ich!“ — „Sie kennen Herrn Baron von Grimm?“ — „Nein!“ — „Herrn Diderot?“ — „Seine Schriften, nicht ihn selbst.“ — „Die Marquise von Epinay wünscht Sie wegen —“ Der Bediente stockte und zeigte eine Karte. Jean Jacques nahm sie und las: „Die Marquise von Epinay wünscht die Notenschrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxembourgen zu den Herren Grimm und Diderot gesprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um zwei Uhr.“

Noch war die düstere Wolke, die sich auf des Notenschreibers Stirn sogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot gelegt hatte, nicht verzogen. Er hatte des Eindrucks gedacht, den es ihm gemacht, als er kürzlich, nach Hause kommend, von einem Besuche vernommen, den der berühmte Schriftsteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm abgestattet hatte in seiner Abwesenheit. Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen ersah, wegen seiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wieder gekommen. Der Schreiber konnte sagen, zu seiner Freude, denn der Gedanke, daß ihn Diderot mit Theresen, ihren Eltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt.

Nun wurde er sogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel schon die Verhältnisse kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man schicke mir, was man abgeschrieben wünscht — doch drängte der Bediente zu einer bestimmten Antwort. So sagte er denn zu, daß er morgen um zwei Uhr zur Frau von Epinay kommen würde. Er ließ den Bedienten vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot sein von ihm schon preisgegebenes Notensystem wol billigen könnte.

Die Vorfälle mit dem Besuch eines Diebes und mit dem Gramen der Polizei vergaß er schon; Scenen solcher Verwillderung war er in der Lage, in die er sich einmal seit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie störten mehr sein Behagen, als sie sein sittliches Gefühl aufregten.

Frau von Spinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutscher, Namens Grimm. In Regensburg geboren, hatte er eine gute Erziehung genossen, wurde Lehrer eines deutschen Grafen und kam mit diesem nach Paris. Hier verstand er sich durch eine seltene Gewandtheit im französisch Sprechen und Schreiben, die er sich aneignete, durch mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, besonders aber durch seine musikalischen Fertigkeiten eine hervorragende Stellung zu verschaffen. Mit den berühmtesten Schriftstellern jener Zeit trat er in Verbindung, und vorzugsweise war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das Haus der Frau von Spinay eingeführt.

Diese Dame gehörte zu den Frauen, die damals die schöne Welt der Künstler, Gelehrten und Dichter um sich versammelten. Aus England war die Mode der „Blaustrümpfe“ nach Frankreich gekommen und bald eröffneten sich die sogenannten Bureaux d'esprit, jene geselligen Zirkel, die unter dem Schutz irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Persönlichkeit in der Gelehrtenrepublik den Ton angaben. Nicht selten befehdete einer dieser Zirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die sie unter den berühmten Namen des Tages gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterstützte die Talente und verlor sich, wie die Flamme des Geistes doch immer ein verzehrendes Material erfordert, mit Diesem oder Jenem der genannten Größen des

Tages auch wol in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiste der damaligen Sitten übersehen und in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenste Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte diese Achtung, ließ sich aber in der festen Stellung, die sie für sich allein der Welt gegenüber einnahm, eben so wenig hindern als in der Gunst, die sie Grimm, dem gewandten musikkundigen Fremdling, widmete, der sich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günstling der Frau von Epinay. Er musisirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gaussin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Popelinière u. A. in ihren Zirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution vorarbeitenden Geistesrepublik für sich protegirte, versammelten sich bei Frau von Epinay alle die Namen, die späterhin die berühmte, für die Neuzeit so Epoche machende „Encyclopädie“ herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreise unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und anderen sozusagen belletristischen Philosophen hatte Grimm von den musikalischen Streitigkeiten des Tages, woran er selbst als leidenschaftlicher Vertreter der Musik seines deutschen Landsmanns Glück theilhaftig war, Veranlassung genommen, von einer neuen Notenschrift zu sprechen, die ein wunderlicher, origineller Kauz schon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hätte. Der berühmte Rameau hatte dies System, die Töne statt mit Noten mit Zahlen vorzuschreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Musiker schon herausgegebene Broschüre war in Vergessenheit gerathen. Inzwischen hatte die Herzogin von Luxembour, die so leidenschaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenschreiber, der vorläufig nur eine Partitur rasch für sich selbst notiren und dann später ausführlicher copiren sollte, von dieser Abkürzungsmethode der Notenschrift berichten lassen, und auffallenderweise wäre jener Notenschreiber der Erfinder derselben selbst gewesen. Man hatte sich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigsten Lebenslauf eines Menschen erfahren, der nach einem kurzen

Ausfluge zu einer gewissen, schon etwas versprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die armseligsten Verhältnisse zurückgefallen war und in der Rue Grenelle St.-Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rousseau's Lebenslauf erfahren konnte, wenn man sich bei Musikhändlern oder beim Dienstpersonal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rousseau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne französischer Gesandter in Venedig war. „Es ist ein Genfer,“ hieß es, „der Sohn eines Uhrmachers daselbst; er entfloh seinem Vater, bei welchem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umstände katholisch, ging nach Turin, mußte daselbst Bedienter werden, hielt aber in keiner Position lange aus. In Chambéry wurde er Musiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unsterblichkeit nehmen, schrieb über Musik, componirte eine Oper, besuchte die Akademiker, war aber, da seine Unreife ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberstelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer gewöhnlichen Grisette; diese zieht ihre Eltern und Geschwister nach sich, und so lebt denn jetzt dieser Mann, schon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, schreibt Noten, besitzt eine feine Einsicht in Das, was er schreibt, und kann endlich auch seiner zierlichen Handschrift selbst wegen allgemein empfohlen werden.“ So hatte Grimm's Bericht gelautet.

Frau von Epinay besaß ganz die Frauennatur, die alles Seltsame und Unglückliche liebt. Sie wünschte den musikalischen Bedienten kennen zu lernen. Daher die Einladung, die Diderot schon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm sie, da er der Rue Grenelle St.-Honoré am nächsten wohnte. Doch gerieth Diderot inzwischen in ernste Unannehmlichkeiten wegen einer seiner neuesten Schriften. Rousseau wurde vergessen, bis Frau von Epinay selbst auf ihn zurückkam und ihm die schnelle Abschrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls componirt hatte. Daher die schriftliche Einladung.

Jean Jacques machte sich am folgenden Tage auf den Weg; er trug sich wie immer; nur feinere Wäsche mußte ihm diesmal Therese den Umständen angemessen geben. Um zwei Uhr stand er, mehr mißtrauisch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taitbout, wo Frau von Epinay wohnte. Leider traf sich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo sie ihn bestellt hatte, anzunehmen. Die schöne Frau von Popelinière war leider gekommen, um sie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanson seine künstliche Ente Eier legen ließ! Es war das Ereigniß des Tages, diese eierlegende, körnerfressende und sogar sie verdauende Ente Vaucanson's! Man mußte es für ein Glück halten, in einem Zirkel wie dem des Herzogs von Grammont diese Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht! Sie hoffte beim Herzog von Grammont dem Erzbischof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbischof, war die Hauptperson, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander“ unserer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter, den man, wie den Schreiber dieser Zeilen, um seine Aufstellung eines Romans des „Nebeneinander“ verhöhnt hat. — — — Die Dienerschaft sprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Festung von Vincennes sein freies Denken büßen konnte, sie sprach nur von dem für die Masse noch größeren Ereigniß des Tages, Vaucanson's künstlicher Ente. Du glaubtest Dich dieser Ente geopfert, und doch opferte Dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig noch etwas höher stand als das Glück, Dich kennen zu lernen!

Jean Jacques stieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hotels nieder, das Frau von Epinay bewohnte. Für ihn war die Demüthigung so gut wie erwiesen. Aber die Dame hatte ihn keineswegs vergessen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der Portier ihn zum Haushofmeister hinaufschiekte, und dieser hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitschaft, die

handschriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreise einstudirt werden sollte zu Herrn von Epinay's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja sogar etwas Besseres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte sich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgestiegen war, schon heruntergekommenen Schöngeist lustig machen. Und doch war es ein Sonnenstrahl gewesen ungewohnter, aufgegebener Träume, der so vor ihm hinzitterte und seltsam blitzte, als er am Hotel Epinay geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war. — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zornes und eine Auflösung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einsam war ihm zu Muth, und mitten im Gewühl der Straßen fing er schon sein gewohntes gedankenloses Träumen wieder an.

Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt. Er war vom Leben schon so hin und her geworfen worden, hatte für jene Zeit so außerordentlich viel schon gesehen, kannte Italien und Deutschland, hatte die reichste Vergangenheit hinter sich, eine Vergangenheit, die sich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geschichte einer Selbstbildung ohne alle äußere Anleitung, welche zweite Hälfte nicht weniger ein Roman war.

Was umgab ihn jetzt? Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch schon fast vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte sein Leben erst neu beginnen und wo doch schon sein Haar zu ergrauen anfang? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genesersees, den schneebedeckten Felsenhauptern von La-Meillerie gegenüber, im italienisch-sonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Palästen — das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben! Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme schon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältnissen, er hatte den Nektar der Poesie, das Ambrosia der Wissenschaften mit seinen Lippen gekostet; was war im Vergleich mit seiner wunderbaren überseligen Vergangenheit bei seiner ersten Liebe, seinem „Mütterchen“

Frau von Warens, nun — seine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Existenz, die er ertrug, weil er sich matt, unendlich müde fühlte, er, der selbst in Venedig, selbst unter schwirrenden Masken in toller bacchanalischer Musik der reizendsten Schönheit gegenüber, die vom verschwiegenen Gondelbach an der Marmortreppe eines Palastes nur landen konnte — Zulietta hatte sie geheißt — nur an die Vergangenheit denken und statt sie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poesie war ihm längst verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen sollte, war ja zu kurz gewesen, die letzten Sprossen fehlten, er war wieder niedergestiegen, hatte die Leiter umgestürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers mit den Ueberschlägen gegen Tintenbeschmutzung! Wäre Frau von Epinay geneigt gewesen, ihm ihre Livree anzubieten, er hätte nicht die Kraft gehabt, sie auszuschlagen; er wäre wieder Lakai geworden, was er schon vor achtzehn Jahren in Turin war, in Turin, wo er seinen Glauben wechseln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche besuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo sich sein Geist wie mit einem einzigen Ideensprünge neben die Größten seiner Zeit, selbst Voltaire, zu stellen vermaß, Jean Jacques, der zuweilen einen König suchte wie Friedrich in Sanssouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Ausrufe: „Sei Du Alexander, ich will Dein Aristoteles sein!“ — er war nun schon so gewöhnt an diese sogleich wieder eintretende Erschlaffung und Muthlosigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unscheinbarste Form hätte geben können, denn sein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieses ewig nagende Erwägen Dessen, was, so wie es war, ganz anders, ganz anders hätte kommen sollen und kommen können! Dies ewige: Umsonst! Umsonst! — das in Luft und Wolken, in Sternen- und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menschen und von Menschen ihn mit Bedauern anblickte!

Die Welt, die hinter ihm lag, war wahrlich nicht gering! Er fühlte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus! Er sah, daß diese Tausende, die

in Wägen, auf Koffen und noch stolzeren Füßen da an ihm vorüberschwirrten, nichts, nichts von Dem besaßen, was freilich auch ihm schon nur noch auf dem Kirchhof seiner Erinnerungen schlummerte —! Aber er war fertig und abgeschlossen. Er hatte keinen Wunsch, für die Welt nicht und für sich selbst nicht; er befand sich in seiner Klause leidlich und den Lärm der Angehörigen Theresens ausgenommen, schätzte er sogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da statt seiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug sie und sie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu sein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergessen wurden und von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die diese Kinder speisten und tränkten. Das war seine Existenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umständen den Menschen wichtiger sein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Cartesius: „Ich denke, darum bin ich!“ So glich Rousseau's damaliger Zustand recht dem des zerstoßenen Rohrs, wovon die Bibel spricht.

Doch war es kein Apostelwunder, sondern ganz einfach nur eine Tasse Chokolade, die plötzlich Alles in ihm ändern sollte.

Das Café des Arts.

Therese hatte ihrem Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und sich durch ein Frühstück die bessere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben. Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieustraße. Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erst gab, sah er durch die Fenster ungelesen. Er fühlte das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu erfrischen. Jean Jacques trat ein und forderte Chokolade, die er von Venedig her liebte. Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er stützte das Haupt auf und brachte den „Mercur“, die Pariser Hauptzeitung, an sein kurzfristiges Auge.

Wer ihn so lesen sah, mußte Mühe haben, Jean Jacques

unterzubringen. Es war kein Dorfschulmeister, der da abwechselnd las, abwechselnd trank; kein Pastor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Professor, kein Abbé. Die Gestalt war nicht groß, der Wuchs schwächlich, der Kopf nicht unschön, doch ohne einen besonderen Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Voranleuchtendes, dabei eine gewisse Unsicherheit und Unruhe. Das Benehmen war schüchtern und wiederum reizbar. Wer eine Analyse des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe besessen hätte, würde, den Mann so von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrschte, willenslose und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur sichtbar wurde. Entschluß und Neue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und scheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ja sogar sich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht so fadenscheinig wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären gepuzter als sie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht so verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurzgeschnittene natürliche Haar schien nicht einmal die Folge der Bequemlichkeit zu sein, sondern eine mit Bewußtsein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenspinner aus Lyon oder richtiger noch ein calvinistischer Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantastische Visionen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteste Verstandesmensch über Buchstaben streiten konnte), dies war der Charakter, der in Jean Jacques' Gesichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der „Mercur“ bot des Interessanten genug. Krieg und gelehrte Streitigkeiten. Jean Jacques las Alles mit Aufmerksamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber seine Gedanken stammten sozusagen nicht aus Paris. Bei jedem Satz fast stockte er, überall hätte er fast ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, diesen Fragezeichen eine geistige Form zu geben. Im

Gegentheil, er hielt seine abweichende Ansicht für einen Mangel an Einsicht und jener nothwendigen Schule, die man eben haben müsse, um in diesem eingebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater besuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, sondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück anreizte, ein — ähnliches zu schreiben und er gegründete Ursache hatte, seinen Fähigkeiten in diesem Punkte zu mißtrauen.

Schon hatte er die Tasse geleert, schon bezahlt, schon wollte er sich erheben, als ihn auf der letzten Seite des „Mercur“ eine Preisaufgabe reizte, welche die Akademie von Dijon aufstellte. Sie lautete: „Ob das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?“ Die Abhandlungen, die sich um den von der Akademie ausgeschriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben sollten, mußten binnen sechs Monaten mit einem Motto und dem versiegelten Namen des Verfassers versehen eingereicht werden.

Der Eindruck, den diese Frage auf Jean Jacques machte, war erst gering, steigerte sich aber bei längerem Ueberdenken und wurde zuletzt so gewaltig, daß er das Freie suchen mußte. Er schlug den Weg über die Boulevards ein nach Vincennes zu, nach welcher Festung — er hatte auch das Gerücht gelesen, Diderot würde nächstens auf ein Jahr hier zur Haft sitzen müssen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer seiner letzten Schriften — eine Allee führte.

Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängnisse und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wissenschaften, der Mensch überhaupt der sogenannten Bildung verdankte? Der Contrast war auffallend genug.

Es war ein klarer, frischer Herbsttag. Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud. Jean Jacques blickte auf die halbbentlaubten Bäume, auf die neugepflügten Felder, auf die sich in grünen Wellen hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüse und sah doch nichts von Alledem. Sein Auge starrte. Seine Gedanken waren in sich selbst versunken. Seine Blicke suchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, tief unten her aus seinen be-

grabenen Erinnerungen. Was er einst war, was er zu werden gehofft hatte und was er geworden, das stand in so heller Beleuchtung vor seiner Seele, daß er sich oft an den Bäumen festhalten mußte, um nicht unter dem Druck seiner Empfindungen zusammenzubrechen.

Haben die Künste und Wissenschaften der Menschheit genützt? Hatte sein dreißigjähriges Streben ihm genützt? In zwei Hälften ging ihm sein Ich auseinander; die eine, sah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte siegen und Beide vereinigt, waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts. Oder war auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunst und Wissenschaft? Sprach aus den Weisen und Schriftgelehrten seiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, seitdem sie ihn früher verstießen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was sind sie denn, diese Namen des Tages, die dem Gözen des Publikums opfern? Was ist denn noch wahr und rein in dieser Welt der Lüge und des Hasses? Ist diese Civilisation mehr als eine glänzende Verführung der Unschuld und Natur? Kann es in einem Geiste, der auf den Altären der Wissenschaft und Kunst allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe, des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neugierde zu Neugierde, der kaum gesättigte Durst zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erschien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths! Er brauchte nur zurückzudenken an seine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wissenschaft dicht an der wirklichen Quelle sprudelte, die von der Felswand sprang. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majestätischen Natur, der sanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit seiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen stieg, die sich von Bevey empordachten zur Alpenregion. Er hatte die Musik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerstreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll nicht versagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten überspannte Muschel Apollo's geworden in der Hand des Menschen, der sich Künstler nennt! Die rauschenden Harmonieen der

Orchester schlugen an das Ohr entweihter Menschen und Die, welche sie schufen, waren niedrige Seelen, voll Eifersucht und Rache. Wo er hinblickte, sah er, was an seinem Leben genagt hatte, den Fluch, der sich an die Bildung heftet. Die Sehnsucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte sich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen, die das wissenschaftliche und künstlerische Leben an eine Lebenskunst machte, die er nur kennen gelernt hatte, um sie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Bösen nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugehen. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieses Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entschluß und die Ausführung Mühe gekostet hätte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, schon seine sittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erstickt durch Trägheit — — —

In einem Briefe an Malesherbes sagte zwölf Jahre später Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Allee von Vincennes seine Brust mit Thränen benezt gewesen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er sie weinte. Er weinte sie vor Schmerz und vor Wonne. Das Grau des Himmels, das ihm Jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte sich zum lichten Blau. Er sah Engel aus den Wolken sich ihm neigen, hörte ihre Sprache, ihren Trost, ihre Ermuthigung. „Kehre den Weg, den Du bisher wandeltest, um und gehe nach der entgegengesetzten Richtung!“ Das sprachen die Stimmen mit einer Beredsamkeit, die ihn rührte, weil sie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einst von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von diesem Traume angezogen das dumpfe Genf verließ und zu den südlichen Bergen sich schlich, wo die Feige am Wege blüht und der Delbaum die grünen Gelände der Berge mit sanftern Tinten übermalt! Fest stand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher geworden durch Das, was sie weiß! Die Wissenschaften haben den Verstand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künste verfeinerten die Sitten nur durch eine geschickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit gebracht; die Statuen vernichteten den

Glauben an die Begriffe, die sie darstellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, sondern ihr letztes Asyl, und bald ragte der Palast des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerstören, denn diesen verdankten sie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, sich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuschütteln; die Flüchtlinge des vor lauter Bildung und nichts als Bildung zu Grunde gegangenen byzantinischen Reichs waren die Sendboten jener sogenannten Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in jenem Europa gewesen, das damals noch die schlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zubald jetzt an Quellen sich berauschte, die so viele Geister tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Und die Gelehrtesten, gerade diese dienten dem Papst! Wie einst sich Nero im Blute badete und doch in der That ein Recht hatte, bei seinem Tode auszurufen: „Es geht ein Künstler an mir zu Grunde!“ so ist die Bildung nie und seit dem 16. Jahrhundert am wenigsten eine Bürgschaft der Sitte und der Tugend gewesen — — So wenigstens gestalteten sich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheuere Einsamkeit, die ihn umging, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die so in grellestem Widerspruch zu Allem standen, was auf dem Antlitze jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menschen stand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie sie vielleicht, wenn auch ungeschickt, gestellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inschriften verwiesen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Universität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt seinen Gesichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatsächlichkeiten, die in einem solchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Priesters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthusiasmus für die gewonnene

Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unschuld fehle, irre machen.

Wie ein Seher ging er an dem Hotel der Frau von Epinay vorüber. Mitleid erfüllte jetzt seine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Riese an Kraft und Selbstvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Bestätigung dieser neuen Weltanschauung, die er gewonnen, an den Widersprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit sich selbst gerieth? Standen nicht die Menschen an allen Ecken in Gruppen zusammen? War nicht das allgemeine Gespräch, das sie sich entgegenflüsternten, die schon erfolgte Verhaftung Diderot's und seine Abführung nach demselben Gefängnisse von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menschheit geträumt hatte?

Diderot's „Philosophische Gedanken“ wurden nur vom Scharfrichter verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden“ führten ihn auf ein Jahr in's Gefängniß. Jean Jacques nahm nicht Parthei für Diderot und nicht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle.

Die Partitur irgend eines dilettantischen Stümpers unter'm Arm, betrat er seine Wohnung, hörte nicht die Vorwürfe, womit er seiner Verspätung wegen empfangen wurde, sah nicht den Wirwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fenster-nische suchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er festhalten und niederschreiben. Die nächste Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichmuths nahm er die Mittheilung Theresens entgegen, daß sich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder vermehren würde.

Bei solchen denkenden und überwiegend sensuellen Menschen ist es mit Dem, was auf sie Eindruck machen soll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis. Die Sonne ist immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt sie von dem Zeichen ab, in das sie tritt. Das herzlichste und sanfteste Gemüth ist elfmal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es aus-

schließlich beherrscht, erfüllt es so, daß für die Proben, wo es sich auch sonst zu bewähren hätte und in einem vom Verstande geregelten Herzen sich auch bewähren würde, immer erst die gute Stunde kommen muß.

Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederschrieb, in sauberer Copie beendet und wurde nach Dijon abgeschickt.

Das Motto lautete: „Decipimur specie recti“: Der Schein der Wahrheit täuscht uns; wir stehen unter dem Einflusse der Illusionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im besten Glauben an das Gute — ein trostloses Bekenntniß, das die Geschichte als Grabchrift auf Rousseau's ganzes Leben zu schreiben hat.

Verlieren schon wissenschaftliche Entdeckungen, die Anfangs Epoche machten, im Laufe der Zeiten von ihrer blendenden Macht, treten sie gegen die Menge inzwischen gewonnener neuer Ergebnisse der Forschung weit zurück, so verblaßt noch viel mehr die Begeisterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung. Nur dunkel nachführend und mit kälterem Blute prüfend, stehen wir jetzt an den Märtyrerstätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, staunen über die Rüstungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden den einseitigen Fanatismus der Secten und der Spaltungen!

Auch die damals von Rousseau erfaßten Gedanken sind uns jetzt abgeblaßt. Unglaublich fast erscheint uns die Menge von Trugschlüssen, in denen sich seine aufgeregte Seele damals gefiel. Zu streiten, ob im 16. Jahrhundert die Wissenschaftserweckung besser unterblieben wäre, wie fruchtlos erscheint es uns jetzt! Zu preisen den Zustand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gegeben, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht war es! Zu glauben, daß sanfte Gefühle als eine

ewige, durch Beispiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menschenbrust gezogen wären ohne die Unterstützung durch Das, was wir eben Kunst und Wissenschaft nennen, welsch' ein Wahn!

Dennoch bricht der Weltgeist die Ideen, deren er zu den Entwicklungen der Geschichte bedarf, nicht vom „Baume der Menschheit“ als reife Früchte, sondern nur als Blüten. Es sind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; sie müssen Farbe, Duft, berausende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben.

Rousseau's Träumereien würden nie die Umgestaltung des Geistes der Zeiten gefördert haben, wenn sie in Gestalt wissenschaftlicher Untersuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen später diese Form, er unterstützte seine Behauptungen durch Citate solcher Thatsachen, die für ihn paßten, während er die nichtpassenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantast, ein Sophist wider Willen, suchte Gedanken für eine Stimmung, und was ihm die Philosophie versagte, gewährte ihm dann die Poesie, und wo die Poesie sich zu schwach fühlte, mußte die Philosophie eintreten und die Ausführung des Geahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rousseau's Kopfe und Herzen geherrscht hatte, bekam durch sein Talent und seinen Genius einen Ausdruck, der sie wie Klarheit erscheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkt aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen. Für Rousseau war dieser Mittelpunkt gefunden. Er haßte die Welt, wie sie ist, er nannte sie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abstracte Ideal der Denkerbrust geblieben ist! Lehre man von der Nothwendigkeit des Bestehenden, was man will, Atlantisinseln der Dinge, wie sie sein sollten, schwimmen doch immer in unserer Ahnung —!

Wenderten sich dem plötzlich in eine Revolution Versetzten durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die seit Jahrtausenden feststehenden Voraussetzungen der bestehenden Kirche und des Staats, so mußte sich ihm auch das Haus ändern und die Familie. Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtsinne träger

Träumerei, den die Sorge um ein Brustleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geschilderten Familie sich wenig darüber Rechenschaft abgelegt, welches die geistige Luft war, die ihn umgab. Ein Instinct der Vorahnung seiner künftigen Lehrsäße hatte ihn nach den Versuchen, zur feineren Welt aufzusteigen, wieder in den Schooß des Volkes zurückgeführt. Die Verbtheil einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm so nahe getreten, daß nur noch das Band der priesterlichen Weihe, ohnehin schon zu spät kommend, zum ewigen Bunde fehlte. Diese heroischen Naturen der Phantasie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten stürmen, sind schwach in ihrer Wirklichkeit: der arme Notenschreiber wurde beherrscht von Denen, die er ernährte. Die Familie Theresens, roh und sittenlos, drängte dem Glück, das immerhin die Tochter und Schwester für ihre Umstände gemacht hatte, nach, und dem Herrscher im Reiche der Ideen gehörte in Wirklichkeit nichts als sein Schreibtisch, ein kleines Spinett für seine eigenen Compositionsversuche und der Winkel, wo sein Bett und seine Bücher standen.

Was ihn umgab, haben wir gesehen! Michel Labrousse, der Freund seines Schwagers Pierre, saß schon am Morgen seiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Last fielen. Die Schwestern und Freundinnen Theresens liefen Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Mutter verhetzte, belatschte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrteren Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und dessen geistiges Uebergewicht sie nur anerkannte, wenn er dasselbe als Mittel klingender Einnahme bewährte.

In dieser Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie sahen ihm ähnlich, aber diese Ähnlichkeit erschreckte ihn mehr, als sie ihn rührte. Diese Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugestehen müssen und den er ihr mit Unwillen gab; diese Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Troß gegen die Civilisation liebte. Therese, neben ihm, der die Feder führte, mit Holzschuhen als Bäuerin stehend,

schien ihm das richtige Symbol seines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen schlecht. Aber bald auch urtheilte er von seiner nächsten eigenen Welt, was er über die gesammte urtheilte. Die Laster waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civilisation! Diese nährte die Lüge, den Raub, sie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt sind die Lebensloose. Wer ein neues Geschlecht schaffen könnte! sagte er sich oft, wenn er den Consequenzen seiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeschwören und die Menschheit den Weg der Natur könnte wandeln lassen! Wer den Baum der Erkenntniß noch einmal zu pflanzen verstünde und eine neue Unterscheidung gäbe zwischen Dem, was gut und böse ist!

Da sah Jean Jacques wol ein, bessere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Besserung der Sitte möglich. Englands politische Institutionen schienen ihm besser als die Frankreichs; in seinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längst wieder zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt: Schule und Haus ließen sich heben und eine neue Generation war vielleicht die Veröhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie sich ja das Schlechte in den Sitten forterbt, das sah er genug in nächster Nähe. Sonst hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, seit seinem einsamen Spaziergange nach Vincennes aber schauderte ihn, wenn er die Wirkung sah, die das schlechte Beispiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trozte man in seiner Nähe dem Geschick des Verbrechens! Wie verwünschte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der sich zu helfen sucht, der verfolgenden Uebermacht, die sich die Gerechtigkeit nenne, erliegen ließe! Wie lachte man, wenn eine List gelungen war! Wie manchen Abend würzte sich das Gespräch durch Erinnerungen an Labrousse's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Wenn der Lärm zu tobend wurde, ging er in sein Zimmer, und nicht selten sagte er schon: „Es ist doch wenigstens gut, daß die Kinder schlafen oder daß sie noch zu dumm sind, um Euch zu verstehen.“

Der Zeitpunkt, wo sich die Entscheidung der Akademie von

Dijon erwarten ließ, rückte heran. Eine ruhige Beherrschung seiner Spannung war einem so reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfasser der Abhandlung mit dem Motto: „Decipimur specie recti“ nicht gegeben. Gewohnt, Alles, was sich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen seiner Mitbewerbung, und wie die menschliche Natur, wenn sie der Tiefe nicht entbehrt, einmal ist, so suchte er schon jetzt dem Falle, den er voraussah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung.

Sich dem Widerwärtigen sogleich gefangen geben zu sollen, das war hier schwer, dafür hatte die Begeisterung zu lebendig seine Feder geführt; aber es giebt einen edlen Stolz gegen das Mißgeschick, und für diesen sammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthlosigkeit. Er bildete sich sein System von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit seiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächst des heroischen Beweises wegen in die eigene Lebenssphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Hestigkeit, die eben Menschen eigen ist, welche wol wissen, daß ihnen die Natur die Consequenz von Hause aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, sich auf seiner Schwäche, die er gerecht genug nicht etwa Herz, sondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen, und so wurde er grausam gegen sich und Andere, grausam, um nur nicht schwach zu erscheinen.

Das Leben im Hause, so wie es bisher geführt wurde, war bei solchen Gedankengängen nicht mehr zu ertragen. Es regte sich der Muth, den Consequenzen seines Natursystems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falschen Rücksichtsnahmen drückte, abzuschütteln. Theresens Anhang wurde entfernt. Er setzte die Aufregung einiger Tage daran, um sein Haus von unwürdigen Verbindungen zu säubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich sein würde, auf Lebenszeit immer allein die Grundsätze der sittenreinen Natur in seiner Nähe zu schützen, erschrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid

ergriff ihn um die Zukunft dieser Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band fesselte ihn an Theresen. Die Voraussetzung, ewig mit ihr leben zu sollen, war ihm oft fürchterlich, und hinter seinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So sah er diese Kinder schon werden, was ihre Verwandte waren. Er sah sie schon den Onkel Pierre und Michel Labrousse bewundern, er sah sie lachen über die List des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme, die Gesetze zu betrügen. Er war bei diesem Gedankengange geneigt genug, seine Lage mit der der ganzen Civilisation zu vergleichen; diese machte ja überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Eltern. Die Privat-erziehung erschien ihm die Pflanzschule aller Erbfehler und aller Erbvorurtheile.

Uralt ist die Sitte der Findelhäuser. Die erste christliche Kirche mußte ausdrücklich auf Findelhäuser großen Werth legen, da ihr das Heil verlornener Seelen als einer Mutter aller Menschen am Herzen lag. Das Christenthum rief ja die Sünder. In Paris sollten die Findelhäuser schon seit lange dem Kindermord steuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anstalten dieser Art einen neuen Aufschwung und manche Verbesserung aus dem Geiste der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rousseau arbeitete sich im Geiste einen Plan für diese Anstalten aus. Er sah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft wieder ein spartanisches Geschlecht zu geben. Sollten sich die Träume erfüllen, die in seiner nach Dijon geschickten Abhandlung lebten, so mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgschaft übernehmen und die Gefahren der Privat-erziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß seine Kinder durch ihn, durch Theresen, durch deren Familie systematisch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer seiner eigenen geistig und moralisch haltlosen Verbindung mit seinen Umgebungen, Opfer seiner Jahre, seiner Gesundheit, die ihn lange vor Theresen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schauern. Der Gedanke, er würde gut thun, sie dem großen Findelhause von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer großen heroischen That!

Noch schwankte Jean Jacques. Vaterempfindungen, in seiner damaligen Stimmung von ihm Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils genannt, sträubten sich einen Schritt zu thun, den Therese nach kurzer Ueberlegung wirklich alsbald gebilligt hatte, wie er ihn aussprach. Da sah er denn, an welche rohe Natur er sich vom Schicksal hatte binden lassen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort, die er von ihr empfing. Sie sah nichts als die Theuerung der Lebensmittel, ihres Mannes schwache Gesundheit, seinen kümmerlichen Verdienst vom Notenschreiben. - Ein Rückfordern der Kinder aus dem Findelhause war ja zuletzt auch möglich: man erhielt eine Empfangsbescheinigung. Nur die Großmutter, wie vorauszusehen, widersprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieser sonst nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, ihr die Kinder zu entziehen. In dem Fanatismus, der sich aller seiner Gedanken fieberisch bemächtigt hatte, sah er der ihm nur rein thierischen, ihm nur rein auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und der ganzen Welt gegenüber sein Vorhaben wie eine That an, die antike Größe genannt werden konnte und nun ihm schon nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten schrieb. Die Aufregung seiner Ideen verkürzte seine Zeit, die Spannung auf die Entscheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zustande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schicksal geben soll, nur erst noch abwarten, um dann sozusagen auf Leben und Tod einen Entschluß für unsere Zukunft zu fassen. In dieser Stimmung wurde oft die Musik seine Trösterin. Er begann wieder an seine alten Compositionen zu denken, und seiner Sehnsucht nach Unschuld und Natur entsprach es, daß er schon jetzt den Text der Melodien seines „Dorfwahrsager“, der später seine Zeitgenossen entzückte, fast vollendete.

Da saß er eines Abends träumend am Klavier, spielte eben die Melodie zu seinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux...“, als es die Treppe heraufstürmte. Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

„Sind Sie Rousseau? Jean Jacques Rousseau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!“

Jean Jacques erhob sich und blickte den Boten an. Es war Grimm — der „Baron“ Grimm. Aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Merkur“ und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto „Decipimur specie recti“ war entsiegelt worden und hatte Rousseau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war schon im ganzen gelehrten Paris und vorzugsweise bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, in dem sich Grimm des Notenschreibers und Componisten erinnerte. „Es bleibe,“ sagte sein Bewunderer und Führer, „dem Wunder des Tags, Jean Jacques, nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in sein Jahrhundert einzutreten und vorläufig sogleich mitzugehen und seinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche schon jetzt die ganze Bedeutung desselben zu ahnen und zu würdigen wüßten.“ Vierzehn Denkschriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfasser zu erkennen. Um wie viel größer das Verdienst eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug!

Jean Jacques stand, als er das Alles hörte und selbst las, wie schwindelnd. Die reinsten Freude durchströmte seine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein fast schon vierzigjähriges Leben war zu dunkel gewesen, um diesen blendenden Lichtstrahl noch ertragen zu können. Grimm beglückwünschte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächste Eroberung des nun weltberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die Gesellschaften von Paris und zunächst in die, welche mit Spannung seiner Rückkehr harrete, bei Frau von Epinay? „Kommen Sie! Kommen Sie!“ rief er, „Frau von Epinay vergeht vor Sehnsucht.“ Und Therese und die Mutter unterstützten Grimm's Aufforderung. Jean Jacques sollte sich ankleiden. Er war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und sein Vergnügen über die wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußeren Vortheile dieses Siegs, die ihnen natürlich über

die inneren gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit, sie in Silber zu verwandeln, auseinandersetzte, kleidete sich Rousseau wirklich an und folgte Grimm zur Frau von Epinay.

Scheine auch, was Du bist!

Die Gesellschaft machte aus Jean Jacques Anfangs einen neuen Menschen. Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe. Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität desselben noch erhöhte Stellung zu geben. Er wurde das Wunder des Tags.

Seine Preisschrift erschien, diese merkwürdige Schrift, wo ein Philosoph der Tonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wissenschaften und Künste verderblich zu finden. Was in Rousseau still gelebt hatte oder durch den Reiz der Antithese wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apostel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der sich Alle längst gesehnt hatten.

Und wer die Ansichten, die er lehrte, bestritt, mußte sich doch gedrungen fühlen, der Art, wie er sie vortrug, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie wohlgebildet war sein Styl, wie natürlich dabei und voller Feinheiten! Wie sanft, wie kunstlos der Strom seiner Rede! Keine verschlungenen Perioden, keine schulmäßigen Nachahmungen gewohnter Muster! Diese Preisschrift war wie aus dem Herzen geschrieben, eine Epistel an die ganze Welt, vertraulich und ernst, schmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in seinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erscheinen könnte, damals aber gab ihm der Ernst, der ihm zu Grunde liegen sollte, Schwung bis zur Erhabenheit.

Von diesem Augenblicke an gehörte Rousseau sich selbst nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entscheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Con-

currenten rächten sich. Die Polemik älterer Literaturperioden ist kaum zu vergleichen mit dem kritischen Ton der Gegenwart. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr so häufig jene unreinen Ergüsse des persönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Die Theologie hatte diese dickleibigen boshaften Bücher eingeführt. Die Stifte, die Kanonikate mußten die theuren Kosten bezahlen. Jetzt versteckt sich unter glatteren Formen der Neid, die Eitelkeit. Auch findet man Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus Euch selbst geflossen ist! Aber damals schrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mayret, der vorgestern eine „Sophonisbe“ hatte aufführen lassen, gegen Corneille schrieb, der gestern mit dem „Cid“ debütierte. Diese Professoren, Abbés, Notare, welche die französische Literaturgeschichte so merkwürdig reich an Broschüren und Pamphleten gemacht haben, setzten auch Rousseau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, und das Uebelste war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweisung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was sich nun so viele Jahre aufgesammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbstbelehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftsteller und spät erwachten Dichter in Blättern und Blüthen auf. Er schrieb über die Geseze der Staaten und die Geseze des Geschmacks, er schrieb über Religion und über Musik, er dichtete und componirte. Sein „Dorfwahrsager“ wurde in Paris und Versailles aufgeführt, die Prinzessinnen wie die Bürgermädchen trällerten seine einfach rührenden Arien.

Dazu kamen die Ansprüche der Gesellschaft und die Gunstbezeugungen der Frauen. Wie die Buckligen, wenn sie Geist haben, von den Frauen so gern gesehen werden — warum? weil sie der Welt ungefährlich erscheinen — wie unbeholfene und kindliche Naturen den nachhelfenden Frauensinn mehr anregen als die sicheren Manieren der Matadore, so wurde auch dem schon alternden Rousseau, der wie ein Kind oft noch

Thränen weinen konnte, Rousseau, der sich ungeschickt geberdete, ja nicht von dem Vorwurfe freizusprechen sein durfte, daß er sich in dieser Sonderlingsart mit einem gewissen Bewußtsein gab, die Gunst der Frauen in reichem Maße zu Theil. Man beglückte ihn wol nicht mit einer so entschiedenen Hingebung, wie sie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, Rathgeber, Vermittler, plauderte gern eine Stunde mit ihm im verschwiegeneu Boudoir, ließ sich gern von ihm die Hand küssen, gestattete ihm in seiner Sentimentalität so komisch zu sein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man düpirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt würde, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältnisse, worüber er sich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beschuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu seinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er sich nun überzeugt hatte, sehr häßlich. Nur die schöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhm doch um das Glück seines Lebens so tief betrogenen Manne sich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm sogar auf Augenblicke kleine Zärtlichkeiten gestattete, von denen Rousseau eingestanden hat, daß sie ihn im Schatten der Büsche von Ermenonville bis zum Wahnsinn hätten verwirren können.

Rousseau besaß die Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber seine Principien nicht aufzuopfern. Weil seine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zersplitterte er sich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald aber merkte er, daß ihm denn doch die Routine der übeln Streiche zu viele spielte. Dieser französirte Deutsche Grimm war es besonders, den er zu hassen anfang, als er merkte, daß solche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über sie hinauswächst. Wie er sich erst darauf ertappte, daß man an seinen Manieren Anstoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre launisch und wetterwendisch ist, trotz aller scheinbaren Hingebung, zog er sich immer mehr

in sich selbst zurück und wurde freilich auch von einem krankhaften Mißtrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ.

Wo konnte er nach den vielen Täuschungen, die ihn von einer der Frau von Epinay gehörenden und ihm eingeräumt gewesenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige sichere Ruhe finden als in der nächsten kleinen Welt seiner Häuslichkeit, die, so niedrig sie stand, ihm doch allein gehörte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnsucht empfand, Kinder zu haben. Er hatte sie nicht mehr! Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an seine Thür. Sie war verschlossen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun schon einem Jahre, weinen. Die Mutter schlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte diesen und erfuhr, daß Therese, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde in's Haus gebracht, mit ihrer Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Musiksaal gegangen war, von dem sie bis jetzt noch nicht wieder heim war. Sie selbst tanzte nicht; sie hatte ihr dreimonatliches Kind mit sich, aber sie sah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es sich mit ihren beiden Alten, die gern schmausten, an einem gedeckten Tische wohl sein. Der Hausmann gab ihm den Schlüssel. Oben fand er das älteste Kind schlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte sie in solchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte sie nicht begrüßt werden. Am nächsten Morgen stand sein Entschluß fest. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte ihn sein Geschick auf andere Höhen verpflanzen, für diese Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte sich darauf, er wußte, wie schwer er schon an sich selbst zu tragen hatte. Dies Haus konnte nicht mehr seine Welt sein, es war nur noch ein Asyl für seine Ermüdung, eine Pflege für seine körperlichen Bedürfnisse; was sonst um ihn lebte, konnte er hier nicht mehr

hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder in's Findelhaus nicht vollzogen, aber nun mußte sie kommen; die Woge der Gunst des Augenblicks trug ihn höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, Andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riefen ihm, sich jetzt von Theresen zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es doch wol geben. So blieb er bei ihr, aber die Kinder trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte „Höllensstraße“ — in's Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsam liegenden Hause. Von außen ist da Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelt und lebt und hilflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Flämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern, aus denen das Wappen geschnitten war, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben einem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel birgt, von welcher die eine Hälfte das Kind aufnimmt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen ist, sich wendend eine Nummer von Blech herausgiebt, die Empfangsbcheinigung für ein Leben, an das sich oft tausend Schmerzen, meist des Leichtsinns Folgen knüpfen. So wurden Mabelon, Paul und Emil in kurzen Zwischenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während sie der Schlaf gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne stand, die Klingel hörte und das Rollen des sich drehenden Mechanismus, war es, als hätte er eine Handlung begangen, würdig eines Spartaners. Er hatte seine Kinder dem Vaterlande geweiht! Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffent-

liche werden sollte. Wie bald sollte er anders denken! Therese weinte, die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung sie ja die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Ein eigner Zustand das im Menschen, wenn er nach abstracten Principien leben will! Dann können uns, wie kein Befehl eines Despoten, Ideen beherrschen, die man sich selbst gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Anderen entlehnte. Der Wahn kann uns mit allen unseren Empfindungen zu Sklaven von Verhältnissen machen, die nicht im mindesten unserer Natur angemessen sind. Wir, die wir uns sogar schon aus Unbequemlichkeit gegen die kleinste Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt sträuben, sind Tyrannen gegen unser eigenes Behagen, wenn wir mit unserer Entsagung etwas glauben beweisen zu müssen! Rousseau erschien sich groß in seinem Entschluß. Er opferte so manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch schon gewährt hatten; er opferte alte, seinem Gemüth nicht fremde Traditionen, die im Besitz von Kindern einen Ersatz für das Glück sehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß diese Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur zu Theil wurden und daß es seine Pflicht war, sie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in welche sie einst gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrousse. Dies Gefühl gab ihm Kraft und löschte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer dann noch des wunderlichen Mannes Natur tiefer erkennen will, muß ihn bemitleiden. Sein Verstand erfand sich eine Entschuldigung für Das, was seiner Indolenz bequemer war. Der ringende Mensch, der verdrießliche, der unglückliche Mensch, der sein ganzes Leben auf Eine Karte setzte, hier die Karte des Ruhms, glaubt sich von Vielem dispensirt, was bei Anderen strenger genommen wird, und milde Naturen haben in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch für diese Verirrung eine gewisse Nachsicht geübt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rousseau in der Mode war, und im Grunde ließ ihm die öffentliche

Aufmerksamkeit bis an sein Ende keine Ruhe. Nach den ersten Triumphen, die er feierte und deren süßen Rückwirkungen auf sein Gemüth er sich ganz hingab, trat bald jene Krisis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verschaffte. Er hatte Täuschungen erlebt, sah die Schwierigkeiten seiner großen Stellung der Welt gegenüber ein, fühlte auch die Nothwendigkeit, seine Lehre vom Glück des Naturzustandes in Einklang mit seinem eigenen Leben zu bringen. So zog er sich immer mehr in sich selbst zurück, lehnte Hingebung und Freundschaft ab, deren Quellen er fast immer für trübe erklärte, und wurde jener halb bewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns selbst da, wo wir ihn künstlich nach dem Schein des Menschenhassers haschen sehen, eben um dieser Tragikomödie willen doch Mitleid einflößt.

Eine Bizarrerie verdrängte die andere, und das Unglück wollte, daß sich zu den Anfällen von Mißtrauen und Grausamkeit, die sich Rousseau gegen die aufrichtigsten Absichten erlaubte, immer auch Gründe vorfanden. Er hatte vielleicht nicht verletzt, aber sicher war er verletzt worden.

Der Gesinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm sein Haus von immer größerer und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, wo das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, wo man ihn überraschte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, sein System und sein Cynismus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichsam wie die Bürger Roms Cincinnatus hinter dem Pfluge. Aber diese kleine letzte nothwendige Zuflucht seines halb wirklich kranken, halb sich krank stellenden Wesens wurde ihm unausgesetzt verdorben durch Theresens Anhang und durch dies Wesen selbst. Immer noch hatte er das oberflächliche Wesen getröstet auf Tage des Glücks, oft hatte er die blechnen Marken genommen und ihr in rosigten Farben, die ihm von Herzen kamen und ihn selbst rührten, die Hoffnung ausgemalt, einst würde sie dafür ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden sie in seine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit der Pariser. Aber auch Therese war die Lüge. Michel Labrousse, der einst über die Dächer

entfloß, war aus dem Gefängnisse zurückgekehrt, und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Bereiters, der Pferde zuritt. In prächtiger Uniform zeigte er sich in Ermenonville, dem kleinen Landhause des Herzogs von Luxemburg, das Rousseau bewohnte, auch als er schon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marschallin von Luxemburg, die in der Nähe dieses ländlichen Aufenthalts selbst ihre Sommervillegiaturen machten, seine nachsichtigen und duldsamen Gönnerinnen geworden waren. Therese zeigte sich gegen Labrousse scheinbar harmlos, nahm den stattlichen Jockey auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zu Tage. Labrousse kam öfter, alle vierzehn Tage war er Anfangs da, dann jeden Sonntag, und wol durchschaute der schon alternde und kränkelnde Mann Theresens Betrug.

Es gefror ihm darüber sein Inneres. Eifersuchts-scenen waren seiner nicht würdig, sie würden Paris, das über ihn Alles und Jedes erfuhr, nur belustigt haben.

Als ihn aber einst der Zufall Zeuge der treulosen Umarmungen Labrousse's und Theresens in den dichten Schatten des Parks, wo sie sich sicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns. Es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einst seine Kinder finden würden, wenn er stürbe und sie zurückkämen an eine solche Mutter, daß er die Marken nahm, sie eine Weile betrachtete, noch eine Weile zögerte, dann sich endlich überwand und sie von sich schleuderte in den Teich von Ermenonville.

Die stillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unserer Lebensbedingungen unmittelbar in unserm Herzen heimisch finden, sind die Steine der Verurtheilung der

eben geschilderten Handlung bald zur Hand, wie sie auch genug auf Rousseau geworfen worden sind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleich steht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe schlingt ein Band um uns, das bald in seine Kreise auch Kinder aufnimmt. Wir lieben diese Kinder, sie sind das Unterpand unseres Glücks, sie fesseln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für sie. Gegen die Heiligkeit dieser Empfindungen hat sich Rousseau vergangen, aber es ist unwahr, wenn man seine Handlungsweise, seine Kinder dem Findelhause zu übergeben, ausschließlich die Folge herzlosen Leichtsinns nennt. In späteren Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, sich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen. Die Feinde, die bis in seine nächste Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundschaft — drangen auch sehr bald in seine geheimsten Lebensbeziehungen, und die beiden Frauen, Therese und ihre Mutter, die ihn umgaben, hatten ihn auch oft genug wegen Preisgabe ihrer Kinder und Enkel angeklagt. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf die bössartige Pariser Welt, die Marken auch schon deshalb, um das Gaukelspiel abzuwenden, das man veranstaltete, ihm eines Tages seine Kinder mit einer gewissen Feierlichkeit wieder zurückzubringen.

Grimm lud Mutter und Tochter zu sich und horchte Details über Rousseau's Leben aus, die er an deutsche Fürsten und die Kaiserin von Rußland als „literarische Correspondenz“ schrieb. Ueber Rousseau den Cyniker, den Naturmenschen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerschütterlichen Notenschreiber — er schlug die Pension einer Pompadour aus und ernährte sich nur vom Notenschreiben — konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forschte nach Rousseau's Kindern, aber man fand sie nicht mehr; die Marken waren vernichtet.

Düstergrollend sah Rousseau alle diese geheimen Eingriffe in sein Leben, und immer maßloser wurde seine Sehnsucht nach Einsamkeit. Selbst in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville, unter Sturm, der die entlaubten Bäume schüttelte, im Schnee, der rings auf den Wegen, auf den Zweigen gespenstisch leuchtete. Während Therese dann schlief

am Spinnrad, Rousseau, ein Blatt Papier vor sich, an der „Neuen Heloise“ schrieb und die Lampe düster brannte, sah er dann wol im Geist geheimnißvolle Schatten um sich her schweben, Gestalten, die dies stille Haus im Walde so gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge seiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel; diese waren wol todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wol noch. Schwere Seufzer entstrangen sich der Brust des Armen, der mit Hülfe der Künste und Wissenschaften die Welt glauben machen wollte, daß Künste und Wissenschaften sie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm schon eine Ahnung gekommen sein, daß die wahre Philosophie nicht die Familie aus der Gesellschaft herleitet, sondern die Gesellschaft aus der Familie.

Rousseau hatte es nie gesagt, daß sein „Emil“, mit dem er die Erziehungsmethode des Jahrhunderts revolutionirte und der Vorgänger Pestalozzi's, der geistige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an seinen eigenen Kindern verbrach. Nie konnte er sich ganz von der Vorstellung trennen, daß seine Kinder unter Theresens Leitung verloren gewesen wären, immer erklärte er sich für zu schwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather hätte werden können. Allein die Genien seiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüster-ten: „Schildere der Welt das Glück der Elternliebe! Schildere Kinder, die ihren Eltern die Mühe lohnen durch ihre Liebe!“

Die Wehmuth war Jean Jacques' Muße, als er den Müt-tern zurief: „Nährt Eure Kinder an den Quellen des Wachstums und der Gesundheit, welche die Natur aus Eurer eigenen Brust geleitet wissen will!“ Die Wehmuth war seine Muße, als er Jeden, der ein Kind in die Welt gesetzt hatte, auch verantwortlich machte für dessen Bildung und Fortent-wicklung. Er stellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einst Alles zu verlieren und allein dazustehen im Leben, nur bezogen auf sich selbst, abhängig von sich selbst, ja in Kerker und Banden

noch frei zu sein, sein eigener Herr und Meister. Rousseau sah voraus, daß Europa nicht bleiben würde, was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menschen vorzubereiten auf die Umwälzungen, sie im Sturm der zusammenbrechenden alten Bedingungen des Daseins, der Stände, ihrer Unterschiede, nichts sein und bleiben zu lassen als Menschen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernst genug in's Auge fassen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, er wollte Könige erziehen, um von ihren Thronen mit Würde zu steigen.

Das Parlament von Paris verurtheilte den „Emil“ zur schimpflichsten Vernichtung durch Henkers Hand. Der Verfasser entzog sich nur durch eine schleunige Flucht dem Schicksal, selbst verhaftet zu werden. So hatte sich die Zeit überlebt, daß die Geseze und die Anwalte ihres Buchstabens denselben Autor verfolgten, den Fürsten und Fürstinnen beschützten! Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht seines Nachbarn, deren Nothwendigkeit Malesherbes in seiner Eigenschaft als Chef des obersten Gerichtshofs von Paris — ihnen vorher angedeutet hatte!

Und das Opfer, das Rousseau den Manen seiner Kinder brachte, die er nie wieder sah, stieg mit wohlgefälligem Duft zur Vorsehung empor. Seine tiefste, geheimste, bitterste Neue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode sowol für die Mütter, die ihre Kinder wieder selbst nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rousseau über ganz Europa sich verbreitenden Enthusiasmus ein Geschlecht der Erde zu geben gelobten, besser, stärker, als sie selbst waren.

Therese blieb auf den Reisen nach der Schweiz, nach England und, als bessere Zeiten kamen, nach Frankreich wieder zurück, die Begleiterin Rousseau's. Am Abend seiner Tage gab er ihrem Bunde sogar noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank schuldig — daß Gewohnheit, Alter und Mangel sie an ihn fesselten. Er lobt sie in seinen „Bekanntnissen“. Er rühmt ihre Sorgfalt und Liebe nach. Sie hatte kein völlig verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweise war roh und

bedurfte der Regelung erst durch guten Rath. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Rousseau sie in den am Abend seines Lebens geschriebenen und hie und da schon verbreiteten „Bekanntnissen“ nur deshalb rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlassen und dann ganz einsam zu sterben! Ach, wenn sich der Mensch dem Grabe nähert, denkt er mehr, als er davon spricht, an die Bereitung seiner letzten Lagerstatt —!

Diese „Bekanntnisse“ existirten nur im Manuscripte, sie wurden von ihm Denen vorgelesen, die ihm in der Schweiz, in England, später noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier versteckten. Therese war zugegen, wenn er las, sie hörte, was er Rühmendes von ihr geschrieben. Er rühmte sie, damit er sie ermunterte, des Ruhmes werth zu sein!

Armer Jean Jacques! Du kranktest an Dir selbst! Die Umstände drängten Dir Gedanken auf, die Du annahmst und predigtest, während tausend Stimmen oft in Dir das Gegentheil riefen! So trozttest Du wider Dich selbst und zwangst Dich, während Deine Lippen Freiheitshymnen sangen, wie oft — Dein eigener Tyrann zu sein! Die Furcht vor der Inconsequenz zwang Dir Consequenz ab und so mißtrauisch warst Du gegen Dich und die Welt, daß Du selbst Deiner sehnlichst erwarteten Todesstunde nicht trauest! Aus Besorgniß, sie könnte nicht kommen, beschleunigte Rousseau ihr Kommen.

In der Schweiz, gehezt, verfolgt von den Genfern und Franzosen, auf der Insel Biel, wo Dir nur eine Hütte noch gehörte, die rings die Welle eines kleinen Sees bespülte, an dessen Ufern die Häscher lauerten, dort hättest Du jenes Gift nehmen sollen, das Du in der glücklichen Freistadt nahmst, die Dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte!

Wie war dieser Selbstmord möglich? Doch wol nur aus Furcht, aus selbstquälerischer Hypochondrie, aus Angst, so sterben zu sollen, wie man gemeiniglich stirbt. Rousseau tödtete sich selbst, um freier zu sein als sein Schicksal. Er wollte sterben — wollte es, um nicht zu müssen.

Wie sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes gesehnt hat, beweist seine Freude, als

er einst in der Schweiz einem jungen Manne begegnete, in dessen Zügen er eine Aehnlichkeit mit seinen vor zwanzig Jahren ausgefetzten Kindern entdeckte.

Wie schmerzt es die Dichtung, zu erwiesene Wahrheit nicht entstellen zu dürfen! Glücklich hätte es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling schon lange die Fußtapfen des Greises suchte, ihm folgte, sich ihm näherte, seine Dienste suchte, ihn führte, ihn stützte, ihn Vater nannte, und zur Rechtfertigung von Alledem nichts zum Zeugniß gab, als daß er in einem Findelhause gefunden war, Emil hieß und nichts von seinen Eltern wußte — die Erfindung tritt beschämt zur Seite, verdrängt von der viel erwieseneren Thatsache, daß die Witwe Rousseau's noch Michel Labrousse, den Dächerflüchtling, heirathete.

Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rousseau's echter Emil, sondern nur dessen Sühnengel war, so bescheidet sich die Erfindung anzunehmen, daß es irdischer Formen für Das nicht bedarf, was in einem unsichtbaren Reiche bewiesen ist.

Arabella.

(1834.)

Zur Erklärung dieser „Toilettenphantasie“ diene die Bemerkung, daß sie für einen „Badealmanach“ geschrieben wurde.

I.

Durch's Fenster schien der Mond. Arabella lag im Bade. Man hörte nur das Plätschern ihrer schönen Glieder, die in verwandter Färbung von dem Strahle des Himmelgestirns ergriffen wurden bei irgend einer Wendung und dann wieder verschwanden, entweder im Schatten, oder in der Tiefe des Bassins. Dies Spiel währte einige Zeit, dann erhob sich Arabella, hüllte ihren nassen Körper in einen weiten Shawl und warf sich mehr erschöpft als gestärkt auf ein Ruhebett nieder, das in der Nähe stand.

Arabella schwieg, sang nicht, trällerte nicht. Daran konnte man sehen, daß sie unglücklich war; es giebt eine Art, selbst mit der Einsamkeit zu sprechen, die den Glücklichen verräth. Glücklich? Vielleicht wurde Arabella in diesem Augenblicke mehr von Hoffnung, als von Schmerz bewegt. Das schöne, jetzt die Augen dem Schlafgemach zuwendende Weib schien etwas zu erwarten, das vielleicht zutreffen konnte; aber der ängstlich gemessene Athem bewies, wie wenig sie selbst an dessen Erfüllung glaubte. Sie blieb noch eine Weile auf dem Ruhebette ausgestreckt. Dann schellte sie, und bald hatte das Kammermädchen ihr ein Licht gebracht.

Wie Jeannette im Zimmer war, verhüllte sich Arabella dichter und preßte ihr Antlitz in den harten Polster; doch ohne Thränen. Jeannette stand einen Augenblick: sie wagte nicht zu sprechen: denn sie kannte das Unglück ihrer Gebieterin. Dann ging sie.

Nach langen Minuten hatte Arabella einen Metallspiegel in der Hand. Die Silber, die Silber auffängt, schmeicheln nicht wie Glas. Sie geben alle Conturen bestimmter, zusammengezogener, weniger treu und doch verrätherisch wieder. Arabella zögerte lange; endlich wagte sie den entscheidenden Blick und sah mit krampfhafter Resignation in die blühend-helle Fläche.

Erst lächelte sie; denn ihre Hoffnung schien sich zu verwirklichen. Sie sah das feurige braune Auge, beschattet von dunkeln und langen Wimpern; sie sah den leisen und allmäligen Umriß ihrer bedeutsamen Physiognomie; sie sah, wie Augenbrauen, Mund, Kinn, wie alle Rundungen sich in sanfte Ovale zirkelten. Die Gitle schwelgte in den Wellenlinien, welche durch die Höhen und Tiefen plastischer Vollendung flossen. Arabella war schön aus dem Stoff herausgearbeitet. Die Stirn, begrenzt durch das hinaufgebundene Haar, lag heiter, mild, wie jonischer Himmel. Ein warmer Hauch entfuhr ihrem Munde. Das Metall war im Nu von Nebel beschlagen. Da lehnte sie sich zurück und lächelte vor sich hin die profaischen, aber wie Schöpferurtheil klingenden Worte: „Gut, gut, sehr gut!“

Nun trat eine lange Pause ein. Wieder schien der Schmerz auf ihrer Stirn zu lagern. Sie hatte den Spiegel gereinigt und blickte wieder hinein. Ein lechzender, halb seliger, halb mißtrauischer Blick, und sie warf das Metall, daß es wiederhallte, auf das marmorne Getäfel, schrie wie eine Verzweifelte, zerriß das Geflecht des Haares, stürmte mit fliegenden Locken in den feuchten Wänden auf und ab und warf sich laut schluchzend zurück auf die Ottomane, die sie mit ihren Thränen benetzte.

Was hatte sich geändert? Nichts von den schönen Formen der so vornehmen und reichen Tochter Albions. Dieselbe Rundung, Fülle, Ueppigkeit, dasselbe unübertroffene Gebilde der Schönheit, aber die Frische des Bades war schon hin. Eine fahle, matte Haut zog sich über die alten Reize, ein gewisses ohnmächtiges Dämmern wehte über sie hin. Es war wie ein Netz, das irgendwo an einer Stelle der Haut in feinen Maschen zerrissen sein mußte, und das sich nun schlaff

und nüchtern auf seinen zauberhaften Unterlagen ausstreckte. Tägliche Bäder machten die Haut einen Augenblick frisch; aber bald nachher sank sie immer wieder zurück in ihre trockne, schlechtgefärbte, saftlose Natur. Das war der Fluch Arabellens. Sie war schön; aber sie hatte schon einen welkenden Teint.

Es schlug neun Uhr. Draußen rollten die Wagen vom Theater her. Arabella hörte, wie ihre Schwestern, die aus „Robert dem Teufel“ kamen, die Treppen des Hauses herauf lachten, wie die Thüren geschlagen wurden, und ein lautes „Ah!“ erscholl, als die schönen Mädchen in die Gesellschaft traten, die bei der Herzogin, ihrer Mutter war. Sie hörte, wie man scherzte, sang, tanzte. Sie war sehr unglücklich. Ein weiter Mantel hüllte ihre Gestalt ein, sie nahm das Licht, und schlich leise auf ihr Zimmer. - Sie warf sich dem Schlaf in die Arme; denn nur im Traume schien es ihr zuweilen, als wenn Alles noch einmal anders werden könnte und die Vergänglichkeit ein leerer Wahn sei.

II.

Arabellens Mutter gab einen glänzenden Ball. Ihre unglückliche Tochter, eine Witwe, allbewundert (ehemals), war zugegen, aber sie tanzte nicht. In einer Ecke des Saales saß sie einsam. Selten daß sich der Anstand entschloß, an sie, als eine der Töchter des Hauses, heranzutreten und ihr einige Verweise zu geben, daß sie sich von Allem so zurückzöge, in der neulichen Vorstellung des Maskenballs vermißt wäre, sich in keinem fremden Zirkel blicken ließe. Arabella war gewandt im Ausdruck; Fiasco giebt Geist. Aber diese Improvisationen beruhigten sie; sie gab nur schüchterne und abgebrochene Antworten, und war bald von Gegenwarten befreit, die sie selbst in dem Falle nicht festgehalten haben würde, daß ihre Schönheit durchsichtiger geschimmert hätte. Denn Missis Arabella liebt noch obenein. Sie liebte Ottokar, den leiden-

schastlichen Tänzer, der sich mit keiner Schönen unversucht ließ, und in ewigen Wirbeln an ihr vorüberflog. Sie waren Beide zusammen erzogen worden; Ottokar's Vater war in England Gesandter gewesen, ein czechischer Graf. Aber später hatte sie Ottokar übersehen. Aus Nerger wurde sie Lady Devonshire und erst jetzt als Witwe fing sie das alte Spiel wieder an. Sie hatte nichts, womit sie den schönen Mann fesseln konnte, als süße, unschuldige Erinnerungen, die bei ihm verklungen waren. Sie konnten um so weniger zusammen kommen, als sie sich ihm zu verbergen suchte und er sie gar nicht zu bemerken schien. Nachdenklich stützte sie sich auf die Lehne ihres Sessels. Das Gesicht halb verschleiert, verfolgte sie die muthwilligen Bewegungen Ottokar's, den der Rausch des Festes hier und dort hintrieb und der an allen Orten zu fehlen schien. Sie dachte nichts. Sie empfand auch nichts. Sie war ganz Resignation. Durfte sie wohl ein Recht ansprechen? Wenn sie Eines nicht begriff, so war es dies, daß zu einem so herben Schicksal, zu diesem Schauspiel mit lauter Unglücksmotiven ihr Auge noch trocken bleiben konnte!

Ottokar mußte sich einen Augenblick Erholung gönnen. Mit dem Tuche wehend, durchmaß er den geringen Raum, den im Saale die tanzenden Paare ließen, und trat zufällig in die Ecke, wo seine marmorne Schönheit — sie spielte Marmorsäule — saß. Sie wußte nicht, welche Worte er für sie haben könnte. Er hatte einige, aber verlorne, abgestandene, Reste aus Conversationen, die er mit Anderen abgebrochen hatte. Er hielt sie eines neuen Gedankens, eines tiefen Urtheils nicht für würdig, sondern warf ihr die kleine kupferne Scheidemünze der Unterhaltung zu, die beleidigt, weil sie wie Gnade klingt. Wie sie sich befände? fragte er sie: eine bei Damen an und für sich dumme Frage, da sie immer voraussetzt, als müßte alle Welt den Schnupfen oder Zahnschmerzen haben; die aber hier noch empfindlicher wirkte, da Arabella in der That krank zu sein glaubte und für ihr Uebel Heilung hoffte. Sie erwiderte nichts; und Ottokar erwartete nichts. Er verließ sie. Sie senkte das

Haupt, und schüttelte es dann, weil sie diese kalte Welt nicht mehr begreifen konnte.

Nachher saß die Beklagenswerthe im hintersten aller Zimmer, welche ihre Mutter hatte öffnen lassen. Sie suchte Schutz in der dunklen Beleuchtung und dem Schatten grüner Vorhänge, die das Zimmer schmückten. Ein Traum umfing sie, und als sie erwachte, wunderte sie sich, daß sie Thränen vergossen hatte. Und als sie dann nachdachte, staunte sie von Neuem; denn vor ihr stand der Markese de Negro und hatte sie schon lange stumm betrachtet. Sie blickte auf, und es war ihr, als huschte eine Schlange fort; aber es war nur der Markese, welcher sprach: „Ich beobachte Sie, Mylady, schon seit länger als einem Monate. Die wenigen Gelegenheiten, wo Sie sich zeigen, habe ich haushälterisch ergriffen, und ich glaube tief in ihrer Seele lesen zu können.“

Lady Devonshire betrachtete den Markese. Sie kannte ihn wol, so weit man ihn kennen konnte, denn im Grunde kannte ihn Niemand. Sie blickte an die lange hagere Gestalt hinauf, und fuhr entsetzt vor dem blassen, dämonischen Antlitz des Fremdlings zurück. Seine Lippen zuckten, das Auge fieberte, seine Glieder schnellten zuweilen auf, als rüttelte sie ein plötzlicher Krampf. Der Markese fuhr fort: „Mylady, ich bin ein Mann ohne Liebe. Mein Herz ist kalt, wie der Tod. Schönheit zwingt mir ein Lächeln ab; wenn ich zu lieben scheine, so ist es aus Neid. Ich gönne Niemanden, eine Schönheit zu besitzen. Was ich meiner todtten Liebe zuwenden kann, das reiße ich an mich. Ich will Sie auch erobern, Mylady; nicht aus Anbetung, sondern aus Caprice.“ — „Wer lachte da?“ fragte Arabella. Sie hatte deutsch gelernt, „Emilia Galotti“ gelesen. — „Niemand!“ sagte der Markese. Sie schrak zusammen, und doch sprach sie leise, als wenn es ihr nur so entschlüpfte: „Ich bin nicht schön.“ Es hatte sie ergriffen, daß man ihr von Liebe sprechen konnte. Aber der Markese war fürchterlich und schwieg.

So währte es einige Secunden. Arabella gebannt wie vom Blicke des Basilisken. Dann fuhr der Markese fort: „Arabella, ich weiß, woran Sie leiden. Sie sind schön; Sie scheinen es nur nicht. Ich will Ihnen diesen Schein

geben. Sie sollen im Glanz der Schönheit strahlen, für welche Ihr Körper alle Grundlagen und Formen besitzt; Sie sollen bezaubern, bewundert werden; tausend Bewerbungen wird Ihre wunderbare Metamorphose zur Folge haben.“ — Arabella war aufgesprungen. „Ist es möglich? Ich beschwöre Sie! Wie? Wodurch?“ Das Alles rief Sie wirr durch einander. — Aber der Markese stand und lächelte fein. „Was erhalt' ich?“ war seine kurze Frage. — „Fordern Sie!“ rief Arabella, und ihre Blicke leuchteten; ihr Busen wogte, die Locken ihres Haares nestelten sich ab; sie stand da, schon halb ergriffen von der neuen zauberhaften Veränderung, die mit ihr Vorgehen sollte. Der Markese verlangte nach dreihundert Tagen den Besitz ihrer Hand.

Sie schauderte. Sie maß die dämonische Gestalt des Mannes, dem sie sich verkaufte. Sie dachte an Ottokar. Da fiel aber ihr Blick durch die offenen Zimmer in den Saal; sie sah, wie Ottokar im Rausche des Vergnügens fortwirbelte an der Hand einer Dame, welche in der Residenz für die schönste gehalten wurde. Ihr Entschluß war gefaßt. Mit abgewendetem Antlitz sprach sie, überwunden und waffenlos, die Worte: „Markese! ich erwarte Sie morgen vor zehn Uhr in meinen Zimmern.“ Sie wandte hinaus. Der Markese schlug die Arme übereinander und sah ihr mit triumphirendem Lächeln nach.

III.

In der Oper, im Concert, auf der Promenade gab es seit kurzer Zeit nur eine Gestalt, der alle Bewunderung und Anbetung gezollt wurde. Der Enthusiasmus kam sich von allen Seiten entgegen. Hier war von keinem Zugeständniß mehr die Rede, sondern die Thatsache sprach für sich selbst. Diese mochte schon einmal dagewesen sein; aber in solcher Genialität nie. Was die Natur, ja selbst was die Dichtkunst nicht schöner erfinden kann, hier war es in Erfüllung gegangen. Arabella Devonshire war die Lösung, welche die Männer bezauberte und die Frauen verstummen machte.

Arabella strahlte in all' den Reizen, welche ihr die Natur mitgegeben hatte. Zu der allgemeinen Anbetung gesellte sich das Staunen, wie diese plötzliche Veränderung hatte möglich werden können. Sie war eines Abends, wo sie sich den Tag über verschlossen gehalten hatte, in einer lebhaften Soirée erschienen, und hatte sogleich jedes Auge geblendet. Niemand wagte, ihr sein Erstaunen zu erkennen zu geben, weil es beleidigen konnte; aber sie fühlte wol, welche Herrschaft sie im Nu errungen hatte, und jede neue Toilette, die sie machte, gab ihr die Gewißheit, daß ihr die Herrschaft nie entrisßen werden konnte.

Aber keine Genugthuung war Arabellen willkommener als die, welche ihr Ottokar's verändertes Betragen gab. Nicht, daß er der augenblicklichen Regung der öffentlichen Meinung in der Gesellschaft augenblicklich gefolgt wäre, und sogleich gegen Arabellen einen Ton angestimmt hätte, der für das Echo der fremden Urtheile gehalten werden konnte. Arabella schwelgte in dem Gefühl, die allmälige Umwälzung im Benehmen des schönen Offiziers verfolgen zu können. Er schwieg lange; er vermied jede Parthie, er war nachdenklich, er tanzte nicht, auch mit Arabellen nicht. Dann wagte er allmälig zu ihr aufzublicken: er glaubte seine alte Schuld gesühnt zu haben, und trat ihr näher. Seine Lippen zitterten, wenn er mit Arabellen sprach. Seine Urtheile schwankten, seine Ausdrücke waren unsicher; die innere Uebermannung seines Gefühls lähmte alle Weisen, wie er dasselbe äußern wollte. Es war eine tiefe Empfindung, welche vielleicht zum ersten Mal in sein Herz zog. Arabella sah Alles. Sie las und verstand diese stummen Blicke, diese Unentschiedenheit, diese Zeichensprache auf der Stirn, sie reimte sich Alles zusammen. Sie war glücklich — —

Doch sie war es nicht lange. Denn als sie Ottokar's Bewerbungen offener empfing, als es sich nicht mehr um Liebe, sondern um Besitz handelte, da erschrak sie und erwog ihr elendes Schicksal. Der Martese war ihr entfallen: jetzt sah sie ihn wieder vor sich, wie er an jenem verhängnißvollen Morgen zu ihr trat, ihre Hand küßte und einen wunderbar geformten Ring, als Zeichen des Verlöbnisses, an ihren Finger

steckte; wie sie vor Erwartung seiner Gabe nichts hatte sehen und verstehen können, und wie er ihr dann endlich nach peinlichen Augenblicken ein kosmetisches Geheimmittel, das er in den Harems der Levante wollte kennen gelernt haben, überreichte und sie vor seinen Augen die Wahrheit seines Versprechens im Spiegel erkannte. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Aber wie ihr Verhältniß zu Ottokar immer hingegebener und vertraulicher wurde, da erschien er wieder, und sie sah mit Schrecken, daß das erste Fünftel der zugestandenenen Frist halb verronnen war. Der Markese zog seine Kreise um sie her, und Niemand ahnte, daß sie der geheime Mittelpunkt derselben war. Wo ein Ausweg? Sie liebte Ottokar und sah dem Geständnisse seiner Liebe entgegen. Scham fesselte sie, das Geheimniß ihres Boudoirs immerfort zu benützen, und nicht bloß Scham, sondern auch Eitelkeit. Wäre im Augenblicke der Untreue gegen den Markese nicht ihr ganzer Zauber verschwunden gewesen? Würde nicht Ottokar, statt heute noch ein blühendes Leben in den Armen zu haben, morgen vor ihrem herbstlich welken Aussehen erschrocken sein? O, man sage auch nicht: Eitelkeit! Würde sie nicht Ottokar betrogen haben? Man täusche und entschuldige nicht! Schönheit bleibt der Liebe stärkstes Band. Und das ist auch Liebe, an sich zu bauen und zu schmücken, und das äußere Gestell, das Antlitz, in dem sich die Seele spiegelt, mit all' dem Zauber zu umgeben, der der Natur und Kunst zu Gebote steht. Das ist auch die natürliche Philosophie jedes Mädchens: und wir träumerischen Männer sind es nur, die diesen schönen Glauben und die Bescheidenheit der Naietetät durch Phrasen von unvergänglicherem Werth u. s. w. vernichten wollen.

So hin- und hergerissen wurde in Arabellens Herzen der Entschluß, als einst in einer heimlichen Stunde Ottokar zu ihren Füßen sank, und um eine Welt, um ein neues Leben, um den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, um sich selbst, das heißt um Lady Devonshire mit einer jährlichen Rente von viertausend Pfund flehte. Seine Hand hatte die ihrige ergriffen, er drückte sie sehnsüchtig an den heißen Mund; sie ließ Alles geschehen. Sie rang, sie weinte, sie wußte ja, daß Alles, was er verlangte, sie nur von ihm empfangen hatte.

Sie fühlte, daß in dem Moment die Waage ihres Lebens erhoben sei und nicht heruntersänke auf eine Seite, sondern im Gleichgewicht stünde, in jeder Schaale eine gleiche Last, in jeder Leben oder Tod. Der schöne österreichische Oberst schwieg; es war schon längst an ihr die Reihe, Antwort zu geben. Sie fühlte, daß der Fremdling ihre Hand mit Thränen nezte: sie war dreifach unglücklich. Denn ein Weib kann den Mann nicht sehen, wenn er seine Rolle als Mann vertauscht und fleht, und wird ringen, das Gleichgewicht der Natur wiederherzustellen. Aber Arabella war zu Allem unvermögend; nicht Furcht vor dem Marfese, jetzt nicht einmal mehr Furcht vor sich selbst, wie ohne den Marfese sie werden würde, jetzt drückte sie nur das Fürchterliche des Geheimnisses. Sie verlor den Muth der That, sie verzweifelte an sich selbst als an einer Person des freien Willens; sie sah den Zügel ihres Entschlusses in fremden Händen. Arabella wandte sich ab mit einer verneinenden Geberde, und ließ Ottokar zurück, der in dem Momente seinen Schmerz nicht fühlte, weil er sich schämte, plötzlich allein im Zimmer auf den Knien zu liegen.

Nachdem er dem Manne in sich Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, fühlte er doch, wie unglücklich er war, hüllte sich in seinen Mantel, bestieg sein Pferd und ritt in die Welt hinaus, er wußte selbst nicht, in welcher Richtung. Jedenfalls wußte er, daß England eine Insel war und sein Pferd ihn nicht an's Ziel bringen konnte.

IV.

Mehr als ein Jahr und mehr als die Hälfte von Europa brauchte Ottokar, um seinen Schmerz zu zerbröckeln und ihn zu zertheilen an tausend äußere Eindrücke, welche, so viel sie dem Menschen geben, auch immer etwas mit hinwegnehmen von seinem Innern, wofür ihm kein Ersatz geboten wird. So blieben an den Wundern, welche er sah, an der ganzen Abwechslung einer ereignißvollen Reise all' die Seufzer hängen,

welche sonst seine Brust hätten zersprengen können. Er kam nach London zurück mit einem Schmerze, der zum großen Theil geheilt war, der aber noch nicht recht vernarben wollte, und sorgfältige Nachpflege verlangte. Er mied seinen alten Umgang und seine alten Straßen: er wollte von Niemand hören, und, um neue Freunde zu finden, suchte er neue Kreise auf.

Er liebte das Spiel. Nicht mit Leidenschaft, sondern im Gegentheil, aus Trägheit. Ueberall unglücklich, war die Göttin des Spiels die einzige, die es gut mit ihm meinte. Er hatte die Prädestination, zu gewinnen, und keine Karte schlug ihm fehl. So versuchte eines Tages Jemand, an dem er nur sah, ob er zahlen konnte, sein Glück mit ihm. Er gewann immer. Der Andere suchte ihn zu überbieten. Das hitzige Gefecht hatte begonnen. Er setzte es kaltblütig fort und strich Tausende ein. Sein Gegner suchte seine Verluste einzuholen und verdoppelte diese. So währte es lange. Die Steigerung nahm zu: rings lautloses Erstaunen. Eine Pause entstand: Ottokar hörte, daß ihm Jemand in's Ohr raunte: „Mein Herr! Jetzt setz' ich den Rest meines Vermögens. Verlier' ich ihn, so bin ich morgen todt.“ Ottokar war, wie man es im Spiele sein muß, vollkommen grausam. Er sah nicht auf, er gewann. Sein Ohr erreichte wieder ein stöhnendes Wispeln. „Mein Herr,“ — hieß es, — „Sie betrachten mich nicht. Ich weiß, daß Sie Missis Arabella lieben.“ Jetzt erst fuhr Ottokar auf: er sah einer langen Gestalt in's blasse Antlitz. Er fuhr sich über die Stirn, er hatte diesen Mann schon gesehen. „Sie lieben Arabellen,“ hieß es drüben. „Ich könnte jetzt zu spielen aufhören und das Pistol laden, das meinem Leben ein Ende macht. Aber ich will Ihnen noch eine Gelegenheit geben zum Gewinn, und zwar zum Gewinn, der Ihnen mehr werth ist, als meine Ducatenrollen. Ich will Arabellen auf's Spiel setzen; ich thu's, wenn Sie sich bereit erklären, im Fall Sie Arabellen gewinnen, mir all' das Geld, das Sie von mir gewonnen haben, wieder zurückzustellen.“

Ottokar war außer sich. Alte Wunden brachen wieder auf. Er erkannte den Markese de Negro, den jetzt in der That mit Arabellen öffentlich Verlobten. Staunen, Entzücken, Mißtrauen

lähmten ihm die Sprache. „Die letzte Clausel,“ sagte der Markese drängend. — „Ist zugestanden,“ murmelte Ottokar, spielte und gewann. Der Markese lachte und winkte dem Glücklichen, ihm zu folgen.

V.

In der Dämmerung eines halb erleuchteten Zimmers lag Arabella auf einem Ruhebett. Als Ottokar und der Markese eintraten, richtete sie sich auf. Ottokar lag schon zu ihren Füßen. Aber sie that, als bemerkte sie ihn nicht. Ottokar blickte zu ihr auf. O sie war so schön, wie damals, als sie so kalt war! Es war noch immer das Abbild der schaumgeborenen Göttin; ja noch mehr, sie war wie ein italienisches Gemälde der classischen Zeit, dessen Farben je länger, je frischer blühen. Ottokar hatte ihre Hand ergriffen, wie früher. Sie erschrak. Ein Wort erstarb auf ihrer Lippe. Der Markese trat heran und flüsterte ihr zu: „Es ist Ottokar.“ Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und langte mit dem Arm hinaus, wie in's Ungewisse, faßte aber Ottokar's Haupt, das sie an ihre wogende Brust drückte.

Ottokar rief: „Arabella, nun ewig die Meine!“ Sie erschrak und zeigte zum Markese hinüber, der aber schon verschwunden war. Sie sah es nicht und fragte: „Negro, was soll ich glauben?“

Ottokar begriff sie nicht. Er erklärte ihr Alles, was geschehen war, er wiederholte ihr seine alten Schwüre, er durfte seine heißen Küsse auf diese schwellenden Lippen drücken, sie wehrte nicht; aber was sie that, drückte Schmerz und Verlegenheit aus. Sie sprach von seinem Herzen und griff nach seinem Arme. Sie sprach von seiner Stirn und küßte seinen Mund. Jede Bewegung war berechnet und jede schien falsch zu sein. Ottokar betrachtete sie noch einmal. Sie verfolgte seine Wendungen in anderer Richtung. O, jetzt sah er's. Arabella war blind.

Die metallischen Bestandtheile ihres Geheimmittels hatten die feinen Nerven des Auges vergiftet. Je schöner sie wurde, desto mehr verlor sie die Sehkraft. Fast allmählig verschwammen die Umrisse entfernter Gegenstände, dann die näheren, zuletzt sah sie keine Farben mehr, und während ihr Auge hell und klar blieb, zog rings um sie her undurchdringliche Nacht. Sie hatte nichts mehr vor Ottokar zu verbergen. Sie stand ihm Alles.

Ottokar's Liebe reichte hinaus über diese Entdeckung; aber er beschwor sie nun auch, abzulassen von dem Gebrauch der Mittel des Markese. Arabella — ließ sie nicht. Sie konnte den Fluch, unschön zu sein, nicht ertragen, um so weniger, da sie Ottokar nicht nur lieben, sondern auch fesseln wollte. Sie verbarg die verrätherische Gabe des auf immer verschwundenen Markese, und fand ihr Glück darin, in einer Schönheit fort und fort zu glänzen, die sie selbst nicht sah. Jetzt dachte sie: Wenn sie nur Ottokar sah.

Mit der Blindheit hörten aber die Folgen nicht auf. Alle Sinne und Organe wurden allmählig ergriffen und schwanden in Ohnmacht dahin. Die edelsten Thätigkeiten des menschlichen Körpers wurden unterbrochen. Arabella war nichts mehr, als ein hinreißendes, wunderbar schönes Antlitz: rings war Alles für sie wüst und leer. So blühte sie einem schnellen Tode entgegen. Ottokar verließ sie nicht.

Einst saß sie an seiner treuen Seite: sie sah, sie hörte nicht mehr, ihr Gefühl hatte alle Intensität verloren, nur die Zunge konnte noch dazu dienen, wenige tiefe und gute Worte auszuhauchen. Da blieb sie plötzlich stumm. Es fielen alle inneren Fäden, welche an das Leben binden, von ihr ab; ihr Auge brach, sie sank zurück, ohne Schmerz, aber erschöpft. Sie hatte ihr tragisches Leben ausgehaucht. Sie war todt.

Aber noch im Tode strahlte ihr Körper von wunderbaren Reizen. Rosig blieb der Schmelz ihrer Wangen; die blutrothen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Alle Formen quollen frisch und rund. Das ganze Incarnat war wie nach einem Bade so schön gemischt. Sie lag da wie eine

schlafende Nymphe der Fabelwelt; gleichviel, ob die Palette oder den Meißel des Künstlers herausfordernd.

So betrachtete sie Ottokar eine Weile mit schmerzlichem Entzücken, denn er konnte nicht glauben, daß diese Reize die des Todes wären. „Das ist nicht der Tod!“ sprach er vor sich hin. Er trat hinzu, er neigte sein Haupt, er brachte seine Lippen an Arabellens Mund; aber gräßliches Schauspiel! Seine Lippen drückten sich in einen Haufen Asche ein. Arabella lag da im Zustand einer hundertjährigen Verwesung. Sie war nichts mehr, als das, was wir Alle werden — Erde.

Ottokar bedeckte sein Auge und stürzte fort, und noch irrt er verzweifelt, weil er das furchtbare Ereigniß, das er sah, von seinen Augen nicht bannen kann.

Der Prinz von Madagaskar.

(1832.)

Im hintern Zimmer eines Kaffeehauses, das weder das beste noch das schlechteste von Paris war, schien ein junger Mann die hastigen Schritte zu zählen, mit welchen er den engen Raum durchmaß. Bald eilte er an die Fenster, die zur Straße führten, und warf einen erwartungsvollen Blick auf diese hinunter, bald lief er in die Vorderzimmer, um an einer Uhr, die dort aufgehängt war, nach der Zeit zu sehen, weil er vermuthlich selbst keinen andern Stundenmesser besaß, als seine Ungeduld. Wollte er die Duvertüre einer neuen Oper nicht versäumen? Hatte er für einen Ehrenhandel sein Wort gegeben? Galt es den präcisen Augenblick zu treffen, um bei einer Dame oder einem Gönner oder einer geheimen Spielgesellschaft Einlaß zu finden? (Darüber wagen wir den jungen Mann selbst nicht zu fragen,) denn er sieht mürrisch und finster vor sich hin, aus seinen sonderbar geformten Gesichtszügen blickt ein Unmuth, der durch den auffallend dunklen Teint des jungen Mannes nur noch gehoben und durch den nachlässigen, fast ärmlichen Anzug im Außern gewissermaßen gerechtfertigt wird.

Unterlaßt es, für meinen Euch so ärmlich geschilderten Helden eine Collecte zu sammeln, denn soeben weist sich aus, daß er noch im Stande ist, einen Diener zu unterhalten. Da tritt der alte, aber noch rüstige und muntere Mann durch die ziemlich entvölkerten Zimmer und sieht sich in allen Ecken nach seinem Herrn um, den er jetzt erblickt und freundlich mit seinem Taufnamen Hippolyt begrüßt. „Da hätt' ich fast geglaubt, Sie nicht mehr zu finden,“ sagte er mit treuherziger

Geschäftigkeit; „unsere Sachen stehen gut und ich hoffe, es wird noch besser werden. Den Professor habe ich im Quartier Latin, im sechsten Stock, glücklich aufgefunden; ein charmanter Mann, voller Gelehrsamkeit, gar kein Stolz, feine Sitten, alle Sprachen der Welt, die sich nur denken lassen. In einigen Augenblicken wird er auch hier sein.“

Hippolyt schien der Erscheinung des alten Mannes bedurft zu haben, um wieder froh zu werden, und nahm lachend und mit freudigen Verneigungen des Kopfs die Dienste des Alten an, den er beim Danken Colas genannt hatte.

Colas war aber mit diesem Lächeln, das er in seiner Sprache mit Zweifeln übersetzte, durchaus nicht zufrieden und sagte: „Was lachen Sie, Hippolyt? Können Sie nicht eine halbe Stunde allein bleiben, ohne daß Sie den Muth verlieren? Himmel, ich habe Sie während Ihres ganzen Lebens nicht aus den Augen gelassen und nun es zur Entscheidung kommt, sind alle meine Erwartungen nicht eingetroffen. Was giebt es zu lachen? Der Professor ist im Augenblick hier.“ Hippolyt hatte mit jenem Lachen nicht das ausdrücken wollen, was sein alter Diener und Hofmeister befürchtete, sondern erklärte ihm ernsthaft, daß ihm der Professor recht ein Bedürfniß sei und er nichts sehnlicher als dessen Hülfe wünschte. „Du kennst nur Mißtrauen gegen mich, Colas,“ fuhr er fort; „unser Vorhaben war der Traum meiner Jugend, der jetzt zur Wirklichkeit gereift ist. Ich habe mich immer nach den Gütern gesehnt, die mir ein neidisches Schicksal entriß und will sie nicht länger entbehren, da ich die Kraft habe, mich in ihren Besitz zu setzen. Die heimathlichen Wälder rauschen um mein Ohr, die Dämmerung der Vergangenheit hält mich mit festen Banden umschlungen, ja ich fühle es, daß mir die Rechte werden müssen, die mein sind und die sich nur die Schwäche entreißen ließ. Soll ich noch länger in dieser unglücklichen Lage, worin ich jetzt lebe, unbekannt, ohne Hülfsmittel, ohne die Vortheile, auf welche mich meine Geburt hinwies, fortvegetiren? Soll ich noch länger in Paris der Gegenstand eines lästigen unnützen Mitleids oder wol gar des Spottes bleiben? Colas, laß Dich mein Lachen nicht irren: sei versichert, daß ich mein Abenteuer bestehe.“ Colas

hatte kaum noch Zeit, seinem jungen Herrn freudig die Hand zu drücken; denn eben wurde er des Professors in den vorderen Zimmern ansichtig und mußte eilen, diesen gelehrten Mann zurechtzuweisen.

Der Professor Polyglotte war ein dünnes, schwächtiges Männlein mit einem großen Kopfe, der nach hinten die Gestalt eines eckigen Würfels zeigte. Die schwachen kleinen Beine, die hektisch geformte Brust, die unruhige Bewegung des Unterkiefers und der Augen, die dürstige, aber doch reinliche und sorgfältig gelegte Kleidung und Wäsche verriethen den armen Gelehrten, der nur davon zu leben wußte, daß er sich noch immer manierlich genug hielt, um die Leute, denen er seine Dienste bot, durch sein Aeußeres nicht zurückzuschrecken. Mit gemessener Höflichkeit und fortwährenden Verbeugungen dem harrenden Hippolyt, welcher ihm mit schweigender Erwartung entgegentrat, sich nähernd, begann Herr Polyglotte, auf Colas zeigend: „So viel ich aus den Mittheilungen meines guten Freundes, dieses alten Herrn hier, habe vernehmen können, wünschen Sie, mein Herr, einen Mann zu haben, der aus der Kenntniß fast aller gebildeten und ungebildeten Sprachen der Erde ein Studium gemacht hat. Sie sehen in mir einen Solchen. Ich habe das versteckte Treiben der großen Sprachfamilien aufzudecken gesucht, ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, die Verschwägerungen und Verschwisterungen, die Vater- und Gevatterschaften aller Zungen zu vergleichen. Wünschen Sie Aufklärung über die Verzweigungen des indogermanischen Sprachstammes? Ist Ihnen daran gelegen, die Analogieen der semitischen Sprachen kennen zu lernen? Aber — aha, ich merke schon, Sie sind ein junger Heros jener Schule, die man jetzt die romantische nennt, ein Novellenschreiber, der ausländische Wörter zum Aushängeschild seiner Phantasieen benutzen will. Ein guter Titel wäre z. B. das patagonische Wort *Abtakarapataka*. Mein junger Herr, irre ich mich? Wollen Sie einen Roman mit diesem Titel schreiben?“

Der Professor sprach die letzte Frage mit einer so lang gehaltenen süßen Vertraulichkeit, daß ihm Hippolyt lachend seinen Irrthum benahm und hinzusetzte: „Nein, Herr Poly-

glotte, es ist von keiner Fiction die Rede, sondern von einem wirklichen romantischen Stoffe, den ich erleben will.“ — „Lassen Sie nur,“ fiel Polyglotte ein, „ich verstehe Sie vollkommen. Sie sind ein junger Mann, Sie sind ein Abenteurer, Sie wollen entweder nach Ost- oder Westindien. Was bedarf es da weiter? Ein wenig Englisch, einige praktische Uebungen im Sanskrit, etwas Portugiesisch, wenn Sie nach Brasilien, Spanisch, wenn Sie nach Cuba wollen. Das sind Dinge, die Sie bei mir nur zu nennen brauchen und Sie werden so gleich Auskunft haben.“

„Auch das nicht,“ sagte Hippolyt verlegen; „weder von Amerika, noch von Asien ist die Rede, obschon Sie Recht haben, wenn Sie von einer transatlantischen Reise sprechen.“ Der junge Mann stockte, als er fortfahren wollte, der Professor septe schon seine unermüdlche Zunge in Bewegung, um seinen Scharfsinn im Errathen zu zeigen, doch Colas gab nicht zu, daß dies Geschwätz, das zu nichts führte, fortgesetzt wurde. „Wozu diese Weitläufigkeiten!“ nahm er ärgerlich das Wort; „ich will Ihnen unsere Sache kurz sagen. Mein Herr da muß Afrikanisch lernen!“

„Afrikanisch! Mein lieber werther Freund,“ lachte Polyglotte laut auf, „wie meinen Sie das? Mein Herzensväterchen! Afrikanisch! Wie groß denken Sie sich Afrika? Haha, wenn Ihr auf Eurem Kirchturm stehet, so sehet Ihr nicht weiter, als der ganze Umfang von Afrika beträgt. Richtig! Richtig! Was ist Afrika gegen Paris? Der Ocean läßt sich entfernt mit der Seine vergleichen. Ach, was Ihr für vortreffliche Späße machen könnt, Alter!“

Colas gerieth über diesen leichtfertigen Spott in Zorn. „Sie wollen mich Afrika kennen lehren?“ rief er den Professor heftig an; „ich bin unter dem Aequator wie zu Hause, ich war, wenn Sie es wissen wollen, zwanzig Jahre in Afrika, und habe mein linkes Auge nicht am Staube des Bois de Boulogne verloren, sondern an der Sonnenhitze auf der Insel Bourbon, wo ich jeden Strauch kennen will, selbst wenn ich ganz blind wäre. Hippolyt, dieser Professor will uns sagen, was Afrika ist!“

Polyglotte fuhr erstaunt zurück, Hippolyt beruhigte seinen

treuen Diener und erklärte dem Professor, daß es sich um die Sprache von Madagaskar handele. „Ja, Madagaskar! Das lasse ich mir gefallen! Hm! Hm! Madagaskar! Ei nun, ich will nicht sagen, daß diese größte Insel der Erde, die von der Natur eben so begünstigt ist wie die Inseln Hayti und Cuba, daß sie nämlich keine wilden Thiere hegt, welche zuerst von den Portugiesen — und besonders fruchtbar — ja, was wollt' ich doch sagen? oder vielmehr, ich wollte nicht sagen, daß diese Insel auf meinen Sprachtabellen, welche ich Ihnen jeden Augenblick zeigen kann, die zum Druck bereit liegen, die von den größten Linguisten unserer Zeit in Einsicht genommen sind, die eigens — ja, daß die madagassische Sprache auf ihnen fehlt; im Gegentheil, es läßt sich nicht leugnen, daß —“ — „Ohne Umschweife, mein Herr,“ fiel der junge Mann ein und ergriff dabei krampfhaft den Arm des Professors, „verstehen Sie Madagassisch?“

Der Professor bestürzt, entgegnete mit einem gezwungenen Lächeln: „Es käme auf einen Versuch an! Obschon ich gestehe, daß das, was man ausschließlich die Sprache von Madagaskar nennen könnte, mir — mein, mein Herr, beruhigen Sie sich; ich beende dies Geständniß nicht, denn es dürfte vielleicht unwahr sein. Ich habe die Reise des Grafen von Benjowsky nach Madagaskar gelesen, ich weiß, woher die dortigen Völkerschaften ihren Ursprung leiten, daß arabische und abyssinische, überhaupt semitische Elemente in ihrer Sprache vorhanden sind, wie dies Alles in meinen vergleichenden Sprachtabellen nachgewiesen ist, in einem Werke, das mich unsäglichen Fleiß gekostet hat, und das ich öffentlich werde bekannt machen lassen, wenn meine an den Minister oft gestellte Petition darum, genehmigt sein wird. Ist es wahr, daß Arabisch die Grundlage dieser Sprache, so versteh' ich sie so gut, wie Herr Sylvestre von Sacy, nur mit dem Unterschied, daß ich billiger bin, wenn ich darin Unterricht gebe!“

Hippolyt und Colas sahen sich Beide verlegen an; alle ihre Hoffnungen schienen mit dieser Antwort zerstört zu sein. Der Erstere schlug sich verzweifelnd an die Stirn und rief mit förmlicher Beleidigung für den Professor aus: „Welchen geringen Gewinn hat doch die Welt von der Achtung, die

sie den Gelehrten zollt! Diese Menschen nennen sich unterrichtet und behaupten, vor keiner Frage zu schrecken! Ach, nicht einmal die Sprache einer Insel zu verstehen, von welcher Sie doch selbst, guter Herr, zugeben, daß sie die größte auf der Erde ist! Ihre Unwissenheit vernichtet die Hoffnungen eines unglücklichen jungen Mannes. Wissen Sie, daß ich der rechtmäßige König von Madagaskar bin?"

Der Professor stutzte, blieb mit offenem Munde stehen und folgte dann unwillkürlich der Erklärung, die Colas dahin gab, daß sie sich ihren Eroberungsplan noch überlegen würden, und er morgen um dieselbe Zeit hier wieder erscheinen möge; er ging unter vielen Verbeugungen; blieb aber noch einmal verduzt stehen, schüttelte den Kopf, und war in den Vorzimmern verschwunden.

Es sind historische Thatsachen, die ich zur Erklärung dieser etwas unverständlichen Scene anführen will; ganz Paris hat von ihnen gesprochen, und würde ihnen dieselbe unermüdlige Theilnahme geschenkt haben, wie den Dsagen und der Giraffe, wenn sich nicht die Person, die sie betrafen, den Augen seiner Bewohner kurz nachdem entzogen hätte, als diese Person eben angefangen hatte, jene im besondern Grade auf sich zu lenken. Hippolyt Berora war unter dem tropischen Himmelsstriche von Madagaskar geboren. Er war der Sprosse einer der vornehmsten Häuptlinge dieser Insel, auf welcher sich die Franzosen erst anzusiedeln suchten, als die Engländer schon fast von allen ihren Ufern Besitz genommen hatten. Eine noch unter der Kaiserherrschaft von Sylvain Rour geleitete Expedition mißglückte, und der Befehlshaber, sei es nun, um für spätere Unternehmungen eine Art Rechtsvorwand zu haben, oder aus einem andern Grunde, nahm die beiden Söhne eines mächtigen Häuptlings als Geißeln mit sich hinüber nach Frankreich. Mandi-Tsara hieß der Ältere, welcher in Madagaskar starb, als er aus Frankreich, dessen Klima er nicht ertragen konnte, dorthin zurückgekehrt war. Berora aber, der jüngere Bruder, unser Hippolyt, hatte sich an das neue Klima, an die Sitten und Lebensweise eines Landes gewöhnt, das seine Heimath genannt werden konnte, weil er vom Lande seiner Geburt keine Erinnerung mehr hatte. Er hatte früher unter

dem Schutze des Sylvain Roux gelebt und nachdem dieser auf einer zweiten Expedition gestorben war, unter der Aufsicht des alten Colas, der ein Diener Roux's gewesen war und sich lange Zeit in der Heimath seines Pfleglings aufgehalten hatte. Hippolyt war in die Armee getreten und bekleidete gegenwärtig eine Lieutenantsstelle in einem Linienregimente. Niemals hatte er Paris verlassen. Er schien auch nur für Paris geboren zu sein. Mit der geschliffensten Tournüre bewegte er sich in den Zirkeln, die sich dem abenteuerlichen Nimbus seines Daseins bereitwillig öffneten. Er mußte sich keines andern Baumes zu entsinnen, als der Buchen und Akazien in der nächsten Umgebung von Paris, die Tagesneuigkeiten der Salons bildeten die Welt von Gedanken, in denen er lebte, und die kleinen Begegnungen unter Freunden und Bekannten waren bis jetzt die Ereignisse gewesen, die ihn am meisten beschäftigt hatten. Je älter er wurde, je weniger sich sein Einkommen, das er nur aus seiner subalternen Stelle und Colas' Aufopferungen bezog, mit dem Werthe, den der Ruf und die eigene Eitelkeit auf seine Person legten, zu vertragen schien, desto unangenehmer berührten ihn die Erinnerungen seiner Herkunft, desto unerträglicher wurden ihm die Anforderungen seines treuen Dieners, der Alles vom Eintritt eines gewissen Alters und der Besitznahme der unveräußerlichen „heimathlichen Rechte“ seines jungen Freundes erwartete. Hippolyt, der zwar als Kind den Erzählungen Colas' wie Ammenmärchen gelauscht hatte, aber schon als strebender, reisender Jüngling die fixen Ideen seines alten Dieners belachte, konnte jetzt auf das Heftigste erzürnt werden, wenn man ihn, den Pariser, den zierlichen Krieger, den Liebling der Damen, den Schmetterling aller Zirkel, den Vertrauten der jungen Literatur des Tages, den Wagehals im Bois de Boulogne und an der Moulette, ihn, ihn an seine finstern, tropischen Wälder und den Thron von geflochtenen Binsen erinnerte, den er unter nackten, thierischen Menschen hätte einnehmen können.

Plötzlich trat mit dieser Antipathie eine Veränderung ein. Hippolyt wurde nachdenkender, seine Freunde nannten ihn melancholisch, Colas hoffte, daß er zu Vernunft und Einsicht

gekommen sei. In der That widerstand sein Zögling seinen Aufforderungen nicht länger mit dem früheren Mergel und dem früheren Spotte, sondern nahm die abgebrochene Kette von Erzählungen über seine Heimath, die aus dem Munde des Alten so reichlich strömten, wieder auf und ließ sich von Colas in die Berechnung aller Möglichkeiten verwickeln, die bei einer Revindication seiner alten Rechte eintreten könnten. All' das Abenteuerliche der Prätendenz auf einen vielleicht längst zusammengestürzten Hauptlingsthron schien ihm jetzt nicht mehr einleuchtend zu sein, und was wol früher nur seine Phantasie beschäftigt hatte, beschäftigte plötzlich seinen Ehrgeiz. Woher diese Aenderung? Sie entstand keineswegs aus einer Uebersättigung an den Genüssen des rauschenden Paris. Im Gegentheil, trotz seiner erotischen Gesichtsformen und eines fast bronzenen Teints hatte doch der junge Hauptlingssohn, dessen Familie gewisser Traditionen zu Folge, Erbfolgerechtaufnahme der kleinen „Königreiche“ der Insel besaß, in mancherlei zärtlichen Verhältnissen gestanden, von denen aber keines auf ihn so wirkte, als das geheime Verständniß mit der jungen reizenden Gräfin Cecca. Man kann vielleicht nicht sagen, daß Hippolyt hier andere Hoffnungen hätte haben sollen, als bei früheren Begünstigungen; doch schien er sich in den Kopf gesetzt zu haben, gerade den Ermüderungen der Gräfin Cecca eine feste, treue, volle Neigung unterzulegen. Er sah sich verrathen, als die junge Gräfin in demselben Augenblick, wo er noch ihren letzten zärtlichen Brief an seine Lippen preßte, mit seinem Chef, dem Obersten Dartois, zum Altar ging. Was bei Anderen den Ueberdruß am Leben geweckt hätte, das stachelte ihn, die Minute zu benutzen und von seiner ganzen Lage jeden nur möglichen Vortheil zu ziehen. An seinem Ehrgeize war er durch die untreue Wahl der Gräfin gekränkt worden. Eine sonderbare Verwirrung seiner Ideen trat ein, er fing an, sich in die Brust zu werfen und während er Alles um sich her, seine Bekanntschaften, seine Freunde und das Nächste, sein Aeußeres, vernachlässigte, beschäftigte er sich unablässig mit dem Gedanken, von seiner Jugend jetzt den glänzendsten Gebrauch zu machen. Colas war glücklich; denn Hippolyt lebte nur noch für ihn, er

ging auf seine Pläne ein und betrieb eifrigst ihre Verwirklichung.

Wir sind vielleicht bereit, diese Reise nach Madagaskar spaßhaft zu finden; allein sie hatte auch ihre tragische Seite. Hippolyt mochte alle Eigenschaften besitzen, die ihm das Recht des Prätendenten gaben; die vorzüglichste fehlte ihm, die Kenntniß der Muttersprache. Er hatte jene krausen, barocken Laute, die in seiner Heimath die Gefühle und Bedürfnisse ausdrücken, vergessen, er wußte nicht mehr, wie seine unbekannte Mutter ihre Freude zu erkennen gab, wenn sie ihn erblickte, oder wie sie die Worte ihres händeringenden Flehens stellte, als sie von einem feindlichen Stamme ermordet wurde. Er hatte niemals an diesen Mangel seiner heimathlichen Beglaubigung gedacht, und jetzt erst, da seine Seele mit dem festen Entschlusse umging, die Heimath aufzusuchen und sich ein „schnelleres Avancement“ zu erobern, erschrak er vor dem Gedanken, daß er ihre Sprache verlernt hatte. Schon faßte Hippolyt den Entschluß, Unterricht im Arabischen zu nehmen, als der Professor Polyglotte ihm an demselben Orte, wie gestern, wiederum die höflichste Aufwartung machte und sich tiefverbeugend, sagte: „Ew. Königliche Hoheit wollen doch alles Das, was ich gestern unartiger Weise aus den Augen setzte, einem Gelehrten zu Gute halten, welcher den größten Theil seines Lebens über seinen Büchern zugebracht hat, und wenig mehr von den öffentlichen Charakteren in Paris kennt, als einige Ministerialräthe, welche die Aemter zu vergeben haben. Jetzt weiß ich aber nicht nur, wer Ew. Hoheit sind, sondern auch die Pläne, mit welchen Sie umgehen. In Paris kann man über Jeden Alles erfahren, und ich gestehe, daß ein junger Mann, welcher Madagassisch lernen will, meine Neugierde im höchsten Grade beschäftigte. Die geforderte Sprache selbst anlangend, so hat sich Ihr Ursprung seit gestern Nachmittag keineswegs verändert. Ja, Hoheit, es ist nur zu erwiesen, daß die vorzüglichsten Dialekte Ihrer Heimath semitische Sprachwurzeln haben. Wir werden Arabisch lernen, und wir werden die Sprache von Madagaskar verstehen.“

Das klang ermutigend und wie erstaunten Herr und Diener, als der Professor fortfuhr: „Was hab' ich in Paris?

Nichts, als meine unverkäuflichen Manuscripte, das lange Nachsehen, wenn Andere mir die Stellen wegchnappen, nichts als diesen grauerdenden Frack, diese Manschetten, die ich mir jeden Abend selbst wasche, diesen kahlen Hut, der gleichfalls bald nichts mehr als eine einzige große Beule sein wird. Die Republik nahm mir Alles, das Consulat gab mir nichts wieder; die Kaiserherrschaft raubte mir auf dem Schlachtfelde meine jungen Verwandten, die mich unterstützen konnten, und was die Restauration der Bourbonen gegen mich verabsäumte, das können Sie, Prinz, bei der Ihrigen wieder gut machen. Ich rechne seit vierundzwanzig Stunden darauf, daß Sie mich mitnehmen."

Hippolyt konnte ohne seinen ersten Minister keinen Entschluß fassen. Er sah Colas an, es kam ihm Alles so wunderbar, so neu vor, er hätte den Professor umarmen und doch lachen mögen; er hätte gewünscht, daß alle Welt dieser Huldigung beiwohnte und sah sich doch ängstlich um, ob sie ihn vor Niemanden compromittirt. Colas überrechnete still, ob der Preis für die Lectionen den Kosten der Uebersahrt gleich käme, und beglückte den harrenden Polyglotte mit dem Resultat, daß sie ihn, wenn er den Unterricht umsonst gäbe, mitnehmen wollten. — „Behüte der Himmel, wie sollt' ich mich bezahlen lassen!“ rief Polyglotte entzückt aus; „auf dem ganzen Erdball werden zweitausend Sprachen geredet; fünfzehn davon kann ich sprechen, siebenunddreißig verstehe ich und über vierhundert kann ich allerhand feine Bemerkungen machen. Sie sollen Alles lernen, Alles, was ich weiß, Alles was zu wissen mir leider in meinem Leben noch nicht viel genützt hat. Ich kann in Madagaskar Drogoman werden, ich kann die Correspondenz mit den auswärtigen Höfen leiten, ich kann die neue Literatur unter den Wilden einheimisch machen, und den Herren Balzac und Jacob Bibliophile ein Publikum unter dem Aequator schaffen. Ich überseze die Bibel mit Voltaire's Erläuterungen; ich denke, Prinz, Aufklärung, Religion und schöne Wissenschaften werden Ihre erste Regierungsforgie sein; Sie können für alle diese Dinge kein besseres Instrument finden, als mich."

Zwar befand sich der junge Prätendent in einer ähnlichen

Lage, wie im Anfang der dreißiger Jahre Don Pedro von Portugal in Paris; doch aber konnte er nicht in Allem seinem Beispiel folgen. Wie gern hätte er, als seine Sache zum Stadtgespräch wurde, die Anerbietungen der Glücksritter und proscribirten Abenteurer angenommen, welche seine Rechte verfechten helfen wollten! Aber es fehlte ihm an Geld und Polyglotte's Rath, bei Rothschild eine 3 $\frac{1}{2}$ procentige madagassische Anleihe zu nehmen, würde nichts gefruchtet haben. Die Regierung, an welche sich Hippolyt wandte, verwies den Bittsteller zur Ruhe und deutete ihm ernstlich an, die Welt in keine unnützen Kriege zu verwickeln. Alles, was er zur Unterstützung seiner Unternehmung erlangen konnte, war seine Entlassung, die er von dem Obersten Dartois, dem Gatten seiner ungetreuen Geliebten, mit einer eigenen Mischung von Freude und Aerger annahm.

So blieb denn, um die Ueberfahrt und Landung jenseits des Oceans zu bewerkstelligen, nichts übrig, als die Ersparnisse Colas', welche dieser seit langen Zeiten aufbewahrt hatte und jetzt mit Freuden hingab. An dem schönsten Frühlingstage riß sich Hippolyt von seinem theuren Paris, Colas von den Hindernissen, die so lange seinen schönsten Träumen im Wege gestanden hatten, Polyglotte von seiner Dachstube und den Bücherschränken los, aus denen die Bücher längst verkauft waren, und die ihm im nächsten Winter ohne Zweifel zur Feuerung gebient hätten. Alle Drei zogen sie zu Fuß, ohne viel Gepäc' zur Barrière hinaus und bestiegen in Brest, so leicht und frei, wie sie gekleidet waren, ein Handelsschiff, das sie nach dem Schauplatz ihrer nächsten Schicksale bringen sollte.

Nach einer mühseligen Fahrt von mehreren Monaten bemerkten endlich die Schiffer, daß nach Nordost ein langer dünner Strich über die unabsehbaren und dunkeln Gewässer lief. Es war die Küste von Madagaskar, die von den Franzosen niemals selbst betreten wurde, sondern die Fahrt dauerte noch die ganze Ausdehnung der langen Insel entlang, bis sie im Angesicht einer kleinen felsigen Insel, die mit schärferen

Umrissen aus dem Meeresspiegel auftauchte und sich deshalb als von der großen Insel abge sondert erwies, ihr Ziel erreicht hatte. Dies hülflose, dem Meere preisgegebene Eiland war die Insel St. Marie, die von den Franzosen zu wiederholten Niederlassungen benutzt, und wegen ihrer Lage und Unfruchtbarkeit immer wieder aufgegeben worden war, sie war es, von welcher die Unternehmungen des Prätendenten ihren Anfang nehmen sollten.

Niemand konnte beim Anblick der Insel so froh sein, als Colas, der mit seinen beiden Gefährten auf dem Schiffe Angst und Noth hatte ausstehen müssen. Denn es währte nicht eine Viertelstunde nach der Abfahrt von Brest, als Polyglotte in Ohnmacht fiel, einen Zustand, von dem er sich während der ganzen Reise nicht erholte. Der alte Mann, der nur krampfhaft, durch vieles Reden und gezwungene Bewegungen lebte, versank in die ganze Entkräftigung eines schwachen Körpers, als er vor Weh schweigen und auf seinem Platze bleiben mußte. Hippolyt war demselben Zustande nah, er dämmerte nur zwischen Vergangenheit und Zukunft, wie seine Seele, und bedurfte Colas' Hülfe für jede Bewegung, die er zum Essen oder Schlafen machte. Ach, dieser junge Wilde war zu sehr Pariser geworden, Tortoni und der Kocher de Cancale hatten ihn civilisirt, und seine Nerven waren durch die französische Literatur auf das Empfindlichste verstimmt worden.

Der Rauffahrer war für Isle de Bourbon bestimmt und landete nur bei St. Marie, um einige Passagiere abzusetzen und königliche Aufträge für die Colonie zu überbringen. Nur Wenige gingen mit unseren Reisenden an's Land. Handwerker, die hier ihr Glück versuchen wollten, ein Commis, der in St. Marie schon bekannt war und der Capitain des Schiffes, der sich seiner Aufträge entledigen sollte. Da standen keine neugierigen Gaffer am Ufer, einige Eingeborne ausgenommen, die ein ziemlich verhungertes Aussehen hatten. Da war Niemand, der seine Dienste angeboten hätte, der Euch Euer Gepäck hätte tragen oder einen Gasthof nachweisen wollen. Alles hatte eine todte, felsigte, unfruchtbare Physiognomie. Aber dennoch hinderte dies den Pro-

fessor nicht, sich wieder in seiner trocknen Haut zu fühlen, die Vergangenheit streifte sich ihm wie eine Hülle ab, seine Rednerwerkzeuge kamen wieder in Bewegung, er trat wieder mit dem Fuße auf und wandte sich in seiner ihm wieder geläufigen Art an Hippolyt, der sich dehnte und seine zerschlagenen Glieder zog, mit der Begrüßung: „Ist es möglich, daß ein so herrliches Land, wie es dort unermesslich vor uns ausbreitet liegt, in Kurzem unter die Botmäßigkeit Ew. Hoheit treten wird! Noch ist es mir wie ein Traum, aber wir haben ja die unwiderleglichsten Rechte, daraus Wirklichkeit zu machen. Ich muß gestehen, diese Eingebornen sehen zwar wie die Neger aus, aber ich zweifle durchaus nicht, daß sie Arabisch sprechen.“

Colas hatte genug an der Bagage des neuen Hofes zu tragen, die zwar noch keine Krone und keinen Scepter enthielt, aber noch Wäsche genug, um den König, seinen Finanzminister und den Oberdolmetscher anständig zu kleiden. Er kannte den einzigen Gasthof in Pandeky, der französischen Niederlassung auf St. Marie, wohin er seine Gefährten brachte, nachdem sie sich von dem Capitän, dem Commis und den Handwerkern, die Alle an ihre bestimmten Adressen gingen, verabschiedet hatten.

„Wir werden in diesen Ländern,“ sagte Polyglotte, auf die ärmlichen Hütten des Ortes zeigend, „für die Baukunst nachahmenswerthe Muster aufzustellen haben. Märrchen, was wollt Ihr in dieser schwarzen Lehmhütte, wo man vor Rauch ersticken muß?“ Colas erklärte trocken, dies sei das bewußte Hotel, und schob seine Freunde in ein niedriges dunkles Häuschen, das von zahllosen Kaninchen, die den Boden unterminirt hatten, bevölkert war.

Eine Frau trat in das Gemach und schien über diese freiwillige Einquartirung höchst verwundert zu sein. Als Colas zu commandiren anfang, sagte sie zu ihnen auf französisch, daß ihr erster Mann längst gestorben, daß der Gasthof in Verfall gerathen und von ihr längst aufgegeben sei; da sie aber doch Franzosen und Landsleute wären, so möchten sie es sich gefallen lassen, ihr aber auch sagen, was die gute Tante am Canal in Toulouse mache und ob sie nicht bald

sterben würde, damit ihr Vermögen frei werde. Colas wollte diese langweilige Rede kurz abstecken, aber Polyglotte erklärte der starken, rüstigen Frau, daß sich die gute Tante, Barbe heiße sie ja wohl? — „Nein, Rosine,“ verbesserte freudig die Wirthin. — „Sie haben Recht, Rosine,“ sagte Polyglotte; „nun, wie gesagt, es geht ihr nichts ab, sie ist eine reiche Frau, ihr Haus am Canal —“ — „Was, hat sie das eine verkauft? sie hatte ja deren zwei,“ fiel die Nichte ein. — Polyglotte affectirte den Empfindlichen: „Glaubt Ihr mir da etwas Neues zu sagen? Freilich hatte sie, aber sie verkaufte das eine um ein enormes Geld, das sie auf Zinsen gab. Kurz, es geht ihr gut, aber sie kränkelt.“ — „Kränkelt sie?“ wiederholte die Erbin mit schlecht verhehlter Freude. „Ach ja, die Gute litt immer schon an der Gicht.“ — „An der Kopfgicht,“ ergänzte Polyglotte, „und sie wird es nicht mehr lange machen.“ Die Wirthin konnte nichts Angenehmeres erfahren, sie eilte, Colas' Wünsche zu erfüllen, und begleitete ihr Hin- und Herkommen mit dem unaufhörlichen Ausdruck ihrer Bereitwilligkeit, den Herren zu dienen, selbst nachdem der Gasthof längst aufgehört hätte.

Die drei Helden unserer Geschichte bildeten gegen Abend eine eben so malerische als komische Gruppe. Polyglotte saß in Hemdärmeln, die Schlafmütze tief über seinen grauen Kopf gezogen und stückte an seinem einzigen Frack, den er schon ein Vierteljahrhundert trug und auf der Reise zum Auseinanderfallen zugerichtet hatte. Er hatte sich von der Wirthin, die ihn um die Kopfgicht ihrer Tante in Toulouse liebgewonnen, mehrere bunte Lappen von Seiden- oder Wollzeug erbettelt, und setzte jetzt diese mit dem Gleichmuth eines Philosophen in die Lücken des schwarzen Frackes ein. Colas saß auf dem Fußboden von Lehm, den er an einer Stelle ausgehöhlt und mit brennenden Holzspänen angefüllt hatte. Ueber der Höhlung stand ein Dreifuß und auf demselben ein irdenes Geschirr, worin er eine Mischung von geröstetem Reis, Honig und Mehl kochte, wodurch ein feiner Kuchen entstehen sollte. Hippolyt sah diesen Beschäftigungen, lang auf einer Bank ausgestreckt, zu, und schien nichts sehnlicher zu

erwarten, als den endlichen Ausgang der feinen Bäckerei, die ihn vorläufig am meisten interessirte.

Alein dieser Vorgenuß und die Hoffnung eines noch höhern wurden bald gestört. Denn nachdem den drei Freunden schon der Mann der Wirthin, ein langer mustulöser Malgasse, mit etwas heimtückischen Mienen, durch seine Neugier zur Last gefallen war, klopfte es heftig draußen an der Thür und die Wirthin gerieth mit dem Manne, der so spät noch Einlaß wünschte, in Wortwechsel. Als sie die Kiegel von der Hausthür geschoben hatte, erklärte Matois, wie sie den Besucher nannte, draußen auf der Flur: Er sollte die drei Reisenden, welche sich dem Gouverneur nicht gestellt hätten, sofort zu fangen suchen und wenigstens einen lebendig auf's Amt führen. „Dir, Susanna,“ fügte er hinzu, „wird es auch noch übel bekommen, daß Du noch Fremde aufnimmst, nachdem Du längst durch den etwas mystischen Tod Deines ersten Mannes die Herberge verwirkt hast. Sag' mir aber nur, sind die drei Männer stark und bewaffnet? Ich hätte mit mehren kommen können, allein ich war gerade von der ganzen Besatzung ganz allein mobil. Wenn nicht Einer sich gutwillig ergiebt, so soll meine Frau die Lärmtrommel schlagen, sagt der Commandant.“

Mit diesen Worten trat schüchtern und zurückhaltend ein Männchen in kläglichem Aufzuge, aber doch mit dem militairischen Dreieck auf dem Kopfe und mit Ober- und Untergewehr, in das niedere Zimmer. Matois mit seinem dünnen Zöpschen war gar nicht gemacht, Furcht vor der Besatzung von St. Marie einzulösen. Selbst Polyglotte zeigte bei seinem Anblick so viel Muth, daß er löwenherzig die Nähnel wegwarf und auf den Soldaten zutrat, der erschrocken zurückprallte, und mit einigen Entschuldigungen die Thür suchen wollte. Hippolyt wälzte sich lachend auf seinem Lager und rief einmal über das andere: „Ganz wie bei Scribe! Im Vaudeville diese Scene hundertmal gesehen! Köstlich, zum Todtlachen! Der himmlische Scribe!“

Colas stand von seiner Casserolle auf und hielt zuvörderst den Professor zurück, der sich in kriegerische Positur gestellt hatte und unter dem Ausrufe: „Für Se. Hoheit das Leben!“

„Alles für E. Hoheit!“ mit einem großen Stück Holz die Muskete parirte. Zuletzt aber folgte Hippolyt bereitwillig dem alten Soldaten zum Commandanten.

In einem geräumigen und in soweit freundlich meublirten Zimmer, als der flackernde Schein des Kamminfeuers es sehen ließ, stand der Commandant Culotte, sich auf einen kleinen Tisch herabbeugend, auf welchem Land- und Seekarten ausgebreitet lagen, die von der Flamme des Kamins beschienen wurden. So weit man von dem Prospect seines Rückens auf seine Figur schließen darf, ist Herr Culotte ein Mann von außerordentlichem Umfange und wie der knackernde Tisch verräth, von eben so großem Gewichte. Er steht wie untergetaucht in den Meeren, über welche die unter seinen schweren Armen seuzenden Karten sichere Auskunft geben, und wie verirrt in den Wäldern, in welche er sich mit dem beringten Zeigefinger seiner schönen weißen Hand hineinwagt. Nur zuweilen richtet er sich auf und wechselt einige Worte mit einer andern Gestalt, die das Dunkel verhüllt, die aber der Muredes des Commandanten zufolge niemand Anders als sein Adjutant, *der Marquis le Poivre*, ist. Der Marquis mußte sehr besorgt für seinen Commandanten sein; denn fortwährend streckte er die Hand auf den schon kahlen Scheitel desselben und sagte: „Die Hitze des Kamins, mein Freund, wird Ihnen schädlich sein!“ Culotte hörte aber darauf nicht, sondern fuhr in einer unendlichen strategischen Exposition fort, die sich endlich mit der stentorischen Aufforderung an Jean, den Bedienten, Licht zu besorgen, endigte. „Sparsamkeit und Combination, Poivre, das wissen Sie! das ist meine Devise“; und mit diesen Worten nahm Culotte dem Neger Jean den Leuchter ab.

Der Marquis le Poivre war eine lange, hagere Gestalt, mit trockenen Mienen und abgemessenen Bewegungen. Da er wenig sprach, so hatten seine Worte immer die Physiognomie des Sarkasmus, obschon sie selten so beißend gemeint waren, wie sie zum Vorschein kamen.

Culotte, der Alles, was aus seines Adjutanten Mund kam, für baare Münze hielt, hatte in seinem Leben, (und fast so lange kannte er den Marquis,) noch nie bemerkt, daß

ihn dieser mit seinen Beipflichtungen, gleichen Meinungen und Complimenten eher zu persifliren, als zu ehren schien. Le Poivre's Satyre war so zahm, daß sie Culotte für den wärmsten Ausdruck der Freundschaft hielt. So sagte der Adjutant jetzt gleich: „Es wäre doch abscheulich, mein Freund, wenn die Ankunft des jungen Mannes, der sich mit seiner ganzen Gesellschaft sogleich in die Wohnungen der Colonisten begeben hat, mit irgend einer Intrigue zusammenhinge, die von Paris aus gegen unsere Pläne gerichtet sein sollte. Mich beunruhigt das sehr.“ Diesen Satz hatte le Poivre nur dem Munde des Commandanten entlehnt, der ihn schon mehre Male ausgesprochen hatte. „Meinen Sie wirklich?“ fiel dieser auch besorgt ein; „Sie sagen da etwas, was ich noch nicht einmal zu denken gewagt habe. In der That ist es sonderbar. Wie darf ein junger Mann, welcher die Interimsuniform eines Offiziers trägt, wie der Schiffscapitain sagte, es unterlassen, mir die Honneurs zu machen? Ich weiß nicht, wo Matois bleibt.“

„Es wäre doch höchst fatal, wenn wir Lärm schlagen müßten,“ wiederholte le Poivre, eine von dem Commandanten schon oft gemachte Aeußerung; worauf dieser einfiel: „Ja, sagen Sie nur, daran denk' ich erst jetzt; das würde mir am Ende gar noch meine Kanarienvögel aufschrecken, so daß ich vor ihrem Flattern die ganze Nacht nicht schlafen könnte. Wollen wir nicht Jean schicken, daß er den Matois auffindig macht?“ — „Wir würden uns bloßgeben, Culotte, wir hätten dann Niemand mehr, der auf uns Acht gäbe.“ — „Daß Sie doch immer das Rechte finden, Poivre, Matois kann nicht mehr gut fort, der gute Mensch fängt an alt zu werden. Ich höre Jemanden; aha, da kommt er.“ —

Hippolyt und Matois traten ein. Während der Letztere ziemlich linkisch präsentirte, schwankte unser junger Held, bei welchem der beiden Herren er seine Entschuldigung wegen der unterlassenen Aufwartung machen sollte. Der Commandant schwamm in Entzücken, als Hippolyt ihn mit seinem Adjutanten verwechselte und sich mit seiner Anrede an le Poivre wandte. Er hielt es für einen Triumph der Freundschaft, wenn er dies Mißverständniß mit philosophischem Lachen auf-

nahm und fuhr höchst freundlich zu Hippolyt, der seinen Irrthum zu entschuldigen bat, mit diesen Worten fort: „Mein Adjutant und ich, wir sind Seelenfreunde, wir lassen für einander das Leben und ich gönne ihm gern den Vortritt, selbst wenn ich so geizig auf eine Auszeichnung bin, wie Ihre schmeichelhafte Begrüßung ist. Lassen Sie, mein Herr, das Vergangene auf sich beruhen! Wie gefällt es Ihnen bei uns? Nicht wahr, eine großartige Natur, üppige, pittoreske Aus-sichten, ein behagliches Klima? Sie müssen gestehen, daß St. Marie zu den „glückseligen Inseln“ gerechnet werden sollte!“ — Hippolyt schnitt zwar ein saures Gesicht, war aber viel zu gewandt, als daß er dem Lobe des Commandanten nicht bei-stimmen sollte.

„Sie sind in Begleitung hier angekommen?“ fragte dieser verbindlich, ohne sich den Anschein des Examinators geben zu wollen. Hippolyt bejahte es kurz. — „Naturforscher? Maler? Dichter?“ fiel der Adjutant ein, wurde aber durch einen ver-weisenden Blick von Culotte für diese schon zu weit gehende Frage bestraft.

Hippolyt hatte sich endlich auf einen langen Erzählbericht gesammelt, und fing so dunkle und sonderbare Erzählungen an, daß der Commandant dem noch immer präsentirenden Matois auftrug, noch ein zweites Licht zu holen, gleichsam als wenn er dann in der Sache heller sehen würde.

„Meine Herren,“ begann Hippolyt, „ich trage zwar noch die Uniform Ihres Königs, bin aber selbst bald im Stande, eine solche zu geben. Die Gewässer und Länder, in deren Bereich Sie sich befinden, sind mein Erbtheil, das ich in Besitz zu nehmen hieher gekommen bin. Ich bin der unglückliche Sohn eines der ersten madagassischen Fürsten, der Zufall brachte mich nach Frankreich, ich lehre in meine Heimath zurück, im Vertrauen auf die Großmuth und Unterstützung der Ko-lonie, die Hinterlassenschaft meines ermordeten Vaters zu er-obern.“ Culotte wußte nicht, was er zu diesen Worten sagen sollte, und le Poivre, immer nur des Commandanten Gefühle wiedergebend, bemerkte an seiner Statt: „Was soll man zu diesen Worten sagen?“ „Sie wollen meinen Worten keinen Glauben schenken?“ sagte Hippolyt empfindlich. „Ganz Paris

spricht von den Rechten, welche mir gebühren, und ich würde unfehlbar die Unterstützung des Hofes gefunden haben, wäre dieser nicht gegenwärtig mit Frankreichs innern Angelegenheiten übergenuß beschäftigt."

„Wer Sie auch sein mögen," fiel Gulotte schnell ein; „diese Bemerkung war schlagend. Der Zustand der Kolonien ist zwar nicht schlecht. — — „Wovon Sie St. Marie überzeugen kann," schaltete der Adjutant ein. — „Allein er könnte einträglicher sein," fuhr der Commandant fort. „Es fehlt in Paris weniger an Geld und Lebensmitteln, als an Aufmerksamkeit für die Vorschläge, welche Frankreichs Ehre und Vortheil auf den fremden Welttheilen befördern wollen." — „Man darf ja nur an Ihre Pläne denken, Herr Commandant," meinte le Poivre; „wie fein durchgedacht sind sie! Mit wie wenigen Mitteln ließen sie sich in Ausführung bringen! Wie dringend sind sie dem Ministerium empfohlen worden! Und doch — — „Nein, lieber Freund, stoßen Sie nicht!" sagte der Commandant, und setzte dann die abgebrochene Rede fort: „Und doch fanden sie die Theilnahme nicht, welche sie verdienten. Aber entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir mit unseren eigenen Angelegenheiten Ihre werthvollen Mittheilungen unterbrochen haben."

Hippolyt besaß noch all' die liebenswürdigen Unarten, die man sich beeilt, den Kindern so bald als möglich abzugewöhnen. Er hatte nicht sobald im Zimmer einige Verzierungen wahrgenommen, die ihn an Paris erinnerten, als er auch sogleich die beiden sich mit Freundschaftsbeweisen überhäufenden Herren stehen ließ und sich diesen Gegenständen zuwandte. „Welche allerliebste Arabesken!" rief er, die Zeichnung der bronzenen Gardinenhalter betrachtend; „und welch' artiges Getäfel auf dem niedlichen Spieltisch! Was ist das für Holz? Himmel, so blank bohnt man ja kaum in Paris die Tische! Sie müssen hier ein ganz eigenes Harz haben. Auch Kupferstiche? Mein Gott, das ist ja der Prospect von Paris vom Montmartre aus. Nur wenig Städte hab' ich in meinem Leben gesehen; aber es ist doch wahr, Paris ist die Stadt der Städte, Paris ist eine Welt. Kommen Sie doch, sehen Sie nur, dort, wo ich mit meinem Ringfinger hinzeige, hab'

ich gewohnt, in der Kapuzinerstraße, im vierten Stock. Muß auch der alte Narr, der Colas, nicht hier sein; der würde Augen machen, wenn ich ihm die Bodenluke zeigte, wo er alle Morgen meine Uniform ausstäubte und mir die Schuhe putzte."

Der Commandant lief mit seinem schwerfälligen, dicken Körper dem jungen Fant immer nach und freute sich über den Eindruck, welchen seine Einrichtung auf diesen unerklärlichen Fremdling machte. Als aber Hippolyt mit seinem Finger auf den Kupferstich an der Wand zeigte, rief er mit seinem Adjutanten fast zu gleicher Zeit aus: „Bei Gott, diesen Ring sollt' ich kennen?“ und der Letzte fügte noch energischer hinzu: „Wer sind Sie?“ Hippolyt sah seinen Ring an: es war eine goldene Schlange mit karfunkelnden Augen und er trug ihn schon lange wie einen Talisman; der Commandant konnte aber nicht zurückhalten und rief: „Diesen Ring, ich lasse meinen Kopf, trug Sylvain Kour, als er zum ersten Mal in St. Marie war;“ und der Adjutant setzte hinzu, daß beide Herren damals unter ihm gebient hätten. — „Sie kannten meinen theuren Vater, meinen Schützer und Erzieher?“ rief Hippolyt mit einer Freude, die ihm schön stand; „diesen Ring, Alles, Alles, was ich habe und bin, (ein Pariser, ein Lieutenant der königlichen Armee, ein Prätendent auf den Thron von Madagaskar) Alles verdanke ich Sylvain Kour. Er erzog mich, er ließ meinen armen Bruder, der in Paris starb, begraben, er hat mich persönlich exerciren gelehrt und schenkte mir, als er wieder in See ging und mich unter Thränen küßte, diesen Ring. Er ist todt, der gute Sylvain Kour!“

Der Commandant schluchzte laut, als er den jungen Mann so reden hörte, er wollte ihn umarmen, weil er ihn in der That für des Verstorbenen Sohn hielt. Aber der Adjutant le Poivre, den Nührungen weniger zugänglich, hatte in der Eile Sylvain Kour' Verhältnisse überflogen und war auf die ganz richtige Vermuthung gekommen, der junge Unbekannte spiele ja ganz deutlich auf seinen madagassischen Ursprung, und der junge Fremdling möchte Einer der Prinzen sein, die Sylvain Kour vor Jahren aus den Colonieen mit sich nach Frankreich nahm. Er rief deshalb den schluchzenden Commandanten, der im Zimmer herumkief, um sein Taschentuch zu suchen, bei

Seite und flüsterte ihm seine Vermuthung zu, über welche Culotte wie aus den Wolken fiel.

Jetzt fanden sich bei Culotte erst die Gedanken zusammen. „Ein junger Wilder!“ sagte er; „wie! Und doch so manierlich, voll Geschmack, weiß meine Rosetten zu würdigen, schön gebaut, charakteristisches Gepräge in seinen Mienen!“ Und dann wandte er sich dem Ankömmling wieder zu, der die Kupferstiche musterte, und fragte ihn scherzend: „Durchbohren wir uns auch die Nase, um Ringe hineinzustecken, mein junger Freund? Sprechen wir eine Sprache, wie die Truthähne? Nähren wir uns von Wurzeln und rohem Fleisch?“ — „Soll mich Gott bewahren,“ antwortete Hippolyt, eine Erwiderung, die der Commandant so spaßhaft fand, daß er dem Adjutanten zurief: „Nein, hören Sie nur, Poivre, er sagt: Soll mich Gott bewahren! Glauben wir denn auch an Moses und die Propheten? He, Jean, Matois, wo steckt Ihr? Wirf Dein Gewehr zum Teufel! Deckt den Tisch und richtet für drei Couverts an!“

Der schwarze und der weiße Bediente eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen. Der Adjutant setzte sich bei Tische Hippolyt zur Linken und Culotte schenkte ihm von der Rechten die herrlichsten Capweine ein. Beide schlossen den jungen Mann in ihre Mitte, um ihn recht lebhaft ihrer Theilnahme zu versichern. Der Commandant konnte kein Ende finden, seine Beziehungen zu Sylvain Rour mitzutheilen, le Poivre mußte zuweilen dem Gedächtnisse nachhelfen, oder die interessantesten Facta durch seine Aussage bekräftigen; es fiel ihm durchaus nicht ein, den jungen Prinzen um seine jetzigen Pläne zu befragen, er hielt sich noch immer an die Zeit, wo er den kleinen Berora in Kaninchensellen gesehen hätte und daß er damals schon einen mäßigen Bogen hätte spannen können und oft einen Vogel heruntergeschossen. Und als er dann auf die Zeit kam, in welcher Hippolyt in Frankreich war und zum Offizier avancirte, so begann er: „Nicht wahr? mein kleiner Vetter, es ist ein ander Ding, Offizier des Königs zu sein? Möchte wol wissen, wie es Euch bekäme, drüben an der Küste Wallfische zu fangen. Ein französischer Lieutenant hat sein Auskommen, eine brillante Uniform, geistreiche Kameraden,

Zutritt in den besten Häusern, und was mehr denn Alles sagen will, die Aussicht auf ein glänzendes Avancement. Wann werden wir Capitain werden?"

Hippolyt war zu sehr mit dem Flügel eines jener Vögel, von denen der Guano kommt, beschäftigt, als daß er sogleich hätte antworten können; statt seiner entgegnete der Adjutant stockend: „Mein Freund, Sie bemerken wol nicht —“ Der Commandant hatte aber gar keine Antwort erwartet: „Capitain! Capitain vom zweiten Range! Wie alt war ich, als ich dies wurde? Eine schöne Zeit, wie da noch Alles so frisch und jung ist! Man träumt sich an der Spitze einer Armee, man staunt über die reißende Carrière, die man macht, man will seine Epaulette verdienen — doch, wie war mir doch — le Poivre, wollten Sie nicht sprechen? Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich Sie unterbrach. Ich weiß, ich setze fortwährend die Rücksichten der Freundschaft aus den Augen. Sie wollten eine erhabene Idee mittheilen?" Der Adjutant verneigte lächelnd den Oberleib und sagte: „Nichts von Belang, mein Seelenfreund! Aber sehen Sie doch nur, unser junger Herr hier trägt ja die Uniform eines Verabschiedeten! Haben Sie Ihre Entlassung genommen?"

„Allerdings," antwortete Hippolyt; „als Lieutenant hab' ich nichts zu verlieren, und unter meinen Verhältnissen konnt' ich es auch nicht ferner bleiben.“ — „Hm! Das war unvollkommen.“ Der Commandant, dessen Lobpreisungen im Nu umgestürzt waren, schien verwundert, legte die Gabel weg und sagte: „Ja, um des Himmels Willen, dann haben Sie den Dienst des Königs quittirt? Eine reiche Heirath im Auge? Sonst ein gefundenes Glück? Apropos, Sie kleiner Mann, was thun Sie in Afrika? Darüber sind Sie uns noch die Aufklärung schuldig geblieben.“ Er hatte schon wieder die Reisezwecke der Fremden vergessen. „Ja so, verzeihen Sie, Herr Verora, die Vergesslichkeit spielt dem Alter oft üble Streiche. Allein jetzt bin ich im Zuge Ihrer Mittheilungen. Ja, ja, dieser Entschluß (er wußte gar nicht welcher) ist sehr kühn, allein er macht Ihnen Ehre. Lassen Sie ihn nur erst von einigen glücklichen Erfolgen gekrönt werden, so haben Sie Ihr Spiel gewonnen. Das muß ich sagen, noch so jung,

nicht einmal von europäischer Abkunft, ha, ha, und so reife Pläne! Wie gesagt, das ist der große Vorzug Frankreichs vor allen Staaten, daß es so viel Institute hat, die durch Legate und Einkünfte mancherlei Art in den Stand gesetzt sind, das Genie zu belohnen. Die Akademie, der Preis des Herrn von Monthyon, die Gesellschaft zur Beförderung der Moral, die christliche Societät für die Beispiele des Guten und Edlen, keine Anstalt wird zurückstehen, Ihnen die schönsten Belohnungen für Ihre Anstrengungen zuzuerkennen!"

Hippolyt konnte diese komischen Widersprüche mit seinen Plänen nicht anhören, ohne in Gelächter auszubrechen. Er sprang vom Stuhl auf, lief um den Tisch herum und konnte vor Lachen nicht zu Worte kommen. Der Commandant wußte nicht, was er Dummes geredet hatte, sondern wurde von seinem jungen Nachbar angesteckt, fing erst leise an, in das Gelächter einzustimmen, und weil er glaubte, daß Hippolyt nur lachte, weil Alles doch in der Welt so närrisch und so spaßhaft sei, so setzte sich auch sein Zwerchfell in eine so tremulirende Bewegung, daß er aufstehen mußte und Hippolyt athemlos in die Arme fiel. Der Marquis le Poivre schien Beide für toll zu halten, er verzog keine Miene, trank das Glas, woran er den ganzen Abend gekostet hatte, aus und empfahl sich mit einer guten Nacht, die ihm von Culotte noch immer unter unaufhörlichem Lachen hundertmal erwidert wurde. Hippolyt war erschöpft auf das Canapé gesunken und von der Anstrengung der Reise und den Einflüssen des reichlichen Soupers überwältigt, schlief er sogleich ein. Der Commandant befand sich wie in einem großen Saale, wo tausend Stimmen durcheinander sprachen, es summte vor seinen Ohren und er wußte gar nicht, wie ihm geschehen war.

„Großer Gott, wie soll ich aus dem Allem klug werden?“ dachte er bei sich selbst und sprach dies wol auch laut vor sich hin; „der Adjutant läßt mich kopfschüttelnd im Stiche, ich habe zu viel getrunken und der sonderbare Mensch da ist eingeschlafen. Soll ich Lärm machen? Nein, wozu denn? Fatale Geschichte; wenn ich nur wüßte, was er wollte? Man mag sagen, was man will, ein echter Europäer ist es nicht, die gezähmten Thiere verlieren nie ihre Wildheit, und es

giebt Augenblicke, wo auch ein solcher geborener Kanibale wieder in seinen Naturzustand zurückfallen kann. Ich will doch sogleich einmal — Wer spricht da?“ — Und es war in der That so, als hätte Jemand gesprochen. Der Commandant horchte auf und verstand deutlich, daß Jemand flüsterte: „Königliche Hoheit! Königliche Hoheit!“ — „Königliche Hoheit? Ja, was ist denn das?“ Der Commandant lief an's Fenster, sah aber Niemanden, von dem diese Worte hätten kommen können. Das Zischen, Flüstern und Rufen dauerte nichtsdestoweniger fort und Culotte hörte wieder deutlich, daß die versteckte Stimme rief: „Königliche Hoheit, Dero Reichskuchen sind fertig!“ und dann wieder: „Die Kuchen werden ja kalt!“ Der Angstschweiß lief ihm von der Stirn, er wußte nicht, was er von der Nähe eines königlichen Prinzen denken sollte, und als das Rufen noch nicht aufhören wollte, schrie er aus Leibeskraft: „Jean, Jean!“ Aber in demselben Augenblick war es auch draußen unruhig geworden, die Thür wurde aufgerissen und der schwarze Jean brachte Polyglotte herein, der am Schlüsselloch gelauscht und nach der Aussage des Negers Verwünschungen in das Zimmer hineingebblasen hätte.

„Verzeihen Sie,“ begann der Professor in seiner bunten Narrenjacke, die er zu Ende geflickt haben mußte; „ich habe nur an diesen Herrn da einen Auftrag auszurichten. Königliche Hoheit, was machen Sie denn? Wo bleiben Sie? Wir ängstigen uns ja zu Tod und Ihre Kuchen werden kalt.“ Hippolyt war von dem Lärm aufgewacht, und bestätigte zu Polyglotte's großem Leidwesen schlaftrunken die Erklärung, die der todtbleiche Commandant hervorstotterte, daß Herr Berora es vorziehen würde, in seinen bequemen Betten auszurufen und überhaupt während seines Aufenthaltes in St. Marie bei ihm zu wohnen.

Als Polyglotte unter vielen Verbeugungen sich empfohlen hatte, fragte der Commandant, der sich allmählig erholte, auf die Stirn zeigend: „Dieser Mensch ist wol verrückt?“ — „Nein,“ antwortete Hippolyt halb bewusstlos; „es ist nur ein Gelehrter.“ Dann nahm er ein Licht und folgte dem Commandanten, der sich die Schlafmütze über die Ohren gezogen hatte und voranging, um unserm Helden ein Zimmer anzuweisen.

Der folgende Morgen fand noch Hippolyt, als die Sonne schon sein Zimmer beschien, sich unruhig auf dem Lager wälzend. Er mußte sich gestehen, daß ihm von Seiten des Commandanten kein besserer Empfang hätte bereitet werden können, obgleich ihn die Gleichgültigkeit für sein Unternehmen, ja die Scherze, welche sich diese beiden Herren gestern Abend, ohne es zu wollen, darüber erlaubten, empfindlich kränkten. Eine sonderbare Verirrung seiner Gedanken gab ihm zuletzt sogar den Entschluß ein, von seinen Absichten nicht eher wieder zu sprechen, bis man ihm in Erfüllung derselben entgegen gekommen wäre. Auch seinen Begleitern nahm er sich vor aufzutragen, daß sie kein Wort über den Zweck der Reise und des Aufenthalts in diesen Gegenden verlören, weder an die Bewohner der Colonie, noch an einen Vorgesetzten, am wenigsten an den Commandanten. Das waren Alles so lästige Gedanken, daß Hippolyt, um sich ihnen zu entziehen, von seinem Lager aufsprang und sich noch zu rechter Zeit in die Kleider geworfen hatte, als Colas und der Professor eintraten. Colas mit einem bösen Gesicht. „Nein,“ sagte der Minister, „wenn unser großer Sylvain Roux seine Niederlassung in diesem Zustande wieder erblickte!“ — „Wie ist das möglich?“ fragte Hippolyt verwundert; „man ist doch beim Commandanten vortrefflich!“ — „Der Alte wird sich vorsehen haben,“ erwiderte Colas. „Es sollen auf der Insel Familien existiren, die üppiges Leben führen, Reispflanzer, Wallfischfänger, die entweder von Hause aus Vermögen besitzen oder mit den Oberoffizieren unter einer Decke spielen; diese aber wohnen nicht hier, weil ihnen der Anblick des Elends in Pandeky Migräne macht.“ — „Nichtsdestoweniger,“ fiel Polyglotte ein, „sollten sich Ew. Hoheit der Menge zeigen, Sie sollten Ihre Absichten laut werden lassen, und Alles wird nicht nur bereit sein, Ihnen die schuldige Ehrfurcht, sondern selbst thätigen Beistand zu leisten. Ich wundere mich, daß noch Niemand von unseren Sachen weiß.“ — „Ja, das ist gut, Polyglotte, Sie sprechen gerade davon,“ betonte im Gegentheil Hippolyt; „Ich wünsche in meinem Incognito zu bleiben. Der Commandant hat sich — verdient nicht — kurz, es ist besser, wir schweigen und verfolgen für uns selbst unsern

Plan.“ Colas fand diesen Befehl angemessen, und erteilte seinem Gebieter die reichsten Lobsprüche über seine Vorsicht. „Denn,“ sagte er, „wir wollen unsere Mittheilungen nicht an Leute verschwenden, die nichts darauf erwidern können; wir wollen nicht hülflos scheinen, wo uns Niemand helfen kann. Treten wir überall in der Umgehung unsers Geheimnisses auf! Seid versichert, wir kommen Alle zum Ziele. Dafür werde ich sorgen.“

Der Commandant Culotte war durch seinen geheimnißvollen Gast nicht wenig beunruhigt. Er hatte sich am Morgen (aus seinem gesunden Schlafe störte ihn Nichts) all' die Möglichkeiten vorgestellt, die in der Person Hippolyt's liegen konnten. Es blieb ihm von allen, die er sich vorführte, eine übrig, welche sich seinem Scharfsinn eben so wie seiner Furcht als die gewisseste herausstellte. Diese lag in dem Gedanken, daß Hippolyt von der französischen Regierung mit einer Mission beauftragt sei, um im Gewande einer Privatperson den Zustand der Colonieen in der Südsee zu untersuchen. Er machte mit Hippolyt einen gemeinschaftlichen Spaziergang und suchte nun sofort das Elend der Colonie zu beschönigen. „Diese Leutchen,“ erklärte er, als man Menschen in Lumpen erblickte, „sind noch alle im Negligé. Wir haben sie in der frühesten Morgenstunde überrascht!“ Man trug aus einer Hütte einen Todten heraus, und die Furcht, als sei eine Ansteckung möglich, trieb die lästige Schaar, die sich um die Spaziergänger drängte, in einige Entfernung zurück. „Schon wieder ein Opfer,“ sagte der Commandant mit affectirtem Aerger; „diese Menschen sind unverbesserlich. Wovor warn' ich sie so oft? Vor ihrer übergroßen Unmäßigkeit, vor den hitzigen Getränken, vor dem ewigen Fleischessen.“ Man war am Ende des Dorfes und Hippolyt, der eben so wenig Lust hatte, wie der Commandant, es noch einmal zu betreten, schlugen einen Weg ein, der sich etwas steil aufdachte und die Aussicht auf das Meer geben mußte. Culotte hielt auf diesem Pfade drei Schritte inne, theils um sich auszuruhen, theils um seinem Gast eine Uebersicht der glücklichen Lage der Insel

zu geben. „Früher, mein junger Freund,“ sagte er, „erstreckte sich die Colonie in weit größerer Ausdehnung, fast bis an den Rand jenes kleinen Baches, den Sie mit Ihren jungen Augen deutlich erblicken werden. Allein, diese Ausdehnung schadete uns unermesslich; der Luftzug hatte immer dem größten Theile der Niederlassung beikommen können. Ich ließ Alles in's Auge bringen, die Häuser wurden von dort hierher geschafft und so ist Alles bequemer eingerichtet auf Kosten des äußeren Scheins, der früher mehr versprach. Ich muß darüber oft lachen, wenn ich bedenke, daß es fast aussieht, als sei Pandekoy in Verfall. Klein, aber praktisch!“ Hippolyt wollte höher steigen, aber der Commandant fand die weitere Fortsetzung des Weges für seinen beschwerlichen Körper unzutraglich, und deutete athemlos den Hügel hinab. Unter dem Zurufe: „Bei Tische sehen wir uns wieder!“ schied er von seinem Gaste, dem er behutsam hinabsteigend, noch aus langer Entfernung Fingerküsse und andere Zärtlichkeiten nachsandte.

Für Hippolyt hätte es der Ausschneidereien und handgreiflichen Lügen des Commandanten gar nicht bedurft. Die niederen Klassen waren für ihn eine Sphäre, die er nur dem Namen nach kannte und die er überall für ein Opfer aller Unglücksfälle hielt. Wie oft er wol in Paris einen großen Mangel gefühlt, und es verwünscht hatte, wenn ihm das Geld zum Spiele, oder zu einer Lustparthie oder für die Oper fehlte, wie ärgerlich es ihm auch war, kurz vor dem Löhnungstage vergebens vor einem Lesecabinet umherzulaufen und keinen Sou für das Entré zu haben, so hatte er doch keine Sorge deshalb; denn diese übernahm immer der treue Colas. „Wären wir nur erst drüben,“ sagte dieser, „da ist Alles schön und fruchtbar, die Wälder sind voll duftiger Kräuter; Flachs, Zuckerrohr, Reis wechseln auf den weiten Feldern ab; summende Bienenschwärme, die den köstlichsten Honig geben; Hügel und Ebenen, in anmuthiger Aufeinanderfolge und zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen in duftenden Thälern!“

Endlich hatten sie den höchsten Gipfel erreicht und der überraschende Anblick des stolzen wogenden Meeres sprang in ihr Auge, das zu klein für die Unermesslichkeit war. In

der Ferne, wo sich der Horizont dem Wasserspiegel zu vermählen schien, tauchten einige dunkle Linien auf, die Küste von Madagaskar. Hätte sich Hippolyt's Seele bei diesem Anblick mit Stolz erfüllt, so würden Polyglotte's Worte ein ziemlich richtiger Ausdruck derselben gewesen sein. Dieser rief mit Enthusiasmus: „O, Königliche Hoheit, wenn ich je gezweifelt habe, daß die Könige von Natur in ihren Anlagen, ihren Gefühlen, ja selbst in ihrem Blut bevorzugt sind, so bin ich jetzt davon am weitesten entfernt. Ich vermag mit meiner unterdrückten Seele Ihnen nur schwach jede Empfindung nachzufühlen, welche Sie beim Anblick dieser glücklichen, ihres Scepters harrenden Regionen ergreifen muß.“ Man kletterte hinunter. Eine kleine Grotte, welche noch in der Wölbung der Bucht lag, konnte bei der hohen Mittagshize nicht einladender kommen. Die Wanderer waren in der besten Laune und ließen sich auf einer Schicht Corallen und allerhand Steinchen, welche die Fluth des Meeres zurückläßt, nieder.

Polyglotte hielt diesen Zeitpunkt der Ruhe und des Bedürfnisses einer Unterhaltung für den passendsten, um mit einigen seiner Gedanken, über Fürstenweisheit, Staatswohl, Beförderung der Aufklärung dem jungen Prinzen auf den Leib zu rücken. Aber Hippolyt wollte lachen, wollte gerade den Professor am wenigsten ernst sehen, es regte sich das Prinzenblut. Polyglotte sollte in's Wasser. Gehorsam wie ein Pudel, zog sich dieser auch aus und wollte eben die Temperatur des Wassers versuchen, als Colas aufsprang und auf einen Schwimmer zeigte, der sich wie ein Fisch so schnell näherte, untertauchte, und mit triefenden, langen, grauen Haaren vor ihnen stand.

Es war ein Weib. Der Blick einer Furie, mit welchem die wilde Gestalt (denn ihre Farbe verrieth ihre Abkunft) die drei Männer musterte. Sie erwartete, von ihnen angegriffen zu werden, als sie aber den zitternden, friedlichen Polyglotte und die Unentschlossenheit und das Erstaunen der beiden Anderen sah, legte sich ihre drohende Stellung, ihre Mienen wurden beruhigter und mit kreuzweis über die Brust zusammen gelegten Armen, entbot sie ihnen demüthig ihren Gruß. Plötzlich stürzte die Wilde auf Hippolyt, umschlang seine Füße, küßte

diese, und rief einmal über das andere mit gebrochenem Französisch: „Mein Sohn, mein Sohn!“ Polyglotte kam, seine Beinkleider heraufziehend, und schrie wie besessen: „Wie? was, die Königin Mutter?“

Hippolyt suchte sich betreten den Liebkosungen der Wilden zu entziehen, und Colas trat zwischen beide, um sie zurückzuhalten, er wußte wohl, daß Hippolyt's Mutter längst geköpft war. Aber die Fremde ließ sich von ihren Erkennungen nicht abbringen, sondern es ergab sich, daß sie für ein anderes Verhältniß nur einen falschen Namen gewählt hatte. Ihre Bewegungen und ihre vereinzelt französischen Worte kamen darauf hinaus, daß sie Hippolyt nach dem Tode seiner Mutter genährt haben wollte; sie beschwor Colas, den sie ohne Weiteres an gewissen Maalen zu erkennen schien, ihre Aussage zu bestätigen und schlang auf's neue ihr graues langes Haar um Hippolyt's Füße. Colas besann sich, er betrachtete das Weib genauer und mußte, jetzt selbst von diesem Wiedersehen betroffen und gerührt, eingestehen, daß die Aussage derselben ihm nicht ohne Grund erschiene, ja zuletzt, daß sie über allen Zweifel gewiß sei. Er hatte sich auf die Madagassin besonnen, welche den jungen Berora nach St. Marie begleitete, und ihn, der sehr schwächlich war, noch in seinem zweiten Lebensjahre säugte. Damals war sie noch schön und blühend, verkehrte viel mit den Umgebungen Sylvain Rour's und lernte so viel von dem Idiom der Fremden, daß sie sich ihnen bald verständlich machen konnte.

Auch jetzt begann sie nach ihren unmäßigen Freudenbezeugungen Hippolyt lange Erzählungen aus seiner Heimath zu berichten, die ihm nur insofern merkwürdig waren, als sie oft die sonderbarsten Ausdrücke wählte und in einem für ihn neuen, aufgeregten lebhaften Style sprach. Dabei setzte sie voraus, Hippolyt müßte mit der früheren Geschichte seiner Schicksale und seines Vaterlandes vertraut sein und theilte ihm Nachrichten mit, welche ihm leider höchst unverständlich waren. Nur daß der König Rhadama von seiner Gattin Kanavalona erschlagen wurde und mit ihm alle seine Brüder und Vettern, an der Zahl tausend, das verstand er. „Und die Kinder und Enkel bis in's vierte Glied wurden in die

Knechtschaft geführt, und müssen Sclavendienste verrichten und vor der Königin und ihrem Liebhaber Andremiaja tanzen, wenn sie ihre Feste feiern!" sagte sie.

Hippolyt fragte den sich trocknenden Polyglotte, ob er je einen solchen pathetischen Styl gehört hätte? „Sie spricht," sagte er, „wie Chateaubriand schreibt." Polyglotte bemerkte, daß es spaßhaft gewesen wäre, als die Wilde gesagt hätte, daß die Tiger und Hyänen im Meere wohnten. Colas aber, dem es gar nicht darum zu thun war, sich über die Mittheilungen der Eingebornen lustig zu machen, fragte sie über den Zustand, der drüben auf der Insel herrschte, aus, und erhielt von ihr Nachrichten, die sich für Hippolyt's Unternehmungen benutzen ließen. Alle ihre Reden kamen wieder auf ihr theures Idol, den Prinzen selbst, zurück und er mußte ihren Liebkosungen nachgiebig gewähren. „Mein Sohn," sprach sie zu ihm gewandt: „die Sonne Deiner Heimath wird Deinem Antlitz alle jene Farben wiedergeben, welche selbst der kalte Winter des Nordens noch nicht ganz auf Deinen Wangen auszutrocknen vermochte. Ich weiß es mit Prophetenblick, Du wirst wieder grün werden." — „Soll mich Gott bewahren!" rief Hippolyt und suchte sich von einer so bedenklichen Seherin loszureißen. Sie ließ ihn aber nicht und fuhr begeistert fort: „Wahrlich, wahrlich, es wird eine Zeit kommen, da ich Dich auf dem Stuhle Deiner Erhöhung sitzend erblicke. Meine Träume werden wahr; ich wußte es, daß Du im Lande der Weißen Deine Götter nicht finden konntest, Du kehrest in den Mittelpunkt der Erde zurück und wirst neue Altäre bauen."

Ein Schuß störte sie aus ihrer Vision, ein zweiter und eine Kugel fiel dicht neben der Gruppe in's Wasser. Hippolyt der sich eben bekreuzte und vor der heidnischen Zumuthung, neue Altäre zu bauen, zurückfuhr, trat erschrocken an den Felsen, Polyglotte sprang in die Grotte, Colas wagte kaum sich umzusehen. Die Wilde wartete noch einen dritten Schuß, der ihr galt, ab, drohte mit furchtbarer Geberde an den Rand des Felsens hinauf, stürzte sich in die Fluth, und wurde erst nach einer beträchtlichen Strecke wieder sichtbar, worauf sie sogleich verschwand und bald ihren Verfolgern entzogen war.

Die Gefährten konnten sich den Zusammenhang dieser Scene nicht erklären, Polyglotte meinte sogar, die eine Kugel hätte auf ein Haar dem Prinzen geglitten, und Hippolyt fühlte einen gewissen natürlichen Beruf, als Beschützer eines Weibes aufzutreten, das ihn so verehrte und dem er einiges nicht Unwesentliches schuldig war. Ein eben entstandener Lärm oben auf dem Rande des Felsens, an dessen Fuße sie sich befanden, gab ihnen die Richtung an, wo sie sich zu beklagen hatten. Hippolyt erblickte den Adjutanten, den Marquis le Poivre mit einem weißen Tuche wehen und in der Luft eine Menge von Gestikulationen machen, welche den Sinn einer Entschuldigung zu enthalten schienen. Dabei theilte le Poivre links und rechts an drei bis vier Leute, welche ihn mit Gewehren umstanden, Ohrfeigen aus, so daß die Genugthuung vollständig wurde. Nichtsdestoweniger schickte sich Hippolyte an, den Felsen zu ersteigen, Polyglotte, behend wie eine Katze, ihm nach; nur Colas verspätete sich, weil er älter war und ihn die Malgaskin vor Allen interessirte. Er sah ihr noch immer im Meer nach, als seine beiden Gefährten fast ihr Ziel erreicht hatten.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ rief der Marquis den Kletternden entgegen und reichte Hippolyt seine Hand zum letzten Sprunge auf das Plateau. „Verzeihen Sie die Unvorsichtigkeit meiner Leute, die in meiner Abwesenheit Ihnen, weiß Gott! gefährlich hätte werden können. Unglücklicherweise blieb ich beim Verfolgen jener verdammten Here etwas zurück. —“ — „Was haben Sie nur gegen diese Frau?“ unterbrach Hippolyt den Adjutanten. — „O, das ist das gefährlichste Weib auf ganz Madagaskar,“ gab der verlegene Marquis zur Antwort; „sie hat allen Weißen den Tod geschworen, steht im Auftrage der feindlichen Stämme auf der Insel drüben und spionirt fortwährend um unsere Colonieen herum. Durch irgend einen Zufall kennt sie einiges Französisch, sie weiß sich damit desto leichter bei vereinzeltten Colonisten einzuschleichen, und zwingt uns so auf der Hut zu sein, daß ich täglich zwei-, dreimal die Küste recognosciren lassen muß. Es ist eine Schande, mit Weibern Krieg zu führen, aber Frankreichs Interesse hat in der That diese Furie zu fürchten.“

In Polyglotte regte sich wieder vorschnell Diensteifer, und wie er bemerkte, daß in Hippolyt's Zügen einiger Unmuth lag, fuhr er mit den Worten heraus: „Wissen Sie wohl, mein Herr, welchen Werth diese Dame für uns hat?“ Mehr zu sagen verhinderte ihn sein Herr, der ihn schweigen hieß, weil ihm die Erinnerungen an seine Geburt in Gegenwart eines so feinen, gebildeten Mannes, wie der Marquis, lästig waren. Colas, der inzwischen nachgekommen war, fügte hinzu, die vorschnellten Antworten des Professors würden Sie noch in Verlegenheit bringen. Der arme Polyglotte! Er blickte gekränkt zu Boden, und sagte leise mit erstickter Stimme: „Se. königliche Hoheit verkennen mich!“

Hippolyt nahm den Vorschlag an, in Begleitung des Adjutanten jetzt zur Tafel des Commandanten zu gehen. Unterwegs fuhr le Poivre fort, die Gefährlichkeit der verfolgten Insulanerin umständlicher zu erläutern. Er sagte, sie sei von jedem Kind auf St. Marie gekannt, und überall als eine Feindin gefürchtet, welche mit Hülfe böser Dämonen den Menschen und dem Vieh, allem Hab und Gut Unheil zufügen könnte. Wer aber wisse, daß sich drüben auf der Insel die feindseligsten Dinge vorbereiteten, würde ihr Herumstreifen auf der Colonie anders erklären. „Ich muß Ihnen gestehen,“ fuhr der Adjutant fort, „daß wir unter solchen Umständen nichts sehnlicher wünschen können, als endlich vom Ministerium beachtet zu werden. Was man von der Colonie auch Lobenswerthes sagen möge, soviel ist erwiesen, daß ihre Kriegsverfassung von der Zeit des Friedens sehr gelitten hat.

Es war für Hippolyt störend genug, alle diese Auseinandersetzungen, die wir nur in ihrem Thema angedeutet haben, anhören zu müssen, er hatte den Adjutanten für einen feinen, gebildeten Offizier gehalten, und wunderte sich, daß er ihn jetzt mit Dingen unterhielt, denen er von keiner Seite Interessen abgewinnen wollte. Er war froh, endlich die Wohnung des Commandanten erreicht zu haben, entließ seine etwas grollend blickenden Gefährten, welche in die Herberge des Kaninchenmehrgers zurückkehren mußten, und gab Polyglotte noch scherzend den Rath, auch den andern Flügel seines

Frack abzutrennen (der eine war beim Klettern verloren gegangen), weil ihn eine kurze Jacke sehr stattlich kleiden würde. Polyglotte erwiderte trocken: „Ew. königliche Hoheit haben zu befehlen.“

Als Hippolyt in das Zimmer des Commandanten trat, meldete ihm Matois, daß Herr Cochon zweimal am Orte gewesen sei, um dem Herrn Lieutenant Berora seine Aufwartung zu machen: „Wer ist Herr Cochon?“ fragte Hippolyt. — „Haben Sie schon gehört,“ antwortete Gulotte, der eben aus der Thür trat; „Herr Cochon war zweimal hier. Herr Cochon ist ein reicher Mann, das will auf einer Insel, wie St. Marie, nicht viel sagen, aber was Sie interessiren wird, ist seine Leutseligkeit, sein zuvorkommendes Betragen, die feinen Sitten, die in seinem Hause herrschen;“ und indem er an le Poivre heranging, fuhr er, diesen zärtlich in die Backen kneipend, fort: „Und was die Liebenswürdigkeit seiner Schwester betrifft, so wenden Sie sich an meinen Freund, den Marquis.“ Eine Adresse, die er mit Lachen gab, und die vom Adjutanten eben so freundlich, obschon etwas gemäßigter aufgenommen wurde. Hippolyt verstand ungefähr Einiges von dieser Vertraulichkeit und erklärte, als er sich auf einer Karte zum heutigen Abende in der Gesellschaft des Pflanzers eingeladen fand, daß er auf nichts begieriger sein könne.

Wir unterlassen die detaillirte Ausführung, wie Hippolyt seine Zeit bis zum Beginn der Soirée des Herrn Cochon hinbrachte und erwähnen nur, daß ihm ein Fricassée von tropischen Fledermäusen, womit der Commandant seine Tafel geschmückt hatte, so viel Ekel und Unmuth verursachte, daß er bis zur siebenten Stunde der unerträglichste Mensch war. Seine beiden alten Freunde, die ihn nach Verzehrung ihrer Kaninchenbraten wieder besuchten, vermochten weder einen Gruß, noch irgend ein Wort von ihm herauszubekommen. Er streckte sich mit Stiefeln und Sporen auf dem Sopha, das in seinem Zimmer stand, und brummte fortwährend in sich hinein, daß Alles in der Welt Chimäre und Dummheit wäre, daß erst noch eine neue Welt geschaffen werden müßte, daß Gott lange genug regiert und sein Stiefel ein Loch hätte und dergleichen rhapsodische Faselien, womit er stundenlang zu-

bringen konnte. Welcher meiner jungen Leser erinnert sich nicht zuweilen von ähnlichen Anfällen ergriffen gewesen zu sein?

Die Klagen, welche Cuere Freunde dann über Euch ausstießen, blieben auch hier nicht aus; denn als sich Hippolyt mit dem Adjutanten in die Soirée des Herrn Cochon begeben hatte, seufzte Polyglotte und sagte: „Da geht er hin und läßt uns im Stich! Wie launisch er ist! Wie herzlos! Nichts kann man ihm recht machen. Selbst wenn man seine Befehle vollzieht, hat er, ich will nicht sagen keinen Dank, nein, nicht einmal ein Auge dafür. Sah' er wohl auf die Veränderung, welche mit meinen Rockschößen vor sich gegangen ist? Er befahl mir, wie ein Kellner, Hausknecht, wie ein Boutiquier gekleidet zu sein, und jetzt bemerkt er's nicht einmal.“ Colas war eben so ungehalten als Polyglotte; doch tröstete er sich leichter. „Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf,“ sagte er, „ich weiß, der gute Junge ist leichtsinnig, allein man kann ihn lenken, er ist für gute Rathschläge empfänglich, und thut Alles, wenn man es gern hat. Wir steuern langsam, das ist wahr, bei Gott, das ist wahr; aber wir kommen doch zum Ziele. Die Begegnung der Amme ist uns in dieser Rücksicht günstiger, als wenn der Commandant verspräche, mit hundert Mann uns beizustehen. — Kommen Sie, Herr Professor, es ist so heiter draußen; die Sonne ist untergegangen; wir wollen uns über unsern Freund zu beruhigen suchen.“ Polyglotte umarmte den alten Diener zärtlich und rief, entzückt auf das Abendroth deutend: „Lassen Sie uns demokratische Freundschaft schließen, Colas, diese Stunde ist dazu geschaffen!“ und Beide traten hinaus in die kühle Abenddämmerung.

Culotte hatte sich mit seinem Podagra bei Herrn Cochon entschuldigen lassen. Le Poivre begleitete unseren Helden allein dorthin und unterrichtete ihn auf dem Wege von den Personen, die er dort antreffen würde. Vor Allen sprach er von des Pflanzers Schwester, Heloise, die er mit den frischesten Farben schilderte und dann hinzusetzte, daß die Colonie ihn gewöhnlich den Begünstigten dieser Dame nannte. „Nichts als Verleumdung!“ wiederholte er mehre Male schmunzelnd

und ließ damit Hippolyt einen Blick in sein Inneres werfen, wo vielleicht gerade das Gegentheil geglaubt wurde.

Herr Cochon's Besitzungen lagen auf einer Seite der Insel, deren Hippolyt noch nicht ansichtig geworden war. In der That fand er hier Alles fruchtbarer und besser bestellt und fragte seinen Begleiter, warum die Colonie gerade in der ödesten Gegend der Insel angelegt sei. Dieser war noch mitten in der Auseinandersetzung der verlangten Gründe begriffen, als Beide des Pflanzers geschmackvoll eingerichtete Wohnung schon betraten und mit einem Luxus empfangen wurden, der dem verwöhnten Pariser wohlthat. Zwar waren alle Hei-
ducken und Bedienten schwarz, aber sie waren uniformirt, gewand, dienstbeflissen. Auch Herr Cochon war eine überraschende Erscheinung. Ein Mann von kleiner Statur, feinen Sitten und einer Grazie in seinen Bewegungen, die selbst von seinem ansehnlichen Embonpoint nicht gehindert wurde. Er trug das Haupt gepudert, Schnallen an den Schuhen, kurz er war liebenswürdig. Es waren sechs bis acht Personen versammelt; alte Herren und alte Damen. Doch führte Herr Cochon seinen jungen Gast zuerst seiner Schwester Heloise vor. Heloise war eine jener verblühenden Gestalten, die den Verlust der Jugend eine Zeit lang durch einen Anstrich von Schwärzerei und poetischer Resignation zu ersetzen wissen. Sie hatte einen hohen, stattlichen Wuchs, die Taille einer Göttin und einen griechisch geformten Kopf, aber das Alles mußte, als sie jung war, schöner gewesen sein. Jetzt war es nur noch der Zauber des Phantastischen, der ihre Reize zusammenhielt, und ihnen auf zwei, drei Stunden, wo ihre sorgfältige Toilette noch nicht verschoben war oder nachgelassen hatte, Einiges von berechneter Wirksamkeit verlieh. Heloise war eines jener Wesen, die der junge Mann zwar nie lieben, aber immer interessant finden wird, und die deshalb, weil sie das Eine vom Andern nicht unterscheiden können, bestimmt scheinen, mit den unglücklichsten Leidenschaften zu kämpfen.

Thee, eine Piece auf dem Piano, von Heloisen gespielt, eine zweite von ihr gesungen und vom Adjutanten begleitet, einige Bravissimo's, vereinzelt Gruppen und zuletzt Whist oder Boston. Die Parthieen bildeten sich instinctmäßig; denn

schon seit langen Jahren folgten sie einem Tag auf den andern, ungestört, immer dieselbe Stunde, immer die gleichen Personen. Wenige blieben im Gesellschaftszimmer, unter ihnen Heloise und Hippolyt. Wer nur einigermaßen jene Klasse von weiblichen Wesen, zu welchen Herrn Cochon's Schwester gehörte, kennt, wird es ohne mich wissen, daß sie diesen Abend nur für Hippolyt lebte. Alle ihre Gedanken zitterten ihm entgegen; da sie schon von seinem Aufenthalte in St. Marie wußte und ihn heute erst sah, so läßt sich denken, wie aus der Neugier eine Steigerung bis zur Sehnsucht wurde. Jetzt zogen tausend Fragen durch ihre Seele: Wie ist er? Was denkt er? Was empfindet er beim Untergange der Sonne? Wie gefiel ihm mein Spiel? Singt er? Glaubt er, daß ich gut singe? Kann er die Grausamkeit besitzen, meine Jahre zu zählen? Welchen Schriftsteller liebt er am meisten? Ob er auch zärtlich sein kann? Ob er wol meine weißen Zähne bemerkt hat? Ist er bizarr? Hat er wol schon einmal geliebt? Glaubt er an die Religion? Wird er mich wol hassen, wenn ich schlecht tanzte? Ist er für etwas Höheres empfänglich? Ach, sie sind zahllos, diese Zweifel, die ein liebeseisches Herz bestürmen können!

Hippolyt war nicht ganz jener gedankenlose Zeitverderber, wie wir ihn geschildert haben. Es ist wahr, er liebte das Reiten, Tanzen, das zwecklose Treiben über Alles, er konnte stundenlang an den Gewölben der Bijoutiers stehen, um ihre neuesten Fabrikate zu betrachten, ließ sich in Wind und Wetter schicken, um der Caprice einer jungen Dame zu Gefallen zu leben, er blieb ganze Abende in den langweiligen Zirkeln alter Damen, wenn er nur darauf rechnen konnte, für die Vertraulichkeit mit ihren Töchtern einige Erlaubnisse zu erhalten; allein er interessirte sich auch für das Ideal und bald war er mit Heloisen in ein schwärmerisches Gespräch verwickelt. „Ich pries mein Geschick,“ sagte sie, „als mich der gute Bruder dem geräuschvollen Leben Bordeaux entzog und mit mir in diese fremde Welt zog und habe noch nie eine Sehnsucht nach der Heimath empfunden. Die Heimath ist nur im irdischen Raume, es giebt aber Dinge, die höher sind als Raum und Zeit.“ Es entspann sich ein zartes

Gespräch, bis sie ging, um einen Auftrag ihres Bruders zu vollziehen.

Mochte nun Heloise inzwischen in der Küche eine Magd ausgescholten oder kalte Speisen tranchirt haben, mochte sie ihrem Bruder ein Schnupftuch oder etwas Anderes, das unter ihrem Verschluß stand, haben herausgeben müssen; die Saite, deren Ton in Hippolyt's Seele zu widerhallen vermochte, war angeschlagen. Sie knüpften ihr Gespräch von Neuem an und kamen von der Freundschaft auf die Liebe, von der Liebe zur Treue, von der Treue zur Leidenschaft, von der Leidenschaft zu den Verirrungen derselben und von den Verirrungen auf die neueste französische Literatur, wo sich denn zuletzt die Ueberschwänglichkeit in die einfachen, abkühlenden Fragen: „Haben Sie dies gelesen? Kennen Sie das Buch? Lieben Sie den Styl dieses Autors?“ und ähnliche auflöste. Beide hatten sich vortrefflich unterhalten, und während Heloise Alles von Hippolyt's Gefühl hoffte, setzte er alle seine Aussichten auf ihre vortreffliche Aussprache, ihre feine Art zu urtheilen, die ganze Genugthuung, die für ihn in ihren Umgebungen lag; kurz, auf den einzigen Haltpunkt, der ihm seinen schon unfreiwilligen Aufenthalt jenseits des Aequators erträglich machen konnte.

Noch an demselben Abende, im Dunkel der Nacht, hatte er die Freude, die Unbekannte wiederzusehen, die Wilde aus der Hasenbucht, Hippolyt's Amme, den gefürchteten Emiffär von Madagaskar. Ihre gebrochene Rede quoll in die zärtlichsten Begrüßungen über: „Ich werde nie fern von Dir sein,“ rief sie; „denn Du bist der Apfel meines Auges. Blind war ich, da ich Deinen Fuß an dem Ufer ferner Ströme wandelnd mußte; nun wirßt Du die Thäler Deiner Geburt niemals verlassen! Komm herüber auf den Thron Deiner Väter!“ Hippolyt, dem dieser zärtliche Ueberfall peinlich war, riß sich aus ihren Umarmungen los. Aber sie setzte ihre Aufforderungen fort. „In allen Königreichen der großen Insel findest Du keinen Arm, der so kühn die Wogen des Meeres durchschneidet, wie der meinige. Auf meinem Rücken trag' ich Dich hinüber, mache alle Seitenbewegungen, welche nöthig sind, um die Wallfische zu vermeiden und lege Dich

nieder in den Schooß der zahllosen Völker, welche Deiner Erscheinung harren."

Großer Gott, das nennen wir schön! Wenn Eugene Sue so etwas beschreibt, so lei' ich's gern; aber erfahren mag ich's nicht. Hippolyt war auch in der That besorgt, das Weib könnte des Teufels sein, ihn auf ihre Schultern zu nehmen, und mit ihm in die Südsee und den Atlantischen Ocean hinunterzuspringen. Er sagte ihr daher unaufhörlich, es sei schon spät, und sie möchte nur nach Hause gehen und sich vor den Hunden des Commandanten in Acht nehmen, deren Zähne schärfer wären, als die Augen des Adjutanten, wann er mit seiner Flinte nach ihr ziele. Das Weib verstand von diesen Dingen nicht viel, glaubte den Wiedergefundenen, an allerlei Mälern Erkannten nichts als Ja, und wieder mit Ungebuld Ja sagen zu hören, und trennte sich von dem Gegenstande ihrer Anbetung, nachdem sie ihn durch mancherlei mystische Geberden und Formeln vor den bösen Geistern in Sicherheit gesetzt hatte.

Hippolyt's Mißbehagen stieg auf's Höchste, als er zu Hause war. „Abscheulich!“ rief er; „diese Meg Maerilis, diese Norne, diese Here von Endor, die mir jeden Abend an's Fenster klopfen kann! Wie habe ich neulich das Urtheil des Globe, das den schottischen Erzähler tabelt wegen dieser scheußlichen, fraßenhaften Gestalten, die jeden Augenblick mit ihren widerlichen Hihi an den Felsenecken vorspringen, wie habe ich dies gründliche Urtheil gebilligt! Es ist tragisch, das nun jetzt selbst erleben zu müssen.“

Einige Zeit verstrich. Polyglotte und Colas waren in Verzweiflung über Hippolyt's Apathie. Während Jener alle Anstalten machte, die Sprache des verheißenen, vor seinen Augen liegenden Landes kennen zu lernen, unterhandelte dieser mit den Häuptlingen desselben, und that in Gemeinschaft mit der kühnen Wilden Alles, was der abenteuerlichen Expedition einen Schein sichern Erfolgs geben konnte. Allein was halfen diese Bemühungen? Der Held des Glückes, auf dessen Energie Alles ankam, blieb hinter den Coulissen. Hippolyt war fast den ganzen Tag in der Wohnung des Herrn Cochon, wo er seines Wirthes Jagdflinten probirte, einen Taubenschlag anlegte,

ein Paar Hunde abrichtete, oder mit Heloisen über das Jen-
seits schwärmte und gemeinschaftlich mit ihr Verse machte.
Hätte man sich nur Heloisen entdeckt! Diese wäre prächtig zu
einer Königin von Madagaskar geeignet gewesen und hätte
vielleicht Geldmittel geliefert.

Eines Abends hatte Hippolyt, den man wegen der König-
lichen Hoheit halbwegs für einen Prinzen aus einer Seiten-
linie hielt, länger als gewöhnlich im Zirkel des Herrn Cochon
zugebracht. Heloise las die ersten Gesänge eines großen epi-
schen Gedichts, das von ihr und Hippolyt gemeinschaftlich
verfaßt wurde. Die Zuhörer waren genöthigt, bis tief in die
Nacht auszudauern, ebenso Hippolyt, der sich bescheidenweise
von den Vorbern, welche dem Dichterpaaar dargebracht wurden,
nur die Stiele aneignete. Dennoch von den Erfolgen seines
Talents trunken, schiffte er sich unter Heloisens Fenster, welches
die Aussicht auf die See hatte, zur Rückkehr ein. Er zog der
Verspätung wegen, nach dem Rath der übrigen Gäste, das
Ruder dem gebirgigen Landwege vor. Ein geschickter Ein-
geborner führte den Kahn über den stillen, schlummernden
Spiegel. Es war eine herrliche, magische Mondnacht, Hippolyt
konnte noch in weiter Ferne das weiße Tuch unterscheiden,
das aus Heloisens Fenster ihm nachwinkte. Der Kahn hielt
sich nicht immer in der nächsten Entfernung vom Ufer, son-
dern um seinen Weg in kürzerer Zeit zu vollenden, durchschnitt
er oft eine ansehnliche Fläche, die von einem Vorsprunge des
Ufers an den andern führte. Es fiel Hippolyt auf, daß der
Eingeborne, als sie weit hinein auf dem Meere waren und
sich das Ufer nur in matten Umrissen vom Nordlichte des
Horizonts löste, zuweilen stehen blieb, sein Ruder heraufzog,
und unverwandt in die meerblaue Fläche des Oceans hinein-
sah. Plötzlich trat aus dem blauen Mondschimmer in der
Ferne ein Gegenstand hervor, der sich zuletzt als ein langes
Kanat von Wilden entfaltete. Einige Pfeile schwirrten durch
die Luft her, als die Fremden nahe genug waren, um das
verlorene kleine Fahrzeug zu erreichen, flog eine lange Har-
pune in den Boden desselben, die auf der Stelle anwurzelte
und das Entrinnen unmöglich machte. Die Wilden zogen
den eroberten Kahn an Bord und bald befand sich Hippolyt

in der Mitte halbnackter Menschen, die mit Beilen, langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. An eine Vertheidigung war nicht zu denken. Sein Führer und er, Beide wurden ergriffen, in das größere Schiff gebracht und gefesselt auf den Boden geworfen.

Hippolyt konnte zwar nicht zweifeln, daß ihm der trockene Bast, mit dem er geschnürt war, Hände und Füße wund rieb, aber dennoch befand er sich noch immer in einer Illusion, die ihm das eben Erlebte weniger in seinem furchtbaren Ernst, sondern wie eine Scene aus der Romanwelt vorkommen ließ. Er ging von seiner eigenen Lage ganz ab und fragte sich, ob er die Flibustier oder die Naturwilden Cooper's oder die Kannibalen Eugen Sue's oder wol gar die frommen katholischen Indianer Chateaubriand's vor sich hätte? Er dachte sich immer, wie sich sein Schicksal einst gedruckt lesen würde. Die Wilden waren zwar von Marterwerkzeugen umgeben, doch schienen ihm diese für Menschen zu riesenhaft, und es stellte sich ihm als erwiesen heraus, daß sie auf den Wallfischfang ausgegangen waren, sich verspätet und eine so gesunde Beute, wie ihn, nicht verschmäht hatten. „Was werden sie aber mit Dir anstellen?“ fragte er sich endlich, ernster geworden; und die Besorgniß vor den Folgen dieses Unfalls ergriff ihn doch mit mehr als poetischer Furcht.

Die Männer sprachen wild über ihm hinweg, und die zuweilen aus der Brust seines Leidensgefährten ächzende Klage schien ihm den Inhalt dieses leidenschaftlichen Gezänks zu verrathen. „Großer Gott,“ dachte er, „wer giebt mir jetzt Aufklärung über die Absichten dieser Ungethüme? Ich fürchte, daß die Wahrheit auf Seiten der einfachen Geschichte Robinson Crusoe's liegen wird, und ich von diesen Menschen mehr zu erwarten habe, als die Karaißen jemals an ihren Gefangenen ausübten. Und wenn nur diese Menschen wüßten, daß ich ihr legitimer König bin, wenn ich's ihnen nur sagen oder durch Zeichen ausdrücken könnte! Wenn meine Amme jetzt da wäre! Das extravagante Frauenzimmer könnte mir jetzt ungemein behülfflich sein. Gott, was werden Colas und Polyglotte meinethwegen für Thränen vergießen!“

Der Mond verzog sich hinter die Sterne und auch die

Sterne schwanden mit dem erwachenden Morgen. Das reizende Ufer der großen Insel Madagaskar dehnte sich unabsehbar im Angesicht des anlandenden Fahrzeuges. Ein sanfter Schlaf hatte sich Hippolyt's bemächtigt und ihm den Schmerz seiner Fesseln ertragen helfen. Er erwachte und hatte Mühe, sich sogleich wieder in den Zusammenhang seiner Begegnisse zu finden. Man löste die Bande, die ihn am Gehen hinderten. Hippolyt stand auf und erblickte das Ufer eines Landes, das er einst unter ganz anderen Umständen zu erreichen gehofft hatte. Die riesenhohen Bäume, die duftigen Wiesen Teppiche, die buntgefiederten Vögel, die am Wege wuchernden Pflanzen, die von den Botanikern in dem Jardin des plantes so sorgfältig gepflegt wurden, Alles traf ein, auch entsprachen die Menschen, die am Ufer zahlreich versammelt standen, den Beschreibungen, die ihm Colas von seinem Vaterlande gemacht hatte; aber seine eigene Lage, seine Umstände waren gar zu verschieden von den Erwartungen, die er in St. Marie selbst schon aufzugeben angefangen!

Er folgte seinen räuberischen Unterthanen in ein großes Dorf, das sich am Ufer entlang zog, und wurde von einem zuströmenden Gewühl scheinbar guter und nur sehr neugieriger Wilden fortgetragen. Vor einer Hütte, die gegen die übrigen durch einige Vorzüge abstach, hielt der Zug, ein großer, alter Mann von ehrwürdigem Ansehen trat aus ihr hervor und wurde von den Umstehenden mit sichtbaren Zeichen der Verehrung empfangen. „Der Kazik,“ dachte Hippolyt, „oder der Priester, der bei den Menschenopfern den Vorsitz hat.“ In der That brachte man einen großen hohen Klotz und eine noch höhere Stange herbei, entkleidete den todtbleichen Hippolyt, der sich vergebens sträubte, und zwang ihn, jene Erhöhung zu bestreiten. Alle diese Manipulationen waren für den armen Pariser um so peinlicher, als sie von einem wilden Durcheinander aus tausend Kehlen begleitet wurden. Er verstand kein Wort von diesem Sprachgewoge und fühlte sich mit seiner nächsten finstern Aussicht um so einsamer und hoffnungsloser. Inzwischen war er an den Pfahl festgebunden, und sah erwartungsvoll auf die herumwogende Menge, aus welcher ein-

zelne Stücke seiner ihm weggenommenen Uniform wieder zum Vorschein kamen.

Wie weit muß nicht das Gefäß des menschlichen Gemüths sein, daß es oft so verschiedenartige Eindrücke zu gleicher Zeit zu fassen vermag, ja, daß dem ungeheuersten Schmerz zuweilen noch eine kleine und wol gar komische Rücksicht zufließen kann! Man steht am Sterbebette seines Vaters und eine Fliege zwingt Dich, nach einer andern Seite zu sehen. Hippolyt bemerkte, wie ungefüge sich diese Menschen seiner Lieutenantsuniform bedienten, wie der Eine den Rock so anzog, daß die Schöße nach vorn kamen, der Andre die Epaulettes an die Ohren band und andere Mißgriffe, er übersah das Alles nicht mit stierem, gläsernem Auge, sondern fand es zum Lachen spaßhaft, obschon er der Erwartung lebte, im nächsten Augenblick Alles, diese Menschen, dies schöne Land, das Meer, St. Marie, Colas, Polyglotte, Heloisen, den Pudel seiner Hauswirthin in Paris, Alles, Alles, zum letzten Mal gesehen zu haben.

Doch so grausam schien Hippolyt's Schicksal nicht werden zu wollen; er überzeugte sich bald, daß seine Ausstellung dazu diene, für ihn einen Käufer zu finden. Er überlegte, daß er kein Schwarzer war, daß Madagaskar nicht zu den Barbaresten gehörte, und schloß daraus, daß hier das Geschick eines Sklaven hierzuland nicht so furchtbar sein konnte. „Dann,“ fuhr er in seinen Ueberlegungen fort, „wenn ich mich so recht in meine Lage hineindenke, so ist es einmal gewiß, daß sie kein Traum ist. Sodann gewöhn' ich mich daran, die Wahrheit der Wirklichkeit an die Stelle des Scheins in der Poesie zu stellen. Alles wird anders, erlebt man es selbst. Diese Wilden gehören weder Cooper noch Chateaubriand an, es ist eine ganz neue Race Menschen, die, wie ich ja aus den rauchenden Essen und den Geräthschaften mancherlei Art vor den Hütten sehe, zu den schönen Künsten und Wissenschaften Lust haben. Nur den Romanschreibern verdanken wir die fürchterlichen Schilderungen des Sklavenstandes. Diese Leute bedürfen gigantischer Motive. Ich glaube an nichts mehr, und will mich daran gewöhnen, alle Dinge für besser zu halten, als den Ruf, den sie haben. Die Poesie wird hier

zur Fabel und das Wahrscheinliche ist gerade das, was sich am wenigsten bewährt.“

Während dieses Selbstgesprächs war ein Mann, dessen Gestalt und Tracht sich von denen der Uebrigen unterschied, und der hier fremd zu sein schien, zu Hippolyt hinaufgestiegen, hatte ihn von allen Seiten untersucht und handelte ihn gegen zwei Stück Ochsen ein. Hippolyt verstand diese wechselseitige Auslieferung, und fand sie so drollig, daß er seines Zustandes vergessend und in den alten Leichtsinn zurückfallend, in Lachen ausbrach, wofür er von seinem Herrn leicht hätte gezüchtigt werden können, wäre dieser nicht mit dem Verkäufer in lebhaftem Wortwechsel begriffen gewesen. Er hätte sich jetzt im Charivari lithographirt sehen mögen, mit der Ueberschrift: „Der König von Madagaskar, erkaufte für zwei Ochsen!“ Hippolyt's Käufer wollte nur einstweilen sein Herr bleiben; er war reisender Sklavenhändler und trachtete darnach, seinen jungen Einkauf sobald wie möglich wieder abzusetzen. Hippolyt wurde in der Herberge untergebracht, nothwendig gekleidet, gut unterhalten, was die Nahrung, schlecht, was die Gesellschaft anbelangt.

Kriegsgefangene, unvorsichtige Wanderer, die sich von der Landstraße verirrt hatten, heruntergekommene Arbeiter, jüngere Söhne, theilten mit ihm dasselbe Schicksal, sie entfernten sich aber Alle, Einer mehr als der Andre vor seinem Aussehen, das ihnen fabelhaft erscheinen mochte. Alle Farben, die sich merkwürdigerweise in allen Nüancirungen auf Madagaskar finden, schattirten sich auf ihren nackten Körper ab von Hippolyt's verdächtigem Halb-Grün, der Bronzefarbe der Ureinwohner, bis zur Negerfarbe der späteren Einwanderer. Schon diese Sonderbarkeit zu verfolgen, machte Hippolyt Vergnügen, er wurde ungewöhnlich heiter, und machte so viel stumme Scherze mit seinen Gefährten, daß sie ihn überaus lieb gewannen und ihm in seinen Eroberungsplänen gewiß beige-sprungen wären, wenn sie nur davon Kenntniß gehabt hätten.

Aber mit dem Abend kehrte auch in Hippolyt's Seele das Gefühl seines Mißgeschicks zurück. Er hatte sich vielleicht eingebildet, diese ganze, mit ihm gespielte Farce würde nicht länger dauern als bis Sonnenuntergang. Er hatte das Meer

nicht aus den Augen verloren, und immer noch auf die endliche Ankunft der ganzen Bevölkerung von St. Marie gehofft, aber es wurde Nacht und er mußte zum zweiten Mal in seinem Leben sich bequemen, außer dem Bette zu schlafen. Noch peinlicher war es ihm, als ihn ein dicker Neger, der Sklavewächter, aus den süßesten Träumen weckte und ihn nicht ohne beleidigende Peitschenhiebe antrieb, vom Maisstroh aufzustehen. Hippolyt machte Lärm und rief seinem Störenfried im besten Französisch zu, daß er nicht gewohnt sei, vor acht Uhr aufzustehen, aber es war Alles um ihn her eine fürchterliche Wahrheit, der kaum ergrauende Morgen, das Ausbleiben Colas' zum Ankleiden, der siffrte Kaffee, die Riemen an den Füßen, die Prügel, der Abmarsch. Das von Nebeln bedeckte Meer schwand allmählig gänzlich und die Wanderung nahm ihre Richtung unmittelbar in's Land hinein.

Hippolyt hatte von Natur ein so unverwüßlich heiteres Temperament, daß trotz seiner unheilvollen Lage noch viele Tage hätten anbrechen können, wo er nicht mit der Wiederkehr der Sonne auch den verlorenen Muth wieder erhielt. Die Hügel mit ihren freien Blicken in die lachende Ferne, die Flüsse mit ihren blumenreichen Gestaden, alle Wunder dieser großartigen noch immer tropischen Natur, flößten seinen ermattenden Hoffnungen neues Leben ein. Er wurde froh, wie Alles um ihn her, und dachte sich mit verführerischer Täuschung in die Illusion einer pittoresken Reise hinein. Er überredete sich, daß Hunderte sich an seiner Stelle glücklich schätzen würden, in diesen Umgebungen zu weilen, und er zählte im Geist all' die Fehler her, die er an den Naturschilderungen der neuern Romantik, gegen welche ihn Heloise einzunehmen gesucht hatte, aufdecken wollte. Doch dauerte diese Freude nur so lange, als die Kraft des Körpers aushielt. Als letztere von dem angestregten Wege überwunden wurde, der Abend mit seinen ungewissen Schatten, die Herberge mit ihren plebejischen Unbequemlichkeiten kam, ließen die Schwingungen seiner Seele wieder nach und ein einziger dumpfer Laut der Trauer tönte in seinem zerrissenen Innern wieder. Er fühlte sich so verlassen, wie er es wirklich war.

Diese Märsche wiederholten sich noch zwei Tage, ehe der

Skavenhändler seinen Markt erreicht hatte. Obschon er sie in der letzten Zeit kürzer einrichtete, um seine Waare nicht zu sehr abzumatten, so fanden sich bei Hippolyt noch immer weniger Hülfquellen vor, welche ihm sein Loos hätten ertragen helfen. Endlich kam die Karavane mit einbrechender Nacht in die große Hauptstadt der Hovas an, dieses kriegerischen Stammes, dessen früherer König Rhadama durch alle Reisenden bekannt geworden ist und von den Europäern öfters vergeblich angegriffen wurde, derselben Völkerschaft, die auch Hippolyt's Erbschaft zerstört, seine Eltern getödtet und ihn den abenteuerlichen Schwankungen eines ungewissen Schicksals preisgegeben hatte. Von diesen Kriegern hatte ihm Colas viel erzählt, von ihren Reichthümern, ihren künstlichen Hanthierungen, von ihrer polirten Lebensweise, und seine Aunne in St. Marie hatte noch Alles hinzugefügt, was der Alte nicht wußte, da es sich erst später zutrug. Vor Allem war die Königin Kanavalona interessant, die ihren Gemahl Rhadama ermordet hatte, und jetzt mit beispielloser Kraft und Ueppigkeit, von ihrem Liebhaber Andreniaja unterstützt, über die Hovas herrschte. Gerade hieher wollte einst Hippolyt an der Spitze der siegreichen, für sein Recht Alles in die Schanze schlagenden Schaaren, er hoffte diese von Colas nachgewiesen zu bekommen, seine Waffen wenden, und nun war es die gemeine Tracht eines Sklaven, in der er die berühmte Residenz der Meuchelmörderin betrat.

Die Scene seiner ersten Versteigerung wiederholte sich am Morgen des folgenden Tages auf dem großen Markte der Stadt, die in einem phantastisch religiösen Styl gebaut war, nur daß ihn jetzt seine übrigen Leidensgefährten umstanden, alle an Phäle gebunden, über denen Name, Vaterland und Alter der Ausgeborenen bemerkt war. Aus Hippolyt's Antworten konnten die Händler eben so wenig klug werden, wie er aus ihren Fragen, und so blieb die Tafel bei ihm leer. Das war vielleicht das Auffallende, was die Käufer gerade zu ihm zog. Er schimpfte wie eine „Dame der Halle“, als er von allen Seiten betastet, gemessen, befragt wurde. Man brach ihm sogar, wie einem Pferde, den Mund auf, um seine

Zähne zu zählen, eine Impertinenz, die er durch lautes Schreien und Stoßen zurückwehren wollte. Allein einige verdächtige Drohungen des alten Negers, der die Verkäuflinge beaufsichtigte, während der Herr mit den Lusttragenden unterhandelte, brachten ihn zur Besinnung, und er ließ die gelben Herren aus der Residenz gern nach Zähnen sehen, die durchaus nicht so empfehlenswerth weiß, sondern hie und da sehr hohl und stockig waren, woran sich Paris, Tortoni und die Eisbaisers aus der großen Oper erkennen ließen.

Endlich fand sich ein kleiner Hängebauch, in dem Anzuge eines orientalischen Haremsinspectors, nicht ohne Wahrscheinlichkeit selbst ein Verschnittener, aber in Seide und köstliche Pelze gekleidet, von einer Schaar Bedienten begleitet, von allen Umstehenden durch tiefe Verneigungen begrüßt. Dieser fand an den schwärmerischen Gesichtszügen Hippolyt's ein großes Gefallen, untersuchte ihn mit lächelnden Blicken, rief seinen Zahlmeister und gab, was für den Armen gefordert wurde. Als Hippolyt darauf seinem neuen Herrn folgte, warf er noch einen freundschaftlichen Blick auf seine übrigen Mitangepfählten; denn er war so gutmüthiger Natur, daß er selbst seine Feinde liebgewonnen hätte, wäre er gezwungen gewesen, länger als drei Tage mit ihnen umzugehen. Als er aber diese aus den Augen verlor und die Pracht seiner Bewachung und die Ehre, die man ihm erwies, sah, spannte sich seine Neugier und der Reiz der Erwartung ließ ihn das, was ihn treffen konnte, schon wieder im glänzendsten Lichte erscheinen.

Wer hätte unter dieser sybaritischen Hülle der Genusssucht den Lord Oberscharfrichter vermuthet? Hippolyt betrat die Wohnung dieses schrecklichen Mannes, die dem prachtvollen, aus buntgemaltem Holze aufgeführten Palaste der Königin nahe lag, und erkannte bald aus den Geräthschaften und den Manipulationen in den neuen Kreisen seiner Thätigkeit wider Willen, in wessen Diensten er sich befand. Er war beim Oberscharfrichter des Staates! Neuromantisch gewiß! Wieder eine Erinnerung an die Porte St. Martin in Paris! Es überkam ihn eine gewisse Art ästhetischen Grausens. Er stampfte mit dem Fuße auf vor Aerger und schien Genugthuung haben zu wollen für die Dummheit, in den Roman

seines Lebens einen Scharfrichter hineintreten lassen zu müssen. Der Aufseher der Gärten seines Herrn hätte ihm bald einige körperliche Erinnerungen gegeben.

Das drolligste in Hippolyt's neuer Lage waren die Widersprüche im Lord Oberscharfrichter selbst. Dieser Biedermann war keineswegs ein blutriesender Samson, kein persischer Fettaf, der nur in rother Mütze und mit einem Bund Stricke vor dem Publikum erscheinen darf, sondern er näherte sich den gemüthlichen deutschen Scharfrichtern, die nur vier Menschen in ihrem Leben köpfen dürfen, um sich nicht einer gefährlichen Grausamkeit zu überlassen. Eben so wenig blutdürstig schien Hippolyt's Herr, obschon er täglich in der Uebung seines Amtes blieb, und keineswegs dasselbe etwa nur in Pacht genommen hatte. Es war ein heiterer, die stillen Freuden der Unschuld liebender Herr, der nichts lieber that, als Tabak rauchen und in seinem duftenden Garten die Blumenbeete anordnen. Hippolyt wurde im Garten des sentimentalen Scharfrichters angestellt und hatte die Aufgabe, die Blumen des gefühlvollen Mannes zu begießen.

Einige Tage nachdem unser Held in seine zarten, aber nichtsdestoweniger beschwerlichen Functionen eingewiesen war, trat an einem frühen Morgen der Lord Oberscharfrichter in seinem schwerfälligen Gange, auf seidenen Pantoffeln und in dem gemächlichsten orientalischen Negligée zu ihm, pflückte sich eine Schmetterlingsblüthe der zarten Pflanze Anduranga, klopfte seinem Knechte auf die Schulter und sagte: „Alles in der Welt hat sein Amt und sein Ziel. Was Du säest, mein Sohn, ernte ich, was Du pflanzest, mähe ich. Der Eine steht an des Menschen Wiege, der Andere an seinem Sarge. Man kann nur auf eine Weise geboren werden, und auf mannigfache Weise diese irdische Hülle, das Leben, ablegen. Den Einen erschlägt die Ceder, den Andern das gelbe Fieber, den Dritten eine melancholische Stimmung seines Gemüths, den Vierten der Zufall, welches der mächtigste König der Erde ist; alle Uebrigen tödtet der Arm der Gerechtigkeit: und dieser Arm bin ich, durch Gottes und unserer Königin und des Prinzen Mitregenten Gnade. Ich bin zwar nur ein Stiefbruder des Todes, und muß mit

eigener Anstrengung mein Erbtheil, das den Uebrigen von selbst zufällt, erwerben, dafür genieße ich aber auch große Ehre und bin bei den Fürsten und Göttern der Erde in einem unverweslichen Ansehen. Ich bin ein Feind der Sklaverei, ich liebe es nicht, wenn einer dem Andern auf den Nacken tritt, aber was hilft's? Meine Zeitgenossen sind noch nicht reif für die Humanität, die Menschenrechte werden erst in fünfzig Jahren begriffen werden. Bis dahin begeuß meine Blumen und tröste Dich, wenn des Lebens Stürme brausen, mit Glauben, Liebe und Hoffnung!"

Hippolyt verstand von dieser Anrede natürlich kein Wort, aber neben ihm war Jemand, der Alles begriffen hatte und es ihm so ungefähr, wie wir berichten, durch Zeichen zu erklären anfang, nachdem der philosophische Oberscharfrichter lächelnd mit seiner Blume und seinen Pantoffeln weiter geschlendert war. Dieser Dolmetscher war Ararata, eine Sklavin des Hauses, die ein gleiches Geschick und eine dämmernde Neigung zu Hippolyt hinzog. Leider war die Sprache, in welche sie übersetzte, unserem Pariser nicht minder unbekannt, als vorher die die des menschenfreundlichen Scharfrichters. Er hörte an den gleichen, gezogenen, zerstampften, sich kollernden Lauten, daß sie vermuthlich in dieselbe Sprache und nur aus dem Munde des Herrn in den ihrigen übersetzte. Allein er verstand sie doch besser, weil sie mit den Augen der Liebe sprach.

Ach, es ist nur zu gewiß, daß Hippolyt immer mehr anfang, ein freudenloses Leben zu führen. Seine Heiterkeit war dahin, sein Schicksal war kein Feuilleton-Scherz, er unterlag ihm bald; in seine freie, stolze Seele zog die Furcht ein, und die Furcht legt allen höheren Eigenschaften des Gemüths und des Geistes die Sordine auf. Der Kreis seiner Anschauungen verengerte sich, er vegetirte fort in einer Beschäftigung, welche täglich dieselbe blieb, und seine Wünsche streckten sich kaum noch weiter, als bis zu der Stunde, wo seine Nahrung ausgetheilt wurde, oder er einer kurzen Ruhe pflügen durfte. Man kann sich mitten im civilisirten Europa davon überzeugen, wie ein Gefängniß, Armuth, Krankheit den stolzesten Geist lähmen und an die Stelle der erhabensten Eigenschaften unglückliche Schwäche, Aengstlichkeit, Unterdrückung treten

lassen. Die Schauer des Hauses, in welchem Hippolyt lebte, vermehrten hauptsächlich die Eindrücke, welche zerstörend auf sein Inneres wirken mußten.

Die Seelenstimmung war ganz dazu geeignet, die Annäherung Ararata's zu erleichtern. Ja es wurde sogar für Hippolyt, der immer an dienende Umgebung und an Aufmerksamkeit gewöhnt war, Bedürfniß, sich unter den tröstenden, erquickenden Einfluß dieser Wilden zu stellen. Ararata war kaum dem Kindesalter entrückt, von olivenfarbenem Teint, dunklem, langem Haar, und in ihrer ganzen schönen Körperbildung bei Weitem verschieden von den kleinen, schwerfälligen Hovas, zu deren Stamm sie nicht gehörte. Hippolyt war allmählig mit ihrem Schicksal vertraut geworden; denn die Laute ihrer Zunge blieben ihm nicht immer fremd; die Einsamkeit, die Hingebung, das gleiche Loos erleichterten die Verständigung; an die Stelle der Zeichen und sprechenden Blicke traten allmählig Laute, deren Sinn für Hippolyt nicht länger zweifelhaft blieb, und so bildete sich aus Mienen und einzelnen Tönen eine Sprache, die zwischen ihnen Beiden ein vollständiges Einverständniß aufrecht erhalten konnte.

Auf diesem Wege hatte Hippolyt Ararata's Schicksal ersehen. Sie war eine nahe Verwandte der grausamen Königin. Kanavalona tödtete nicht nur ihren Gemahl, sondern suchte dessen ganze Verwandtschaft auszurotten. Ararata's Vater war des Ermordeten Bruder, er fiel unter dem Messer des Scharfrichters, der jetzt ihr Herr war. Sie schien dem menschenfreundlichen Mann entweder noch zu jung, oder er hatte Mitleid mit ihr, oder sie hatte sich unter den zahllosen Schlachtopfern der kronräuberischen Megäre verlaufen, und blieb durch einen Rechnungsfehler bei der Abzählung der Eingelieferten und der dem Schaffot Bestimmten am Leben. Der Aufseher des Gartens hatte sie erzogen, und würde sie wahrscheinlich als sein Kind adoptirt haben, wenn seine Frau ihn nicht plötzlich reich mit Kindern gesegnet hätte. Diese Fruchtbarkeit stieß Araraten in den Sklavenstand; und so kam es, daß sie sich mit Hippolyt auf gleicher Stufe befand. Beide waren königlichen Geblüts, sie eine Prinzessin, er ein

Prinz, Beide mußten sie jetzt die Blumen des Oberscharfrichters ihrer Feindin begießen.

Mit der Möglichkeit, sich verständlich zu machen, kehrte aber auch für Hippolyt eine freudige Stimmung zurück. Er durfte sich wieder einigen Erinnerungen hingeben, seitdem sie in seiner Lage nicht mehr störend wirkten und er damit die Neugier und Einbildungskraft Araxatens reizen konnte. Er erzählte ihr so gut es ging von Paris und den kleinen Beziehungen, die sein früheres Leben dort gehabt hätte, er erfüllte die Seele seiner Freundin mit einer zauberhaften Wunderwelt, in welcher sie um jeden Preis zu leben wünschte. Doch es währte eine geraume Zeit, ehe sie sprachlich über eine Flucht, noch länger, ehe sie über die Tauglichkeit derselben sich verständigt hatten. Nichts war leichter, als das Haus zu verlassen, aber schwierig, eine Abwesenheit von mehr als zehn Minuten zu verbergen. Beide sahen ein, daß vor allen Dingen eine Gelegenheit eintreten mußte, die ihre Flucht begünstigte, und diese kam nach langem Harren und Forschen. Die Königin hatte eine gegen das Leben ihres Liebhabers gerichtete Verschwörung entdeckt; sie war so zärtlich um ihn besorgt, daß ihre Strafen so zahlreich über die Verbrecher verhängt wurden, als hätten deren Anschläge ihr selbst gegolten. Sie richtete unter den unglücklichen Opfern ihrer königlichen Macht und ihrer verliebten Leidenschaft ein grausames Blutbad an, so daß es dem Lord Oberscharfrichter an Beilen und Händen zu mangeln anfing. Sein ganzes Haus sah ihn Tage lang nur mit entblößten Armen, vom großen Richtplatz aus flossen durch ableitende Kanäle so viel Blutströme durch das Gebiet des Henkers in den nahen Fluß, daß auf einige Zeit alle Arbeiten im Garten eingestellt werden mußten. Dabei war die Verwirrung des Hauses so groß, selbst Diejenigen hatten den Kopf verloren, die nur gewohnt waren, ihn Anderen abzuschlagen, und Hippolyt, ob schon er von den Schauern dieser Gräuel in einen fortwährend fieberhaften Zustand geworfen, besann sich jetzt, wählte Zeit und Stunde und machte sich mit der muthigen Araxata auf den Weg. Aber ach! Bereitete Fluchtversuche sind in den Romanen so abgenutzt. Mußte ihm das noch passieren,

was er so oft zu tadeln pflegte! Allein die Zeit der Illusionen, des Unglaubens waren vorüber und Hippolyt mußte sich in dem finstern Kerker, in den man ihn brachte, wohl gestehen, daß er recht unglücklich war.

Ararata schien weniger Besorgnisse zu haben. Ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, hatte sie in ihrem Gefühl eine Ahnung von dem Glück, zum ersten Male ihr Geschick fest an das ihres Freundes gekettet zu sehen. Sie umschlang Hippolyt mit ihren schwellenden Armen, und preßte ihn mit all' der Gluth, die unter diesem Himmelsstriche die Liebe begleiten muß, an sich, so daß der unglückliche Gefährte seines Schmerzes vergaß, das Stöhnen und Wehzen der im Hofe zum Tode Geführten und den Lärm der fallenden Beile nicht mehr hörte, sondern von seinem eisigen Schrecken in Araratens warmen Lebenshauchen, in ihren Umarmungen und dem Flüstern einer für ihn nicht mehr barbarischen und hieroglyphischen Sprache aufthaute. Ein sanfter Schlaf brachte zuletzt alle Besorgnisse in's Gleichgewicht und löste die Berechnungen einer ungewissen Zukunft in bewußtlose Vergessenheit auf.

Nach einigen Stunden erwachte Hippolyt von seinen Träumen, die ihn im nächsten Fluge bald nach Paris, bald nach St. Marie versetzt hatten. Alles war dunkel um ihn her, und nur von Araratens leisem Athmen wurde die nächtliche Stille unterbrochen. Sie schlief in seinen Armen, und ihr Anblick rief ihm das jüngste Ereigniß, das sie Beide in diese Lage gebracht hatte, in seiner ganzen Frische wieder vor die Seele. Es fiel ihm ein, daß er einen Umstand desselben vergessen hatte. Denn als er in einiger Entfernung von dem Hause des Scharfrichters war, und er zu seinem Schrecken rings Niemanden sah, sondern wie sich Alles verschlossen und versteckt hatte, da bemerkte er hinter einer hölzernen Säule des dicht anstoßenden Portals der königlichen Residenz eine weibliche Gestalt, welche er sich erinnerte einst schon gesehen zu haben, auf welche er sich aber um so weniger besinnen konnte, als er in demselben Augenblicke von seinen Verfolgern ergriffen und zurückgeführt wurde. Jetzt fielen ihm die unbekanntenen Züge wieder in's Gedächtniß, und er zweifelte

keinen Augenblick, die auf St. Marie so gefürchtete Wilde, welche sich seine Amme nannte, gesehen zu haben.

Hatte sie ihn erkannt, war sie darauf ausgegangen, seine verlorene Spur zu entdecken, so schien ihm die Rettung so gewiß, als er in seiner gegenwärtigen Lage alle Hoffnung darauf verloren haben mußte. Er wollte Araxaten wecken und ihr seine freudige Botschaft mittheilen, aber so gebrochen war schon die Kraft seiner Seele, so sehr hatte sich die Furcht in die geheimsten Winkel seines Gemüths, wo früher nur Sorglosigkeit und Vertrauen herrschte, eingenistet, daß er überlegte, ob jenem Weibe zu trauen sei, ob sie ihn nicht in diese Gegenden habe verlocken wollen, um den letzten Sprößling eines gefährlichen Stammes der Königin auszuliefern. Diese Annahme schien ihm einige Augenblicke wahrscheinlich; dann aber, als ihm Colas und die offene mütterliche Sorgfalt des Weibes einfielen, verstummten die sich kreuzenden Gedanken seines Innern und er sank in eine neue Ermattung und Traurigkeit zurück.

Nach einer traumhaften Dämmerung, die Hippolyt's Bewußtsein einige Momente hindurch gefangen nahm, schreckte ihn ein Geräusch an der Thür seines Gewahrsams auf. Er hörte, daß sich Jemand draußen bemühte, sie zu öffnen und doch dabei alles Geräusch zu vermeiden suchte. Die Thür war von außen nur durch einen hölzernen Riegel gesichert, und ging ohne alle Schwierigkeit auf. Hippolyt sprang erschrocken vom Fußboden und staunte, Niemanden eintreten zu sehen. Er ging beherzter auf den Eingang zu, aber zu gleicher Zeit trat ihm auch eine Gestalt entgegen, die das Dunkel zu erkennen verhinderte. Der flüsternde, gebrochen französische Anruf: „Verora! mein Sohn!“ klärte nach einigen Momenten peinlicher Stille den erwartungsvollen Prinzen über die Person des Ankömmlings auf. Es konnte niemand Anders als seine Amme sein, die sich zu seiner Rettung nahte. Er trat ihr näher und sie, ihn erkennend, umfaßte ihn mit den sichtbarsten, schwer unterdrückten Zeichen der Freude. Sie winkte ihm zu folgen, aber Hippolyt nahm Anstand, Araxaten einem zweifelhaften Schicksal zu überlassen. Obschon er in diesem Augenblicke viel Vertrauen auf seine Rettung gefaßt hatte,

obſchon ihm der Muth und die ganze Anſchauung ſeiner früheren Verhältniſſe mit Hülfe der Amme wiedergekehrt war, obſchon er ſich wieder in den Straßen von Paris ſah, und ſich allerdings dabei nicht vorſtellen konnte, waſ er dort mit ſeiner erotiſchen Liebe beginnen ſollte, ſo war die Macht der Zuneigung zu Araraten doch ſo heftig in ihm erſtarkt, daß er ohne ſie ſchwerlich den dringenden Winken ſeiner Ketterin gefolgt wäre. Er weckte ſeine Leidensgefährtin, riß ſie mit ſich fort, und da ſie, obſchon unfähig, ſich ſogleich in den Zuſammenhang dieſer Dinge zu verſetzen, ſich doch ohne Schwierigkeit in ſeinen Willen und ſein Beiſpiel ergab, ſo ging die Flucht ohne Hinderniß von Statten.

Ein ſiegreiches Volk umgiebt ſich nicht mit Palliſaden; die Hauptſtadt der Hovas war offen, ohne Mauern und Thore, und Hippolyt erreichte glücklich mit ſeinen Begleiterinnen den nächſten Wald, deſſen Schatten den Dienſt der eben verſchwindenden Nacht ablöſten. Hier ließen ſie zum erſten Mal den eilenden Füßen einige Raſt, die um ſo nöthiger war, da Ararata einen heftigen Schmerz am Schenkel verſpürte, der ſie faſt verhinderte, ohne Weiteres den Weg fortzuſetzen. Das Blut floß aus einer Wunde, die ſie ſich vermuthlich bei dem Ueberſteigen der Mauern in der Wohnung des Scharfrichters zugezogen und jetzt erſt bemerkt hatte. Die Amme wollte von einer längeren Verzögerung nichts hören, ſie drang in Hippolyt, ſeine arme Freundin im Stich zu laſſen und ſein Leben, worauf Alles ankäme, in Sicherheit zu bringen. Doch Hippolyt war, ich will nicht ſagen, zu ſehr Liebhaber, ſondern zu edel, als daß er eine Rettung ohne Araraten gewollt hätte. Er riß Blätter von einem Baume, wo er ſie am breiteſten fand, und ſuchte ſie trotz der eben über die Zinnen des königlichen Palaſtes ausblitzenden Sonnenſtrahlen auf der brennenden Wunde zu befeſtigen.

Ararata lag erſchöpft im Graſe und die Amme zerrauſte ſich das Haar, denn ſie ſchwur, daß der Wächter von der Burg der Königin ſchon gerufen hätte, und die ganze Stadt jetzt belebt würde. Sie ergriff Hippolyt bei den Armen und ſuchte den zärtlichen Wundarzt zu entführen, aber er wand ſich von ihr los und betheuerte, eher keinen Schritt zu weichen,

bis er nicht wußte, daß Ararata sein eigenes Loos theilte. Die Amme, seinen festen Willen zu beugen verzweifelnd, stürzte auf seine mißglückenden ärztlichen Versuche zu, riß den Laubverband von der Wunde und beschied sie Beide, einige Augenblicke zu harren. Sie eilte in's Gebüsch, um irgendwo den Baum Sondifasat aufzusuchen, dessen Blätter die Malgaschen mit vielem Erfolg auf frische Wunden legen.

Inzwischen schien der lichte, sonnenhelle Tag zwischen die Bäume des Waldes hindurch, und die Räume, welche deren Wipfel oben offen ließen, füllten sich mit dem Blau des Himmels. Hippolyt wagte es, dem Rande des waldigen Gebiets näher zu treten und täuschte sich nicht, wenn er seine Flucht für das Ziel einer eifrigen Verfolgung ansah, die, noch in Staubwolken gehüllt, die Fußtapfen der Flüchtlinge aufzusuchen schien. Er lief zu Araraten, die sich zum Theil erholt hatte, führte sie in voller Bestürzung an den Saum ihrer Schutzwehr, die sie nur einige Augenblicke noch unsichtbar machte, aber Beide erkannten die Knechte ihres Herrn, die kaum noch tausend Schritte von dem Walde entfernt waren. Die äußerste Noth zwang sie jetzt zur schleunigsten Fortsetzung ihrer Flucht. An die Rückkunft ihrer Führerin war kein Gedanke mehr; in heftiger Eile bahnten sie sich durch das niedere Gesträuch einen Weg und strengten sich auf das Außerste an, ihren Vorsprung wenigstens zu verdoppeln.

Vielleicht gelang ihnen das; denn das Geschrei ihrer Verfolger entzog sich bald ihrem Ohr, und sie rechneten schon in einer beträchtlichen Hörweite von ihnen entfernt zu sein. Ihre von dem zurückgebogenen Gesträuch blutig geritzten Körper athmeten tiefer, sie glaubten ihre Schritte mäßigen zu dürfen und entsetzten sich daher um so mehr, plötzlich ein herannahendes Geräusch im Gebüsch zu vernehmen. Noch hatten sie keinen Entschluß gefaßt, als in stürmischer Eile ein dichter Strauch sich öffnete und die Wilde, der sie Alles verdankten, athemlos auf sie zustürzte, ihnen die nächsten Bäume zeigte und sie zwang, diese augenblicklich zu erklettern.

Nichts konnte von beiden Seiten mit größerer Gewandtheit, nichts aber auch so zu rechter Zeit geschehen. Denn fast noch auf derselben Stelle, wo sich die Wilde von dem Gelingen

ihres Rathes überzeugte, hätten sie die Verfolger der Entflohenen ergriffen. Sie stürzte fort und sank, da aus allen Gebüsch die bewaffneten Knechte des Scharfrichters hervorbrachen, von einem Pfeile tödtlich getroffen, nieder. Die Treue hatte sich ihrem jugendlichen Freunde zum Opfer gegeben, Hippolyt mußte sich fest an die Zweige des erstiegenen Baumes klammern, um nicht niederzusinken.

Die Getödtete hatte auf jeden Fall der Verfolgung eine für Hippolyt und Araxaten glückliche Wendung gegeben. Die Dränger verzogen sich in Richtungen, die immer die falschen blieben, sie mochten sie nach allen Seiten hin einschlagen. Der Lärm verhallte immer mehr, und zuletzt war Alles still, auch die Todte unter den nahen Gebüsch hatte zu ächzen aufgehört. Araxata, behend und muthig, schwang sich von einem Aste zum andern; sie traute dem dünnsten Reise, ergriff die vordersten Zweige des Baumes, auf dem sich Hippolyt nistete, und saß bald neben ihrem todtbleichen Gefährten, dem die schreckhaften Abwechslungen seines Schicksals die Zunge lähmten. Erst nach den zärtlichsten Liebkosungen und dem fast scherzenden Gelose Araxatens gewann er so viel Kraft, zu seufzen, und seine krampfhast auf einen trockenen Ast gestützte Hand zu erheben, um sie von seiner dunkelfarbigen Freundin erwärmen zu lassen.

Vor Anbruch des Abends wagten die beiden Flüchtlinge nicht, ihren Versteck zu verlassen. Als ihnen die scheidende Sonne zum letzten Male die deutliche Vorschrift des Weges, den sie ferner einschlagen mußten, gegeben hatte, stiegen sie von dem hohen Baume herab, traten noch einmal zu der Leiche, über welcher Araxata einen leisen Trauergesang anstimmte, dann sie mit einer Handvoll Erde bestreute, und setzten ihre Reise unter dem Schutze der Nacht und des waldigen Dunkels fort. Hippolyt nahm zum Andenken an die theure Frau, die sein Leben mit ihrem eigenen erkaufte hatte, eine ihrer früher von ihm bespöttelten grauen Locken mit sich, und gelobte sich, ewig die Erinnerung an sie, wie an einen Schutzgeist, heilig zu halten.

Diese nächtliche Flucht wurde mehre Male wiederholt; am Tage gaben die höchsten Bäume Schutz und die Nacht

räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Wilde Mustaten, Feigen, Nüsse von dem Riesenbaume Havama, Taka-Keben, die ohne Zucht und Pflege wachsen, und vor Allem die berühmten madagassischen Erdbeeren waren die Nahrung, mit welcher die Flüchtlinge ihren Hunger stillten: an Quellen fehlte es in diesen gebirgigen Gegenden an keinem Orte. Die Sonne zeigte ihnen am Tage die Richtung, welche sie entweder verfehlt oder einzuschlagen hatten, um dem Meeresufer nahe zu kommen, und in der Nacht konnten sie sich an die Stellung der Gestirne, den Morgen- und Abendstern halten. Sie rechneten, ihrem Ziele schon so nahe zu sein, daß sie anfangen, über das weitere Fortkommen nachzudenken, wenn ihnen endlich wirklich hinter einer Anhöhe der Meerespiegel entgegen blickte.

Eines Morgens hatten sie Beide eine sanfte Anhöhe erstiegen. Die Sonne stand schon auf dem halben Wege zwischen ihrem Aufgang und ihrem Zenith, das belebte Rauschen und Wehen der Natur war auch in dieser abgeschlossenen Einsamkeit hörbar. Hippolyt staunte bewundernd die üppige Wunderfülle dieser Gegend an, seine Blicke schweiften trunken über die blühenden Flächen, die sich an dem Fuße des Berges, auf welchem er stand, bis weit in die Ferne dehnten, und er täuschte sich nicht, wenn er in dem weißen Silberpunkte an dem Horizonte den ersten Gruß des Meeres zu entdecken glaubte. Rings um ihn her drängten sich in freier Naturungebundenheit die zahllosen wunderbaren Bäume dieser Gegenden und Gewächse aller Art. In der grünen Blätterkrone des Bohansilan gurrten negerfarbene Holztauben, goldene Quittenäpfel winkten durch das dunklere Grün des Hintergrundes, wo sich die Schirapalme streckt, von den verworrenen, vielästigen wilden Mustatbäumen die blauen Raben die Nüsse stehlen, die Hunits ihre gelben Schatten werfen und von der Sonnenhitze einen wunderbaren korallenartigen Schweiß treiben. Zwischen durch die niedern Gesträuche und ein Gewirr von tausendfach verschlungenen Schmarotzerpflanzen, Blüten aller Farben und Gestalten, die Anduranga mit ihren schmetterlingsfarbenen Blumen, Gentianellen mit violettnehm Schmuck, blaß veilschenblaue Tulpen, Alles duftend und den Sinnen

schmeichelnd. Hippolyt wurde von diesem Zauber überwältigt, er zog Araraten in das thauige Gras und blickte in stummem Entzücken durch die fast künstlichen Gänge und Terrassen dieses Paradieses.

Alein was nahmen seine Augen wahr? Welcher Freundschaftsrei schlägt an sein Ohr? Was besinnt sich Hippolyt noch lange, ehe er an zu lachen fängt? Es ist niemand Anders, er ist es selbst, Professor Polyglotte, der in bloßem Kopfe, mit einem selbst gefertigten Regenschirm und einem langen Tubus, durch diese Tropenwunder rennt. Er war mit Colas aus einem Bosket im Thale getreten, und hatte nicht sobald das oben auf dem Hügel sitzende Paar bemerkt, und sein Fernrohr angelegt, als er Hippolyt erkannte, einen Freundschaftsrei austieß und spornstreichs den Berg hinauf lief. Jetzt stand der drollige Mann vor seinem halbnackten, den Eingeborenen jetzt durchaus nicht verleugnenden jungen Freunde; der Athem war ihm ausgegangen, er leuchte und war leichenblaß wie immer, wenn ihm die unwillkürliche Angst seines eingetrockneten Blutes ergriff.

„Wenn ich nur erst Seitenstiche habe,“ ächzte er; „dann wird es besser. Aber mein Gott, Prinz, wo haben Sie so lange gesteckt? Ich habe mit diesem Tubus, der doch an das Aufsuchen von Sternen gewöhnt ist —“

Colas' Ankunft verhinderte ihn, seine Schmeichelei zu beendigen. Das Wiedersehen des alten Dieners und Hippolyt's war ein Act der stummen Nührung. Sie umarmten sich mit herzlicher Freude, und es währte lange, ehe sie Worte fanden, um diese auszusprechen. Hippolyt, sichtlich mehr ergriffen, als seine Freunde, konnte nicht sogleich die Fassung gewinnen, um Colas' und des Professors Fragen zu beantworten. Als aber diese sogleich über seine weibliche Begleitung zu forschen anfangen, da sagte er zu ihnen: „O, meine Guten, mein Herz ist so voll von Freude und zugleich von einem süßen Schmerz, wie Ihr es nicht begreifen könnt. Ich bin jetzt, da ich Euch wiedersehe, so reich, so glücklich, daß ich meine Empfindung nicht mit Worten zu fassen vermag. Ich habe Alles gebüßt, meine Thorheiten, meine Unarten gegen Euch, die Ihr so treu waret, meine Unachtsamkeit, meine Trägheit,

meine Gefühlskälte, Alles ist mir auf's Schrecklichste vergolten worden. Dies Geständniß hatte etwas Rührendes: Colas fühlte diese Stimmung viel zu sehr, als daß er seinen Herrn jetzt mit Fragen hätte überhäufen sollen; aber Polyglotte's Neugier kannte diesen feinen Tact nicht, ob schon er bei Hippolyt's Worten die Thränen aus den Augen wischte. Seinen dreisten Blick auf die mit sichtlicher Unruhe im Hintergrund harrende Ararata werfend, fragte er ohne Weiteres: „Aber königliche Hoheit, so geruhen Sie doch, Ihren treuesten Diener Dero Vermählung nicht länger zu verschweigen. Ich brenne vor Begier, meiner hohen Gebieterin die Huldigung darzubringen, welche ihr gebührt!“ — „Nein,“ sagte Hippolyt, des Professors knochige Hand ergreifend; „kein Wort mehr von jener Thorheit! Meine Begleiterin ist meine Freundin, die ich nicht verlassen darf. Ich verdanke Araraten Unschätzbares. Sie war mein Trost in der Sklaverei, sie richtete mich durch ihre Liebe auf und was Sie in Erstaunen setzen wird, Professor, von ihr hab' ich Madagassisch gelernt.“ — „Himmel,“ rief Polyglotte, „Sie können Madagassisch? Und Ihnen hat es der Herr Lieutenant zu verdanken? Madame, ich hoffte immer, daß auch ich diese Sprache verstünde. Ich werde Sie Arabisch anreden und Sie werden mir in Ihrer Muttersprache antworten.“ Und darauf setzte er mühsam einige Worte aus dem Koran zusammen, welche ungefähr so viel heißen sollten als: „Wie befinden Sie sich?“ Ararata fühlte, daß der Alte mit ihr sprach, sie sah ihn mit großen Augen an, lächelte dann und blickte zu Hippolyt hinauf, um ihn zu fragen, was der Mann wollte; sie verstand ihn nicht. Polyglotte aber, in der festen Meinung, sie hätte ihn verstanden, sprang einen Fuß hoch vor Freude und rief: „Welche feine Antwort! Madame sieht Herrn Hippolyt an; denn wie kann sie sich in seiner Nähe anders als gut befinden?“ Dann fragte er wieder mit zusammengedrücktem Arabisch: „Sind Sie eine Liebhaberin von schönen Gegenden?“ Und da Ararata zufällig einen Blick auf den Hügel zurückwarf, so schwur er, daß er Madagassisch spräche und beklagte nur, sein arabisches Wörterbuch in Tamatave gelassen zu haben; sonst würde er davon noch glänzendere Beispiele geben. — „Ist Tamatave

in der Nähe?" fragte Hippolyt, den die Narrheiten des Professors belustigten.

Auf dem Wege nach Tamatave, einer europäischen Niederlassung, wurden die seitherigen Schicksale der Freunde erzählt. Die Freude unter den Leuten von St. Marie, die um Hippolyt aufzusuchen mit herüber gekommen, war groß; nur beklagten sie, sobald wieder in ihr nacktes Eiland zurückkehren zu müssen. Dann baten sie Polyglotte, mit seinem Fernrohr die Richtung von St. Marie zu fixiren, weil Einige von ihnen schwören wollten, daß sie am frühen Morgen ein dorthin gehendes Segel bemerkt hätten. — „Ich werde sogleich den Ausschlag geben,“ sagte dieser und legte seinen Tubus an; „in der That, wenn am Glase des Rohrs mir keiner ein Stück Papier befestigt hat, so ist das, was ich sehe, eine Spanne weißer Leinwand.“

Als die Uebrigen herantraten, erwies sich die Vermuthung als vollkommen richtig. Ein Schiff kreuzte in der Bucht von St. Marie und die Erwartung bestimmte die Mannschaft, sogleich in See zu stechen. Vor Sonnenuntergang ließ sich die Insel vielleicht noch erreichen. Aus den Bekleidungen der Uebrigen setzte sich bald eine civilisirte Tracht für Hippolyt zusammen: selbst Polyglotte war so reich an Kleidern und Großmuth, daß er die einzige Manschette, die er trug, seinem Freunde anbot. Desgleichen wurden für Araxaten Umhüllungen verschafft, die ihr Austreten weniger nach dem Val Mabile machten.

Der weiße Punkt in der Ferne trat immer deutlicher aus den verschwimmenden, zitternden Farbenmassen hervor. Es waren die eingereiften Segel eines Schiffes, das sich bald als ein königliches erkennen ließ. Die Bewohner der Colonieen jubelten, weil sie ein aus Isle de France mit Lebensunterhalt oder dem Auftrage, sie nach Frankreich zurückzubringen, gekommenes Schiff vermutheten. Hippolyt wünschte, das Fahrzeug möchte für Europa bestimmt sein, und hätte es in diesem Falle lieber sogleich betreten, als daß er zuerst noch in die Einöde von St. Marie zurückkehren sollte. Die Pirogue fuhr dicht am Spiegel des ansehnlichen Seglers vorbei, und rief die oben aufgestellten Wachen an, wohin sie bestimmt wären.

„Nach Brest!“ hieß es, und Hippolyt's Herz schlug laut vor Freuden. — „Wann lichtet Ihr die Anker?“ — „Morgen in aller Frühe.“ Colas, die Absicht seines Herrn errathend, billigte diese, Polyglotte konnte es nicht, denn er war eingeschlafen.

Hippolyt schied, nachdem sie das Ufer erreicht hatten, dankend von den Colonisten, die sich um ihn so wacker verdient gemacht hatten. Er schlug einen kürzeren Weg ein, um des Commandanten Wohnung zu erreichen. Es war schon dunkel geworden, im Hause Culotte's brannte kein Licht, und an der Thür erklärte Matois, wie man glauben könnte, daß der Commandant an solch' einem Festtage zu Hause bliebe. Er sei schon den halben Tag hinüber zu des Pflanzers Cochon Wohnung. „Und der Capitain vom Schiffe im Hafen?“ fragte Hippolyt. „Alle, Alle!“ hieß es, und Hippolyt sah ein, daß er gleichfalls diesen Weg noch zu machen hätte. Er brachte Araxaten und seine Gefährten im Hause unter, befahl ihnen, am nächsten Morgen Alles in Bereitschaft zu halten, sie würden mit dem Schiffe nach Frankreich zurücksegeln. Colas kleidete seinen Herrn, froh und aus vollem Herzen bestimmend, in die zweite Uniform, die er noch als Reserve besaß, und bat ihn, bald zurückzukehren. Polyglotte war zu schläfrig, etwas zu antworten, und Araxate schließ schon fest auf Hippolyt's weichem Lager.

Es war in der Ordnung, daß sich Hippolyt unterwegs am eifrigsten mit dem Gedanken an die Schwester des Pflanzers Cochon beschäftigte. — „Sind Sie von den Todten auferstanden?“ rief Herr Cochon; „Herr Verora, was haben Sie uns für Schrecken verursacht. Wir schwuren, daß Sie irgendwo an der Küste zerschellt sein mochten und beklagten nichts so sehr, als Sie bei dem heutigen Feste unsres Hauses vermissen zu sollen. Wissen Sie schon, was hier vorgeht?“ Le Poivre und Heloise feierten ihre Vermählung! Hippolyt war darüber bald belehrt, er stotterte einige Glückwünsche für die erblassende Freundin, die mit ihm im Mondschein gewandelt war und Verse gemacht hatte, und bat darauf, ihn dem Capitain des im Hafen stehenden Schiffes vorstellen zu wollen. Mit diesem Mann allein zu sprechen gelang Hippolyt um so eher, als

Alles auf Heloisen zustürzte, die bleich und ohnmächtig in die Arme le Poivre's gefallen war. Unser junger Freund war bald mit dem Capitain einig, die Abfahrt war auf den Ablauf einiger Stunden festgesetzt, und die strengste Verschwiegenheit gegen die Gesellschaft zur Bedingung gemacht. Hippolyt benutzte die Verwirrung, um unbemerkt das Haus zu verlassen. Die Sehnsucht, zu seinen Freunden zurückzukehren, füllte bald wieder die Leere aus, welche Heloisen's Untreue auf einige Augenblicke in seiner Seele hatte entstehen lassen.

Als Hippolyt am andern Morgen Araraten zum Aufbruche mahnte, fragte sie ihn, wohin er sie führen wolle? „In ein Land,“ sagte er, „das mir eine zweite Heimath geworden ist, und das ich ohne Dich nicht wiedersehen mag. Du sollst die Theilnehmerin meines Schicksals sein, die einzige Eroberung, die ich zurückbringe; alle meine Freunde sollen Dich gleich meiner Schwester ehren; Du wirst die süße Sprache Frankreichs auf Deiner Zunge heimisch machen, und Dich den Gewohnheiten seiner trefflichen Bewohner anbequemen. Ich werde Dich niemals verlassen.“

Polyglotte führte, den Hut schwenkend, den Reisezug an. Alle seine Habe trug er auf dem Tubus, den er dem Commandanten einzig aus dem Grunde stahl, weil er damit seinen Gönner entdeckt hatte. Ein Boot harrete an der Brandung, man betrat das schwankende Element und stieg bald auf der herabgelassenen Strickleiter in den Kiel des Seglers

Hippolyt nahm in Frankreich wieder Dienste. Er trägt die Epauettes Louis Philipp's; Colas ist noch immer sein treuer Freund und Diener; Polyglotte hat die Anwartschaft auf einen Sitz in der Akademie; sein ausgezeichnetes Werk über die Verwandtschaft der arabischen und madagassischen Sprache befindet sich unter der Presse.

Noch immer liegt derselbe Schleier der Melancholie auf dem jungen Manne, der in ganz Paris als der Prinz von Madagaskar bekannt ist. Jetzt besäße er die Eigenschaften, seine Eroberung zu machen, vielleicht mehr als früher, er

kennt seine Muttersprache; aber er lächelt, wenn ihm Jemand dazu räth. Seine liebste Freude ist die, mit Colas und Polyglotte gemeinschaftlich einige Stunden traulich zu verleben und dem Andenken Araratens seine Worte und Thränen zu weihen. Die Unglückliche ertrug die Mühseligkeit der Reise nicht und fand in den Wellen des Oceans ihr kühles Grab.

Vergangene Tage.

Nach langem Widerstreben hat sich der Autor einem Verlangen gefügt, das von manchen Besitzern der zum ersten Mal im Jahre 1845 veranstalteten Sammlung seine Schriften ausgesprochen wurde. Man wollte von diesen weniger „Frucht“ als „Dornenstücken eines deutschen Malers“ mit der Feder ein Bild nicht ausgeschlossen sehen, das ihm aus den Steinen, die schonungslos mitten durch seinen Namen geworfen wurden, das Piedestal seines ersten Rufes schuf. Das zertrümmerte Bild existirt kaum noch. Aber man wollte doch das, was man natürlich auf's Neue gründlich tabeln, auf's Neue gründlich verwerfen, mit gewissenhaftester Schonungslosigkeit verdammen muß, sich nicht ganz entzogen sehen und nannte es am Autor sogar eine zage Unterlassungssünde, daß er eine seiner vielen anderen Sünden im Kämmerlein einer kleinen seit sechzehn Jahren vergriffenen Auflage und wohl gar in dem Kämmerlein seines Gewissens verbergen wollte. Die Menschen sind alle martialisch tapfer, wenn sie den Beweis dafür von Anderen verlangen! sind auch so großmüthig! Unsere kleinen Verdienste, unsere leidlich guten Thaten schenken sie uns von Herzen; die kümmern sie nicht; die sind gut besorgt und aufgehoben; aber unsere Verbrechen, unsere Untugenden, unsere Irrthümer, diese hegen und pflegen sie voll Liebe und Interesse, diese hätscheln sie voll Begeisterung für ihre eigene Vollkommenheit, voll Hingebung und Bereitwilligkeit, wo es nur um der Liebe Willen etwas zu strafen und zu verletzern giebt! Nicht wahr, Ihr

seid heute nachsichtig gestimmt? Wie langweilig wäre die Welt, wenn wir uns Alle nur gut gäben! Daß wir täglich Irrthümer, große und kleine Vergehen, uns zu Schulden kommen lassen, mehrt nicht nur die zum Leben so nothwendige Reibung der Zündstoffe des Herzens, sondern fördert ja auch die Tugendhaften allein selbst, die Moralisten, die Erzieher, die nie gesündigt, nie gefehlt haben.

Wie kann man eine dreiste That zurücknehmen? hat der Autor oft hören müssen. Es war ihm dabei immer, als sollte ihm eigentlich gesagt werden: Wie kann man sich dem für uns amüsanten Vergnügen des Spießruthenlaufens, dem für uns malerischen Schauspiel einer Kreuzeserhöhung zur Linken des Heilands, wo bekanntlich der zweite, der verstockte Schächer hing, entziehen! Wie kann man uns die Gelegenheit rauben, dich achselzuckend zu bemitleiden und als Folie unserer Vortrefflichkeit zu benutzen! Und wenn Du uns nichts, nichts bötest, als das Schauspiel eines reuigen, bußfertigen Sünders, eines in Sack und Asche trauernden, von Gewissensqualen gefolterten Abschwörers Deiner selbst, so wäre das schon ein Genuß für die vielen consequenten Charaktere, die bekanntlich im Wogendrang unsrer Zeit so unerschütterlich festgestanden haben.

Kurz, ich fügte mich endlich den wahren Freunden meiner Seele, die das Bedürfniß haben, mich so liebevoll zu verdammen. Ich bringe ihnen diese „unverantwortliche“ Wally mit geduldiger Ergebung wieder aus den Kumpelkammern der Antiquare und willige in die Bervollständigung der einmal begonnenen und nur durch neue Federversuche in Stocken gerathenen Sammlung meiner Erzählungen. Werde ich dabei den Zorn der Censur wagen? Diese ist ja abgeschafft. Die Wirkung alter Verbote? Die Ausnahmegeetze sind aufgehoben. Die Entrüstung der Theologie? Sie hat sich seither viel Gefährlicheres, Strauß, Feuerbach, Daumer müssen gefallen lassen. Verbot? Verfolgung? Ich meine unsere Bundespolizei hat soviel mit der Lectüre der bei den Haussuchungen in Beschlag genommenen Briefe zu thun, daß sie von den alten Thaten ihrer Vorgänger, den weisen Maßnahmen der weiland Metternich, Blittersdorf, Sochow, Tzschoppe

und den Gegenständen der Gefahr, die Diese gerade da suchten, wo sie sich später am wenigsten fand, denken werden: Laßt die Todten ihre Todten begraben! Und nur, da wir von Gespenstern, von Revenants aus dem Grabe reden, nur Wolfgang Menzel vielleicht knüpft die überraschenden Aufträge, die ihm auf der Burgzinne von Hohenzollern zur neuen Säuberung des deutschen Parnasses gegeben zu sein scheinen, mit dem an sich nicht uninteressanten Falle an, daß ihm auf sein erstes Verda? das er in die verdorbene Literatur unserer Tage rufen wird, wieder als Gespensterstimme die Antwort wird: Die Wally! Darauf hin muß der Autor, zur ruhigeren Würdigung eines diesmaligen Halsprocesses, etwas ausführlicher sein.

Er giebt den Wiederabdruck jenes vielbesprochenen Romans als geschichtlichen Mitbestandtheil einer nicht todt zu schweigenden literarischen Entwicklungszeit. Er will das Material der Zeitenchronik vervollständigen, um über diese für Jedermann ein Urtheil möglich zu machen. Er hätte deshalb gern auch die gegentheiligen Acten nicht umgehen wollen und sogar die schlimmsten Angriffe mit abdrucken lassen, wenn sie nur nicht so voll leerer und für unsere Zeit gleichgültiger Persönlichkeiten gewesen wären, wie z. B. die Brochüre eines gewissen, jetzt verstorbenen Bacherer, der den Autor, nachdem er ihn 1835 den Auswurf der Menschheit genannt hatte, schon 1840 mit dem Antrage beglückte, sich einen seiner „Freunde“ nennen zu dürfen. An solchen Metamorphosen ist unser Literaturverkehr reicher, als der Ovidische der Götterwelt, nur daß meistens bei uns aus früheren Schweinsrüsseln umgekehrt allmählig Menschenzungen, aus Tigertagen erst Katzenpfoten, zuletzt treue deutsche biedere Bruderhände werden. . . . Statt dieses Lärms der wildesten und nicht blos der W. Menzel'schen Lützower patriotischen wilden Jagd verweis' ich auf das Erkenntniß eines deutschen Gerichtshofes, der jener tragikomischen Literaturepisode durch einige Paragraphen des gemeinen deutschen Rechtes ein hinlänglich würdevolles Ende machte.

Vor sechzehn Jahren war die Zeit noch nicht so „aus den Fugen“, wie jetzt. Die Julirevolution hatte nur so ungefähr

angedeutet, daß die große Wiedergeburt Europas mit dem Sturz Napoleon's 1815 und den Schöpfungen des Wiener Congresses noch keineswegs endigen konnte. Man ahnte damals etwas von einer Fortsetzung der großen Gährungsproceße und Leuterungskrisen unsres gesellschaftlichen Körpers, warf sich aber doch in seiner Angst über die Entdeckung, die man von zweiten, dritten, vierten Acten des großen Revolutionsdramas machte, vorläufig auf die Lehre von Constitutionalismus und beruhigte sich bald damit, daß eine möglichst richtige Vertheilung von Autorität und ein möglichst besonnenes Gleichgewichtssystem zwischen den im Staate zur Aeußerung berechtigten Potenzen Ruhe und Friede wieder in die Welt zurückführen würde. Dies wurden die zum zweiten oder dritten Male angebotenen sibyllinischen Bücher, die damals unsere Staatsmänner mit ein wenig Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit hätten an sich kaufen können, aber selbst um diesen Preis, zwei Ständekammern zu theuer fanden, bis sie ihnen 1848 zu einem andern civilen Preise angeboten wurden. Nun, wir haben's ja erlebt, Staaten gingen wie alte Hemden auseinander. Aber merkwürdig! Gewisse Leute behalten immer Recht. 1849 brachte das Vorgefühl der militairischen Kraft, und unsre Politik ist schon wieder weiser geworden, als die Sibylle.

Das Murren, das vor sechzehn bis zwanzig Jahren in den Gemüthern nicht ausblieb, wenn es auch nicht sehr vernehmlich wurde, zog bekanntlich in Kunst und Literatur über und grollte sich auf diesem Bereiche gründlichst in jenen Schöpfungen aus, die man Tendenz-Literatur nennt. Eine Verstimmung kommt bekanntlich nie allein. Thut uns eine Sehne an der kleinen Zehe weh, so leidet der ganze Körper. Consensuell grübelte, grämelte, zweifelte man damals an Allem. Die constitutionelle Monarchie nach den Paragraphen von Pölitik und Zachariä erschien den jungen Politikern nicht im Mindesten das Manna, das die Kinder Israels in der Wüste nähren und erquicken konnte und wie in der Wüste wanderte bald der Menscheng Geist und nahm kleine Dasen, wie den St. Simonismus, für neuentdeckte grüne Gilande der Rettung, den Communismus für wirkliche Cristenzen mit rauchenden Schorn-

steinen, schmackhaften Mittagstischen und allen comfotablen Bequemlichkeiten, für die man nichts weiter zu bezahlen brauchte, als den einfachen Nachweis, ein Mensch zu sein. Es waren Fata Morganen. Und das that nichts, es schwankte und wankte damals in dem Bestehenden so bedenklich, wie die Häuser beim Erdbeben von Lissabon. Was war nicht Alles in Frage gestellt! Der Enthusiasmus für eine mögliche „andere Welt“ hatte sogar jenen bewundernden philosophischen Ausdruck für das Bestehend-Wirklich-Bernünftige, bekanntlich das Königreich Preußen, allmählig, wie man zu sagen pflegt, unterwühlt, aufgelockert und an einem schönen Frühlingstage im März 1848 ein absolutes Gegentheil aller Dinge als die geheime stille Liebe aller Menschen, selbst der preussischen Hofräthe, an's helle Sonnenlicht gebracht. O diese stille Liebe jener Zeit vor sechzehn Jahren! Was nicht Metternich mit der Wonne eines Nitterwöchner's dritter Ehe damals die Lieder von Heinrich Heine und mußte sie ihm sein erster Secretär, Herr Besque von Püttlingen, nicht in Musik setzen und jeden Abend in seinen Soireen am Klavier vorspielen? Waren Minister und Fürsten nicht, wie jener bayerische von Wallerstein, allmählig zur Demokratie reif? Trug nicht Blittersdorf im März die größte dreifarbigte Kokarde, die in Frankfurt nur in irgend einem Lädchen der charaktergeraden Zeil oder consequenten Schnurgasse konnte aufgetrieben werden? Wer würde hier Furcht, Berechnung der Umstände, Talleyrandismus, Scribe'schen Bertrant et Raton sehen? Es war die stille Liebe auch der Hohen für das Höchste. Die Zeit von 1830 bis 1848 war reich an Bundestagsprotokollen, Censurverböten, Einkerkelungen, Localausweisungen aus allen Staaten der deutschen Landkarte; aber unter dieser hergebrachten Eisesdecke der einmal in den Paragraphen der deutschen Regierungspraxis üblichen vier Jahreszeiten wogte und wallte das Meer, bewegt vom Athemzuge des ewigen Frühlings. Die stille Liebe zu allen möglichen Idealen der Menschheit hatte in jener Zeit Jeden ergriffen und gab jener Epoche einen vorzugsweise träumerischen und um so unpraktischeren Charakter, als man in einem Lande ohne Deffentlichkeit, bei einer Presse mit Censur zu einer vollkommenen Stubeneristenz im Volke

gelangen kann, wie noch jetzt in Rußland, wo sich ebenfalls zwei Extreme nebeneinander hinziehen, die französische wilde, orgienhafte Phantastik in der Liebe zu den neuen Ideen und über ihr die Eisdecke Sibiriens. Ja, ich glaube fast, daß der Czar auch nur deshalb die Revolution so haßt, weil ihn in einsamen Kassandrahellen Nächten auf seiner Schlummerstätte seine Träume von einer möglichen schöneren und freieren Ordnung der Welt schrecken und die Revolution durch das Uebermaß des Hasses auch bei ihm stille Liebe geworden ist.

Man braucht nur die Bewunderung unserer Zeit vor dem Londoner Glaspalast und die außerordentlich zunehmende Vereinfachung unserer politischen Wünsche — die Deutschen wenigstens wissen doch wol endlich, was sie auch ohne Gager'n'sche Parole jetzt zu wollen haben — zu vergleichen mit dem Aufsehen, das damals Dr. Strauß mit dem „Leben Jesu“ machte, um von jener in materiellen Dingen noch ziemlich naiven, am Phantastischen und Speculativen aber übergesegneten Zeit nach der Julirevolution eine Vorstellung zu haben. In Zürich ein Volksaufstand um die Berufung eines Professors, der damals noch nichts verbrochen hatte als daß er die hervorragendsten Thatsachen aus der Lebensgeschichte Jesu für eine im Messiasbegriff involvirte nothwendige mythische Verpersönlichung von Allegorieen erklärte! Alle Facultäten waren im Aufruhr. Alle Regierungen berathschlagten über die Maßregeln, die sie gegen die Gefahr der Kirche zu ergreifen hätten. Jede auf dem meist so ruhigen Spiegel der Deseffentlichkeit aufgeworfene kleinere Blase erregt Aufmerksamkeit. Und in der That waren die Erscheinungen, die von sich reden machten, keine geringen. Hegel, Schelling, die neugewonnene Theilnahme für den plötzlich liebevoller ergründeten Goethe, die künstlerischen Regungen Düsseldorfs und Münchens, die wachsenden Monumente, König Ludwig's Kunstideen, womit er eine kleinliche Politik vergessen machte, Fürst Bücker, ein Bindeglied der Stände im Urtheil über „allerhand und noch einige“ Dinge, Bettina, aufgehend wie ein märchenhafter Morgenstern und uns an wunderbare Krippen kindlicher Anbetung geleitend, Rachel, die alles Auflösende, Zerzupfende, Alles anders und Jedes um

seiner selbst willen neu Betrachtende, dazu die prächtige, wort- und gedankenblendende neue Lyrik Lenau's und Rückert's, die reiche wissenschaftliche und kritische Debatte auf allen Universitäten, wo junge Kräfte allmählig reiften, die später in den Vierziger Jahren im Wirken von Ruge und Feuerbach ihre Organe fanden. — Das war eine Zeit, so sonnenhell, so bewegtbewegend, so bunt, schallend, daß man sie mit den beiden unvergleichlichen Sommern von 1834 und 35 selbst vergleichen möchte, diesen beiden gesegneten Frucht- und Kelterjahren, wo über alle deutsche Gauen ein so goldenes Netz ausgespannt schien, daß es überall glitzerte und schimmerte, wie von Sonnenstrahlen, die sich allabendlich an vieltausend Fensterscheiben brechen. Nie schienen die Wogen des Rheines meergrüner zu wallen, nie die Aehrenfelder goldner sich zu wiegen, die Fruchtbäume nie schwerer zu tragen, die Bienen auf der Flur und in Blumengärten wohliger zu summen als in jenen beiden Wunderjahren. Alle Welt war in Bewegung. Nie ist seit Jahren soviel gereist worden, wie in jenen beiden Jahren 1834 und 1835. Oder täusche ich mich? Oder ist das Alles nur Sonnenglanz der Jugend — der auch die Erinnerung vergoldet?

Doch wohl nicht ganz die Jugend. Es war eben darum so erschreckend, daß der Selbstmord jener Charlotte Stieglitz die düstere Unterbrechung eines so lichten frohbewegten Ideen-Tages werden sollte. Alles strömte damals der Sonne und dem Leben zu und nur ein einziges Herz entfernte sich verzweifelnd, gramumbüstert aus dem regen Verkehr einer arbeitenden und nach Bewährung ringenden Welt. Siner schwachen Dichterkraft opfert sich ein Weib, das vom Heroismus der Selbstaufstopferung und einer Weiselsucht des Geistes gehört hatte, an der der „arme Heinrich“ krank läge und von der dieser nur „durch eine reine, für ihn sich in den Tod gebende Magd“ könnte gerettet werden! Beim Abrahamsopfer und auf dem Seciertische von Salerno kam die äußere oder innere Gottheit, die des Himmels oder des Herzens, rettend mit der Genüge dazwischen, die den Willen für die That einstehen ließ. Aber jene arme Charlotte rettete kein Widder, keine Demuth des Ritters in Hartmann von

Mue's Gedicht, der lieber krank bleiben wollte, als durch den Tod der Mayerstochter gesund. In ihrem stillen Kämmerlein schenkte die Stieglitz wirklich dem misersüchtigen Berliner Poeten ihr Leben, ihr Herzblut, ohne daß es — traurig genug! — in ihn hinüberfloß und ihn wie er gewünscht, sie gewollt hatte, zum bessern Dichter, Dichter mit Hintergrund, „mit dem großen Geschick“ machte! Dieser grauenvolle Tod, der so ernst das Berliner allästhetische Theelöffelgeklapper unterbrach, wurde die Anlehnung unseres Buches, zu welchem ein von einem jungen Mädchen in Gesellschaft wie mit starrem Schrecken ausgestoßenes Wort: O schweigen Sie! Wie läßt sich begreifen, was wir glauben sollen! die erste Veranlassung bot. Selbstmord um eine Idee, Selbstmord um eine im Glauben und in der Liebe wankend gewordene und fortgezogene Stütze — es erschien nicht unmöglich, wie der Autor wenigstens wollte, eine tragische Parallele zu geben zum scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite. Wer ergründet, was Alles unter der Decke unserer conventionellen Begegnungen schlummert? Dieser Roman, veranlaßt durch den Tod der Charlotte Stieglitz, wollte den Versuch machen, ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit und — unter der nächsten Alltäglichkeit darzustellen.

Eine Ansicht von der Wirkung, die überhaupt Bücher haben können, besaß der Autor nicht. Was er bis dahin geschrieben, schien ihm über die Sphäre des „Handwerks“ nicht hinausgekommen und nichts imponirt bekanntlich weniger als ein gedrucktes literarisches Urtheil. Die Wirkung des im September 1835 von einem Neuling erschienenen Buches war Anfangs ein bedenkliches Schweigen, dann ein Unwille, der sich nur etwas legte, als die mehrerwähnte Kritik über alles Maß üblicher Polemik hinausgriff und des Verfassers persönliche Freiheit gefährdete. Einige Stimmen versuchten auf das in der Wally angeregte Thema einzugehen und ließen sie unter mancherlei Gesichtspunkten gelten. So besonders der greise Paulus in Heidelberg, der mit einem gedruckten Sendschreiben an den inzwischen gefangen gehaltenen Autor die Meinung der Richter günstiger stimmte, sie wenigstens in eine

gewisse Berechtigung einblicken ließ, solche oder ähnliche Themata sich jetzt zu dichterischer Behandlung auszuwählen. Daumer in Nürnberg fand sogar: „daß Wally sich aus reiner Religiosität getödtet hätte“. Wichtig ist gewiß, daß Grübeln und langwieriges Denken, wenn auch zuletzt Zweifel an Religion, nur aus wirklichem Interesse für Religion entsteht. Unter dem Scheine des Hasses verbirgt sich eine ihrer selbst nicht bewusste Liebe. Wenigstens sollte Niemanden Wunder nehmen, wenn die Phrenologen an dem Kopfe des bewußten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten.

Der verstorbene Minister Leopold's von Baden, Staatsrath Winter, gestand dem Verfasser, daß man ohne jene Anforderung zum gerichtlichen Einschreiten, die das Stuttgarter Literaturblatt gebracht hatte, es bis zu einer so auffallenden Proceßur, wie ein Proceß um einen Roman war, nicht würde haben kommen lassen. Die gezwungene Entfernung vom Tummelplatz einer so wüsten Polemik, wie sie nicht enden zu wollen schien, war dem Verfasser ein wahrer Trost, eine Erquickung geworden. Er hörte die Thür seines Gefängnisses hinter sich mit dem Gefühl zuschlagen, das ein Verbrecher empfinden mag, wenn ihn die Strafe für kleine Fehle von vielleicht schon überlegten größeren abhielt, oder das ein Held empfinden muß, wenn er in der Schlacht, die er verloren, auch untergeht. Das Geständniß, daß man einen unreifen, der Welt unkundigen Jugendsinn im Moment einer großen unbedacht gegebenen Blöße überrascht hatte, konnte im Verfasser nicht unabgelegt bleiben. Er fühlte bald, daß er den ideellen Inhalt seines Buches behutsamer, wirksam angelegter hätte vortragen können, nicht in der Erregung einer so von den Rättseln der Zeit in Unruhe versetzten, nur dem Eingeweihten der neuen Dicht- und Denkproceßverständlichen Subjectivität. Die Selbstvertheidigungen machten das Uebel ärger, und so waren die zwölf Wochen einsamer Unterhaltung mit mancherlei erst in der fünften oder sechsten Woche der Haft ihm zugekommenen Büchern und noch zahlreicheren Mäusen eine wahre Wohlthat für des Verfassers überlegten Entschluß, sich weder eine Kugel vor den Kopf zu schießen,

noch über den Rhein nach Frankreich zu entfliehen, sondern die Ungewitter in der Luft und die noch unruhigeren in der eigenen Brust sich austoben zu lassen und nach der Erkenntniß des sonderbaren Maßes, das zu allen Zeiten der Literatur nur zugestanden zu sein scheint, in seinem Streben wieder von Born anzufangen.

Wenn nun jetzt der Autor nach sechzehn Jahren, wo sein Buch zuerst erschien und wo er es selbst, wie man eine alte Unglücksstätte vermeidet, seit sechzehn Jahren auch zum ersten Mal wieder gelesen hat, den Eindruck, den es ihm machte, näher bezeichnen soll, so wird er erstens ehrlich bekennen müssen: Dieser Roman ist nicht bloß eines psychologischen Problems wegen geschrieben. Die Goliaths, die das kleine Büchlein massakrirten, hatten vollkommen Recht, wenn sie die romantische Einkleidung des Ganzen für eine Bagatelle erklärten, die dem Autor nur in zweiter Instanz Werth hätte haben können, während ihm die polemische Tendenz gegen die Ansprüche des Theologen- und Kirchenthums die Hauptsache war! Der Verfasser theilt in der That die Abneigung der vernünftigen Denker gegen das große geistliche Phantasma der Jahrhunderte, das mit so vielen Ehren und Würden bekleidet, mit so vielen Unterlagen von äußerer Autorität in dieser Welt gehoben und gestützt würde. Er gesteht, den Augenblick für eine wahre Himmelswohlthat zu halten, wo Christus, wie er uns verheißen hat, wieder zur Erde niederschwebte und uns eine vernünftigere Auslegung seiner Lehre gäbe, etwa eine solche, wie man empfindet, wenn Millionen Menschen auf die sich verfinsternde Sonne blicken und der auf sie fallende Schatten des Mondes uns die wunderbare Maschinerie des Universums in einem Grade vergegenwärtigt, daß wir die Achse aller Himmel und Erden glauben knarren und ächzen zu hören und uns sagen müssen: Was ist doch diese kleine Tellus mit ihrem Glauben, ihrem Meinen, Hoffen, Ringen, Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie die unsre ihre Geschichte haben werden! Wer diesen großen schwarzen Ring in der Sonne statt am 28. Juli 1851 schon sechzehn Jahre früher gesehen hätte, würde auch vielleicht nicht die Polemik gegen den Wahn der Erde etwas königlicher

und majestätischer geführt und sich gar auf den kleinen Plänklerkrieg gegen Berliner Consistorialräthe und Potsdamer Generalsuperintendenten eingelassen haben. Geboren unter diesen ehrwürdigen Kirchenlichtern, vergaß der Autor, daß solche Composition, wenn man mit der Scheere an ihr sich zu schaffen macht, beim Laufe dieser Welt nur immer desto heller brennt. Der Reiz, diesen für ihre Mitwirkung der Befestigung jenes bekannten philosophisch Bestehend-Wirklich-Bernünftigen, des Preußischen Staates vor 1848, meist mit rothen Adlern geschmückten Geistlichen in Erinnerung zu bringen, daß ein Voltaire, Hume, Lessing, Bayne, Volney gelebt haben, war für eine jugendliche Entwicklung zu mächtig; nur daß die eisernen Handschuhe, die der dreiundzwanzigjährige Streiter dazu anzog, für's Fliegenfangen in zu komischem Contraste standen zu unsrer Zeit, wo zwar jenes große Phantasma noch in voller Macht und Blüthe steht, aber doch das Gedeihen der kleinen zukunftsreichen Nebenpflanzen, z. B. der freien Gemeinden und des Deutschkatholicismus nur noch von den Maßregeln der Politik niedergehalten wird, einer Politik, die wir billigen müssen, da doch ohne Zweifel unser Aller Meinung die sein wird, daß ein kleinliches Dasein für Ideen nicht paßt, die am großen Tage der Befreiung mit dem Purpur der Cardinäle ihre jetzige Armuth und Blöße bedecken sollen. Also — über die wahre und deshalb verfehlte Absicht jenes Buches keine Verhüllung! Indessen — vom poetisch-literarhistorischen Standpunkte scheint mir das kleine Gemälde minder mißlungen und in der That beachtenswerther, als die gewöhnliche Phrase: „Ein poetisch unbedeutendes Buch“ andeutet.

Für einen Ausdruck jener schönen Sommerzeit, wo die Rosen so voll blühten, der 34er sich im Fasse regte, Bettina wie eine Mignon den Eiertanz der „Schwebereligion“ gaukelte, die Rahel dialektische Gedankencharpie zupfte, die Birchpfeifer noch bei ihrer Periode Hinko war, noch nicht den Tasso von Potsdam spielte, für den Ausdruck einer so hoffnungsreichen, poetischanstrebenden, in Georg Sand, Byron, Lamartine noch weltbewegende Anregungen findenden Zeit, wo wir von dänischer, schwedischer Quengelei, neuromantischem Märchenquart und Sonntagsnachmittagslyrik mit Goldschnitt für Geheime-

rathstöchter noch frei waren, für diese Zeit, wo für einen misel süchtigen Dichtergatten eine Dichtergattin ihr bestes Herzblut verströmte, ist diese Wally oder Walpurgis, wie der nicht abgekürzte Name heißen würde, ein Schemen, der sich auf dem tollen Sabbath des damaligen Ideen=Blocksbirges sehen lassen konnte.

Walpurgis, die Zweiflerin, ist die französische Hère Lelia in deutschem Gewande. Lelia hat freilich Voltaire und Boccaz, unsre Walpurgis nur Tieck's Novellen und die Leipziger Modezeitung gelesen, aber ich glaube, Walpurgis schreibt kalligraphischer als Lelia, sie hat besseren Schulunterricht genossen und ist reinlicher, weil sie eine Deutsche und ihr Vater kein Blaustrumpf ist.

Lelia ist ein schönes Ideal, das sich, von Tizian gemalt, prächtig an der Wand ausnehmen würde. Die arme Walpurgis ist nur so ein Aschenbrödel der Realität. Im ersten und zweiten Buche des Romans hat sie Etwas, als wenn wir sie Alle gekannt hätten, als wäre sie eine Freundin unsrer Schwester, eine Geliebte unsres Bruders, die den Armen höchlichst quälte und seine Phantasie immer wieder aus allen Himmeln in das Lehrzimmer irgend eines Pensionats für Töchter edler Herkunft hinunterfallen ließ. Mit unsrer kleinen Walpurgis kann man Reifen schlagen, Federball werfen, sogar Whist spielen, kann ihr den Arm hinhalten, um das Garn daran abwickeln zu lassen, kann mit ihr eine große Intrigue über die Tourenkarte des nächsten Balles beginnen. Alles Das kann man mit der majestätischen Lelia nicht, und doch hat auch diese die Ehre gehabt, auf allen Theecomforts des Faubourg St. Germain verbrannt zu werden. Man lese die Unarten unsrer Walpurgis! Sie ist ganz so capriciös, wie Ihr Alle wart, als Ihr das Unglück hattet, schon 1835 zu leben und menschlich, oder wenn Ihr Frauen seid, halb englisch, halb wie junge kleine Tigerkätzchen zu fühlen.

Dieser „als Roman so unbedeutende“ Roman besitzt unter den Autoren viel stille Verehrer. Er ist weidlich zerlesen worden. Der „gespenstige Tambour“ trommelt als Marggraff'sche Ballade mit ungenannter Quelle in mancher Anthologie, selbst „Graf Waldemar“ entdeckt hier, daß man sich auf eine alte

Liebe nur noch flüchtig besinnen kann. Aber es ist wahr, wir sind an besseren Romanen reich gesegnet. Indessen ein leises Fürwort möchte ich für ein gewisses Etwas im Colorit des kleinen Buches einlegen. Es ist so aphoristisch, skizzenartig, lakonisch hingeworfen, daß ich meine literarischen Collegen bitte, nicht immer die literargeschichtliche Verurtheilung, sondern lieber das Corpus delicti selbst noch einmal zu lesen und mir die Frage zu beantworten: Hätte sich wol aus diesem Buche ein leidlicher Entwicklungsgang prognostiziren lassen, wenn man nicht auf zehn Jahre dem Autor einen Todesschrecken in die Finger gejagt und ihn gezwungen hätte, in Allem, was er ferner hergab, sich gleichsam gegen sich selbst zu verwahren? Der Verleger klagt über die Hemmung, den gestörten Absatz. Preußen verbot sogleich alles Zukünftige von diesem Autor. Da konnte man schon einige Jahre den leitenden Faden seines inneren bewußten Selbsts im Literaturlabyrinth verlieren. Es ist eine große Heldenthat, die nackte Hand in ein glühendes Kohlenbecken zu halten, wie Mucius Scävola gethan; aber es ist auch Heroismus, in einer dummen oder unklaren oder falschverstandenen Phrase abbrechen und, noch ehe man sich ausgesprochen und vertheidigt hat, verstummen zu sollen. Wie lange hat der Autor gebraucht, Voreingenommenen zu beweisen, daß „Emancipation des Fleisches“ nur ein albernes Wort für einen ganz unschuldigen Begriff ist! Es wundert mich, daß sich der Autor nicht Operntexte schrieb oder Kalender oder eine Geschichte der Deutschen verlegte, in der alle Nationen erbärmlich, nur die Söhne Thuiskon's einzig und erhaben dastehen.

Wird denn nun also noch nöthig sein, daß der Autor über die alte Schuld sein jetziges Verhalten bekenne?

Ueber Religion und Christenthum denkt er, trotzdem, daß er an Vogt's physiologische Briefe und Rudolph Wagner's endlich entdeckte „psychische Bläschen“ im Gehirn nicht glaubt, doch seit dem großen schwarzen Mambrinushelm in der Sonne vom 29. Juli h. Nachmittags 3¹/₂ Uhr von allem unserem Nüstzeug in Glaubenssachen so absonderlich, daß ihm eine Polemik, wie die in jenen Geständnissen über Religion und Christenthum, jetzt als reine Don-Quixoterie erscheint. Das

Studium des großen wunderbaren Kosmos, die Zunahme unserer Einsichten in der Naturkunde wird uns über die Fragen der falschbegründeten Religion milder und ruhiger stimmen. Man wird keineswegs christlicher, aber auch nicht unfrommer werden als sonst. Man wird von der Geschichte des „Heilandes“, seiner Jünger, der ersten Christen und den späteren Schicksalen und Läuterungen der Christuslehre das entnehmen, was in diesen Offenbarungen des ringenden Menschengeistes mit unserm eigenen Bedürfnis nach Geisteslicht und Lebenswärme übereinstimmt, mit einem Worte das, was am Christenthum die gleiche Passivität unsrer noch immer nicht befriedigten Sehnsucht nach Erkenntniß bezeichnet; im Uebrigen aber wird die gehässige Weltlichkeit, wie jene Sehnsucht fast zwei Jahrtausende lang sich aussprechen und halten durfte, immer mehr absterben und mit manchen anderen Trümmern der Vergangenheit den großen Strom der Vergessenheit hinunterschwimmen. Man wird über Religion anders fühlen können als Feuerbach, aber über das Christenthum kaum noch anders als David Strauß. Der große Umstand, den der Autor in diesem Buche von gewissen Demonstrationen gemacht hat, richtet sich im Auge des Aufgeklärten von selbst.

Bedenklicher ist dagegen, vom sittlichen Standpunkt aus, jene Parthie des zweiten Buches, die man die Sigunenscene genannt hat. Die gesunde Vernunft und die Phantasie gehen nicht zusammen. Diese denkt sich Möglichkeiten, vor welchen jene ein Schwindel ergreift. Die erste Naivetät der Bekanntschaft mit den über alle Maßen natürlichen Romanen des Mittelalters ließ ihn glauben, man würde sich auf die Symbolik einer im Geiste vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollführten Vernichtung seiner selbst vor der Macht eines geliebten Andern, mit nachgiebigem Zugeständniß einlassen. Ganz im Geist jener absoluten Schönheitswerbung, wie sie gleichzeitig in der Düsseldorfer Malerschule stattfand. Wollte man doch sonst am Leben nur die bunte Farbe, nur den Duft der Blume, den Sonnenschein gelten lassen; nur ein Klingen und Singen wie von Elfenstimmen hören und den lockenden Tönen in den geheimnißvollen Wald folgen, wo man Zauberpaläste, Schwanen-Jungfrauen auf

glänzenden Seen zu entdecken hoffte. Wie Recht hatte vielleicht der weise Bundestag, diese Träumerei, als sie sich von der Palette auch auf's Papier begab, durch seine Verbote und Verfehmlungen zu unterbrechen! Denn wie verworren und gerade deshalb so gefährlich die Jugendphantastie denkt, beweist der Umstand, daß sich der närrische Autor damals einbildete, in jener Sigunenscene Wunder etwas Sittliches empfunden und geschildert zu haben! Er begriff nicht, wie man in ihr ein Aretin'sches oder Parny'sches Dosenstückchen wittern konnte. Die kritischen Rüsselkäfer wühlten in dieser Scene, als hätte es niemals einen Urdinghella gegeben! Etwas mehr Verstand und Geschmacl und weniger Bosheit hätte sagen sollen: Diese Abälardphantastie hat etwas komisch Lateinisches und scheint geradezu aus dem Kloster zu kommen der Bücherei, wo die alten Pergamente liegen! Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, sondern höchstens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen sollen.

Soviel ist gewiß, je weniger wir Deutsche Klosterbrüder bleiben, desto sicherer werden wir ähnliche Irrgänge des Denkens und Phantasirens vermeiden. Die Censur war die gefährlichste Clausur. Die geschorene Stirn des geistigen Mönchthums ist dem Sonnenstich viel ausgesetzt als der alte freie germanische, wenn auch unbedeckte Haarwuchs. Die Deffentlichkeit, die Freiheit des Staatslebens, die großen Ideen im Ganzen und Allgemeinen werden uns solche Regulatoren unsres Wirkens und Schaffens werden wie im Theater die Bergegenwärtigung des Publikums den Dramatiker erzieht. Vor Allen prüft man sich, ob man etwas sagen dürfe, was man vor einem Einzelnen zu sagen keinen Anstand nimmt. Ein Nationalkörper, der für alle seine Bewegungen freien Raum hat, dem kein Arm gebunden, kein Fuß gehemmt ist, wird auch eine gesunde und klare Nationalseele austragen. Darum wohltauf! Die Fittiche nicht hängen gelassen, sondern der Sonne zugeflogen! Für uns Deutsche liegt sie schon in dem einen Worte: Eine große, ungetheilte Nation mit den starken Organen einer natürlichen und freien Bewegung!

So danke man denn viel lieber dem Verfasser, der es auf die vielen Anfragen nach dem schlimmerufenen Buche, die

Angebote, die man den Antiquaren macht, um das selten-gewordene Corpus delicti herbeizuschaffen, der Neugier des Liebhabers bequemer macht und einen Abdruck selbst veranstaltet, in welchem nur einige wenige unwesentliche Dinge geändert worden sind. Im Uebrigen denke man von dem, was in der Literatur nicht jenen geraden Weg geht, dem Jeder allein folgen möchte: Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen eindrücken müssen. Ihr habt Mittags gut spazieren wandeln! Gedenket derer, die zwischen Feld und Wald und Weiler im ersten Morgengrauen auf zuweilen doch unübersehbaren Schneeflächen (wer ermißt das Reich der Ahnungen!) zuerst die Wege wieder suchen mußten und dabei keinen andern Führer hatten, als den Rauch aus jenen fast unsichtbaren, weiß verhangenen Schornsteinen, wo dem so Bequemgebetteten schon in aller Frühe der labende Mokka dampft!

I.

Wally, die Zweiflerin.

— Des Friedens Wund' ist Sicherheit,
Sorglose Sicherheit; doch weiser Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde
Der Wunde Grund zu prüfen.
Shakespeare.

Erstes Buch.

I.

Auf weißem Zelter sprengte im sonnengolddurchwirkten Walde Wally, ein Bild, das die Schönheit Aphroditens übertraf, da sich in unserm Falle zu jedem classischen Reize, der aus dem cyprischen Schaume nur irgend geflossen sein konnte, noch alle romantischen Zauber gesellten. Natürlich fehlte die Draperie der modernsten Zeit nicht; ein Vorzug, der sich weniger in der Schönheit selbst, als in ihrer Atmosphäre, ihrem Walten kund zu geben pflegt.

Welche natürliche und ihr doch so vollkommen gegenwärtige Kofetterie auf einem Thiere, von dem sie wahrscheinlich selbst nicht wußte — daß es blind war! Wally gab sich das Ansehen, als wäre sie mit ihrer Situation ganz verwachsen; aber wie oft fiel sie aus der Rolle einer muthigen Amazone! Wie oft wurde den zahlreichen Cavalieren, die sie umgaben, Gelegenheit zum Halten gegeben! Der Jockey wußte, daß die weiße Stute blind war. Aber die Uebrigen hingen wirklich

gläubig — wie der Eisenfeilstaub am Magnet, wie die Nachahmung am Genie, wie das Ordinäre am Wunderbaren.

Am Wege schritt, wie sich beim Temperamente von selbst versteht, im Zweiviertelтакте, Cäsar, ein Mann, der im Stande war, eine solche Gruppe, wie die vorbeisprengende, im Nu zu übersehen und jede darin waltende Figur so zu isoliren, daß er sie Alle objectiv verarbeitete und an seiner eigenen Individualität zerrieb.

Kennt ihr diese genialen Charaktere, die durch ihr Schweigen mehr ausdrücken, als wenn sie reden, die nur ihr rollendes, siegendes Auge in die Gesellschaft werfen dürfen und jede Persönlichkeit darin absorbiren in eine Huldigung, die ihnen sogleich wird — ohne ihr Verlangen?

Cäsar stand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Nase und Mund schlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war, jene Linien, die sich von dem lieblichsten Eindrucke bis zu dämonischer Unheimlichkeit steigern können. Cäsar's Bildung war fertig. Was er noch in sich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das schon Vorhandene zu befestigen, nicht zu verändern. Cäsar hatte die erste Stufenleiter idealischer Schwärmerei, welche unsere Zeit in jungen Gemüthern erbaut, erstiegen. Er hatte einen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst geglaubt, hinter sich; er fiel nicht mehr vor sich selbst nieder und ließ seine Vergangenheit die Kniee seiner Zukunft umschlingen und jene zu dieser beten: heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir selbst zu opfern? Cäsar begrub keine Todten mehr: die stillen Ideen lagen so weit von ihm, daß seine Bewegungen diese nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Sceptiker; er rechnete mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; er war, wozu ihn seine todten Ideen machten, ein starker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit ist Dir verschlossen, im Strome der Begebenheiten kann Deine wissensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; Du kannst nur lächeln, seufzen, spotten, und die Frauen, wenn Du liebst, unglücklich machen!

Wie Cäsar so einsam wandelte, fühlte er, daß er eigentlich weinen sollte, und um sich die Thränen zu vertreiben, lachte er.

Da flog Wally mit ihren Begleitern an ihm vorüber. Sie schlug mit ihrer Gerte in die Seiten des schönen blinden Gauls (sie wußte es wahrhaftig nicht!) — ein sonderbarer Glanz drang durch die Luft, und zu Cäsar's Füßen lagen fünf kostbare Ringe. Sie mußten an der Reitgerte gesteckt haben.

Wally sah, was der Unbekannte am Wege aufnahm; sie machte Miene anzuhalten; aber als der Fremde mit der Zurückgabe, spöttisch und ein Spiel beginnend, zögerte, blickte sie böß und trieb ihren Schimmel weiter. Die Cavaliere hatten nichts gesehen.

Da Cäsar die Reiterin sogleich aus den Augen verlor, mußte er sich erst auf Alles wieder besinnen. Er gefiel sich darin, an eine alte Sage zu glauben, an die Prinzessin im Walde; er brachte sich mit einem Zauber in Verbindung. Die Ringe zu sich steckend, wandte er sich der Stadt zu.

II.

Ein Regierungspräsident gab auf seinem Landhause einen Ball. Wally und Cäsar sahen sich hier. Cäsar hatte in einem Anfall toller Laune die fünf Ringe über seine Handschuhe gezogen. Wally fragte ihn, wie er darauf käme, seine Trophäen so ungeschickt zu tragen? — „Ja!“ sagte er, „die Ringe verhindern die Finger, von dem glatten Rücken der Tänzerinnen abzugleiten. Sie werden doch wol Seide tragen?“ Wally ließ den fecken Antwortgeber stehen; dieser junge Mann mißfiel ihr. Aber sie fühlte, daß sie sich zerstreuen mußte, und tanzte mit Vorliebe. Sie wurde erhitzt, verfolgte jetzt Cäsar und sah, daß er die Ringe fortgenommen hatte.

Da er sie aber immer noch nicht brachte, so rief sie einem ihrer Employés, einem blondhaarigen Referendar, der eine

kleine Schrift über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte, sie setzte ihm die Lage der Dinge auseinander und sagte: „Ich bin gewohnt, für jeden Monat im Jahre einen andern Anbeter zu haben, und nehme Niemanden an, der sich nicht durch einen Ring in meine Gunst einkauft. An meinem Finger will ich die Ringe nicht: ich trage sie an meiner Reitgerte, und mache mir ein Vergnügen daraus, wenn ich von Juli zu Juli in's Bad reise, sie alle zwölf armen kranken Leuten nach einander in die heißen Sprudelbecher zu werfen.“ Darauf erklärte sie ihm, wie sie fünf davon verloren hätte, und verlangte, daß sie ihr wieder zu Händen, zur Reitgerte kämen.

Der junge Mann, der über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte, versprach seine Möglichkeit und redete Cäsar auf die Ringe an. Er möchte sie doch endlich herausgeben! Cäsar betrachtete ihn und besann sich auf den Verfasser der kleinen Brochüre. „Sie verstehen sich darauf,“ sagte er dann, „als St. Georg gegen die Ungethüme der Zeit zu kämpfen. Die Ringe der Dame passen zu einem Schuppenleibe: als Lindwurm stehe ich zu ihren Diensten!“ — „Wie versteh' ich das?“ rief der junge Publicist. Cäsar ließ ihn stehen. „Schuppenleib? Lindwurm?“ Der Beauftragte wagte nicht unverrichteter Sache zu Wally zurückzugehen; sah die Geneigtheit zu einem Duell. Das war der Mergel, daß sie die Ringe durch einen Andern abfordert! Er stand und sann — Wally tanzte eben, sie hatte glücklicherweise seine Abweisung nicht bemerkt — er wußte, von wem die fünf Ringe kamen; vier von seinen Freunden, die mit ihm theils auf dem Stadtamte fungirten, theils auf das nächste militairische Avancement warteten; einer gehörte ihm, Wally's Sonne stand während dieses Monats in seinem Zeichen. Die Sache wurde unvermeidlich ein Ehrenhandel; aber er war perfid genug, dem Gegner das Spiel fünffach zu erschweren. Cäsar bekam noch an demselben Abend fünf Ausforderungen in's Ohr geflüstert.

Cäsar nickte mitleidig zu jeder; Alles war für den folgenden Morgen anberaumt; er entfernte sich früh.

Wally tanzte bis in die Nacht. Welch ein Glück, sich

mit dem faden Mittelgut in ewig gleichen Kreisen herumzudrehen!

III.

Es war schon um die eilfte Vormittagsstunde des folgenden Tages, als Wally unter den Händen ihres Kammermädchens saß und ihr Haar flechten ließ. Sie hatte einen kleinen Tisch vor sich gerückt, worauf die Erzeugnisse der neuesten Literatur lagen. Natürlich kamen sie frisch aus dem Buchladen; geschmackvolle Leute lesen nicht aus Leihbibliotheken.

Sie blätterte in dem jüngsten Musenalmanach von Schwab und Chamisso. „Diese guten Waldsänger“, sprach sie vor sich hin, „nehmen sich die Freiheit, recht ennuyant zu sein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodischer Spannung erhielten, die Monotonie der Gefühle und Anschauungen wäre tödlich. Ich ziehe Prosa vor.“

Sie griff nach Heine's Salon, zweiter Band. „Willst Du Philosophie studiren, Aurora?“ fragte sie ihr Kammermädchen: „Hier sind all' die gelehrten, bemoosten Karpfen der deutschen Philosophie mit Frühlingspetersilie und Vanille zubereitet. Man sollte die Bonbons in Aphorismen aus Heine's Salon einschlagen. Welch' ein gesunkenes Volk müssen die Franzosen sein, daß sie gerade auf der Stufe in den Wissenschaften stehen, wo in Deutschland die jungen Mädchen!“

Einige Schriften vom jungen Deutschland lagen zur Hand, von Wienburg, Laube, Mundt. „Wienburg ist zu demokratisch: ich habe nie gewußt, daß ich vom Adel bin,“ sagte sie; „aber mit Schrecken denke ich daran, seit ich diesen Autor lese. Laube scheint den Adel nicht abschaffen, sondern überflügeln zu wollen. Er ist recht impertinent. Das ist schon ein Anfang. Er giebt sich in seinen Schriften das Ansehen, als kenne er jede seiner Leserinnen persönlich und verlange von ihr eine Hingebung, um die er nicht einmal bittet. Mundt goutire ich nur halb: er wird, je mehr

er sich selbst klar zu werden scheint, für Andere desto dunkler. Verstehst Du das, Aurora?"

Aurora hatte etwas in den Mund bekommen und mußte abscheulich husten. Wally lachte.

Unter den Büchern lag zuletzt die neueste Lieferung der Carlsruher Bilderbibel, auf welche Wally abonniert hatte. „Wie sonderbar doch das Christenthum auf Velinpapier aussieht!“ sagte sie zu sich selbst. „Dienen diese Kupfer zu etwas Anderem, als die Aufmerksamkeit noch mehr von dem heiligen Buch abzulenken! Siehe, da steht ein Druckfehler! Ein umgekehrter Buchstabe! Irrthümer in der Bibel!“

Wally sah nur auf das Außere, auf den Einband, dann las sie etwas. Sie las einige Verse, ein halbes Kapitel, und fragte ihr Mädchen, wann sie zuletzt in der Kirche gewesen wäre? Aurora war nicht frivol: sie war vor vier Wochen dagesewen. Wally las, ohne zu hören. Dann fragte sie wieder: „Warum bist Du so still?“ Aurora war nicht mehr im Zimmer. Wally blickte sich scheu um und las. Ihr Auge hastete auf den Buchstaben; sie schlug eine Seite nach der andern um; dann lehnte sie sich zurück, eine Thräne stand ihr im Auge. Sie sah mit flehendem, verzweifelndem Blick auf den kleinen Tisch, der so viel einander Widersprechendes friedlich umschloß. Sie stützte den Kopf auf die Lehne ihres Sessels; es war Sonntag. Die Glocken läuteten, aus der nahen Kirche brausten die Töne der Orgel. Wally saß in Thränen. Kann der Himmel ein schöneres Opfer bringen? Diese Thränen flossen aus dem Weihebecken einer unsichtbaren Kirche. Die Gottheit ist nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt. Wally war unglücklich, wenn sie an den verlorenen Glauben ihrer Kindheit dachte.

Aurora kam zurück. Es war Besuch im Gesellschaftszimmer. Wally hätte absagen müssen; aber sie war willenlos. Sie fand die Ritter von den fünf Ringen, einige von ihnen leicht verwundet. Als sie von dem Vorfalle hörte, erschrak die Veranlasserin desselben nicht wenig. Cäsar war am Arme blessirt. Aber schon die Nachricht, daß keine Gefahr vorhanden, richtete sie auf; und wie sich in der menschlichen Seele Schmerz und Freude ergänzen und das Linderungs-

mittel des einen Uebels auch gleich alle übrigen Sorgen heilt, selbst solche, die mit ihm in keiner Verbindung standen, so wandte sie sich theilnehmend dem Gespräche zu. Es war fade, wie immer; aber verzeihlich der Tageszeit wegen. Man soll von keinem Menschen verlangen, daß er vor Tische geistreich sei. Wally konnte lachen und lachte übermäßig.

IV.

Beide sahen sich eine Woche später. Wally hatte nicht das Herz, von dem Vorfall zu sprechen. Aber es währte nicht lange, so sprachen sie über den Muth.

Sie wollte wissen, ob der Muthige die Gefahr absichtlich verkleinere oder nur geringer achte, ob der Muth noch während der Gefahr dauere oder nur das Vorspiel der Gefahr sei. Cäsar sagte, er hätte nie über den Muth nachgedacht, besäße ihn auch dafür nicht hinreichend. Wally brannte der Vorfall wegen seiner Verwundung auf den Lippen; aber sie hielt an sich und unterbrach: „Wer muthig ist, reflectirt nicht darüber.“ Dennoch sagte Cäsar: „Ich glaube, daß es Menschen giebt, deren Muth darin besteht, daß sie die Gefahr nicht sehen. Das sind diejenigen, die als die vorzugsweise Muthigen überall gefeiert werden: auf den Universitäten jene unverschämten Knaben, die gegen Jedermann die Hand in die Seite stemmen und von Verachtung und Malice übersprudeln; unterm Militair diejenigen, die ihren Säbel so hängen, daß sie ihn hinter sich klirren hören. Man kann aber sagen, daß wenn diese Menschen Einbildungskraft besäßen, Verstand genug, um die Gefahr zu sehen, sie die verzagtesten sein würden. Der Besonnene ist von Natur nicht muthig. Er folgt nur den Rücksichten, aber ist unerschrocken, wenn die Sache nicht zu ändern ist.“

Wally fand diese Aeußerungen durchaus nicht so liebenswürdig, wie sie gewohnt war, dergleichen von ihren anderen männlichen Umgebungen zu hören. Sie vermißte an Cäsar den Geist des Unmittelbaren, der Natürlichkeit. Seine

Reflexion zog an, befriedigte aber das Temperament nicht. Nichtsdestoweniger traf sie die Gedankenreihe Cäsar's, indem sie fortfuhr: „Ich glaube fast, Sie halten die Tugend für eine Berechnung?“ — „Die Tugend nicht,“ entgegnete Cäsar; „aber Alles, was man oft für Instinct anzusehen gewohnt ist. Unsere Handlungen sollen berechnet sein, aber auch unsere Empfindungen sind es meist. Ich erinnere Sie nur an das Unbequeme mancher Empfindung, womit wir so gern kokettiren möchten, die uns aber in gewissen Zeiten recht zur Unzeit kommt.“ — „Sie sind ohne Natur!“ — „Ich bin ohne Verstellung!“ — „Ohne Verstellung? Jeder Satz in Ihren Theorien scheint von Ihren zufälligen Zwecken abhängig zu sein.“ — Cäsar mußte lächeln; er hatte etwas gesagt, was er nicht meinte. „Glauben Sie,“ fragte er, „daß es in der Liebe noch Höflichkeit giebt?“ — „Das versteh' ich nicht.“ Cäsar blickte finster und wollte abbrechen. — „Was ist Ihnen?“ fragte Wally. — „Ich denke, Sie vermeiden über einen Zustand zu sprechen, den sie vielleicht nicht zu kennen vorgeben.“ — „Halten Sie mich für eine Närrin?“ Erst war Wally böse, dann aber hellte sich ihr Antlitz zu einer Liebenswürdigkeit auf, die Cäsar einen Augenblick zu verwirren schien.

„Nehmen Sie nur an,“ sagte er, „wie unzeitig und unbequem man werden kann, wenn man seinen Leidenschaften immer den natürlichen Raum läßt. Ich verspreche zum Beispiel einer Dame, sie einen Tag um den andern zu besuchen. Was heißt das? Sie ist einen Tag um den andern in der Spannung, wo sie glaubt beglücken zu können. Ihre Gedankenreihen werden immer einen Tag überschlagen, einen Tag, wo ihr Gemüth mir gerade nicht untreu, aber ohne Rapport, ohne Illusion ist. Man kann nicht unhöflicher sein, als nun gerade an diesem Tage, der überschlagen werden sollte und der für die Liebe gar nicht da ist — seine Braut zu überraschen.“ „Ach das ist toll!“ rief Wally laut auf und fragte ihn, welche Frau ihm diese Geständnisse gemacht? „Also eine Braut macht förmlich Toilette für die Liebe?“ Sie lachte. Cäsar war kein Pedant, er lachte mit, fuhr aber fort: „Ich versichere Sie, es ist nichts abscheulicher, als das Ungeschickte

und Unbequeme, selbst in Herzenssachen. Der Instinct mag hier manche üble Empfindung hintertreiben; aber sicher geht allein die Combination der Psychologie. Ich möchte um Alles in der Welt zu einer gewissen Zeit, unter gewissen Umständen kein Opfer von der Freundschaft, keine Zärtlichkeit von der Liebe verlangen. Mit unserer rohen Natürlichkeit sind wir immer gewohnt zu übertreiben; in nichts sind wir aber übertriebener als in unseren Voraussetzungen. Ist es erhört, was nicht Alles der Enthusiasmus in den gefühlvollen Beziehungen der Geschlechter oder in denen der Freundschaft zu entdecken glaubte! Wer kann alles Das leisten! Wer kann so unhöflich sein, alle diese Leistungen in Anspruch zu nehmen? Sagen Sie selbst!" „Ich habe vergessen, Rumohr zu lesen;" antwortete Wally. „Rumohr und Schule der Höflichkeit!" lachte Cäsar: „Rumohr hatte vielleicht Anstand, aber nicht Geist und Muth genug, eine wahre Schule der Höflichkeit zu schreiben. Rumohr glaubt an seine Vorschriften und scheut sich doch, die meisten davon anders, als in einem gewissen Hell-dunkel zu geben. Rumohr glaubte, er müßte sich immer noch eine Hinterthür offen halten, um nicht in der Höflichkeit für einen Fant zu gelten. Auch ist der gelehrte Mann so sehr in Classicität verrannt, daß er alle Tugenden und Untugenden des Alterthums aufzählt, aber ein wichtiges, modernes Laster ganz mit Stillschweigen übergeht, ein Laster, wofür die Alten keinen Ausdruck hatten. Rumohr konnte nicht davon sprechen, weil er selbst daran litt. Es ist die Langeweile. Aber was Rumohr? Es giebt eine tiefere Höflichkeitstheorie, die zu gleicher Zeit auf ästhetischen und moralischen Principien beruht. Soll ich ihren Grundsatz nennen? Lassen Sie aus einem christlichen Gebote nur einen Buchstaben weg. Rathen Sie!" — Wally wurde roth: nicht des Räthfels wegen, sondern — der „Gebote" wegen. — Cäsar ergänzte sich selbst und sagte: „Lebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! Sei Egoist, ohne Deinen Nachbar zu verwunden! Wenn ich mich in die innersten Falten Ihrer Seele (Falten! Ihre junge Seele! Aber die Seele ist immer alt, sie ist ein Theil der jahrtausendjährigen Urseele und Weltseele, der in uns wohnt), wenn ich mich in sie versetze, so bin ich gewiß, immer die

Wirkungen zu beobachten, die ich eine Minute nachher schon selbst bestimmen kann. Sie hören mich nicht mehr. Es ist wahr, ich habe zu laut gesprochen."

Der gute Cäsar mit seinen langweiligen Theorieen! Er mochte Wunder glauben, wie zart er die Fiebern des menschlichen Herzens zerlegte, und längst schon hatte er seine Widersacherin innerlich verlegt. Er wußte dies nicht und schämte sich nur, so theoretisch debattirt zu haben. Um die Sache war es ihm oft gar nicht zu thun. Er hatte überhaupt nur zwei Steckenpferde, worauf er sich heiß reiten konnte, die Verachtung der Musik und die Strenge der Erziehung. Diese beiden Fragen interessirten ihn, weil sie das Nächste berührten, das Zimmer des Nachbarn gleichsam. Die Musik macht sich breit in der Gesellschaft und über Erziehung wird so viel Empfindsames gefaselt. Er betonte die Verachtung der Musik, um die jungen Damen (die, wenn man von ihnen Gedanken verlangt, mit Musik antworten) ihre Leere fühlen zu lassen: in der Erziehung aber sprach er für den Stock, um sich das Geschwätz über Kinder, das stete Präsentiren der lieben Kleinen, die Koketterie mit seinem Einzigem oder seinem Jüngsten entfernt zu halten. Auf alles Uebrige ließ es Cäsar ruhiger ankommen. Für Himmel, Hölle, Erde und was drauf, drinnen und drunter ist, nahm er nur Interesse, um sich zu unterhalten oder eine hübsche Wendung darüber zu haben.

Warum ist Cäsar kein Schriftsteller geworden? Er würde ein guter Dialektiker sein, manchmal neue Gedanken haben, und jedenfalls einen leserlichen Styl schreiben.

V.

Wir sind noch in derselben Gesellschaft, wo über Herrn von Numohr so abfällig geurtheilt wurde. Wally ist nur hingebender und Cäsar erschöpfter geworden. Er war im Zuge, links und rechts seine zusammenhanglosen Einfälle auszustreuen und gerade im Gegensatz zu seiner Höflichkeitstheorie alle Welt zu verwunden. Die Hauptunterhaltung hatte jener

lange blonde junge Mann an sich gerissen, der über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte. Mit ihm correspondirte ein Justizrath, ein anonymes Verfasser von verschiedenen Lehrbüchern zur Kenntniß des allgemeinen Landrechts. Beide citirten sich wechselseitig als Autoritäten, der Junge den Alten, der Carrière wegen: der Alte den Jungen, weil er wußte, daß der Nachruhm in den Händen Derer liegt, die nach uns leben. Cäsar war auf der Folter: er ahnte, daß sie ausschweifen wollten, daß sie auf dem Wege waren, zur schönen Literatur überzugehen. „Richtig?“ zitterte er für sich hinein. „Wahrlich! Ja sie müssen — O —!“ Cäsar war aufgesprungen. Er wollte fort. Wally fragte ihn, was er hätte?

Der Justizrath, Mitglied einer Liedertafel, das heißt eines Vereins, wo man über guter Tafel die weniger guten Compositionen eines Zelter und Anderer zu singen pflegt, rief: „Ist es nicht auffallend, daß sich auch nicht ein Einziger aus der neuen Schule in Deutschland auf Musik versteht. Wie schön hat Tieck die italienische Musik in seinen Sonetten charakterisirt! Wie treffend drückt er in seinem Vorspiel zum gestiefelten Kater oder zur verkehrten Welt, ich weiß nicht gleich wo, das Wesen der verschiedenen Instrumente aus! Wie hat die ganze romantische Schule in der Musik gelebt!“ — „Und Hoffmann,“ rief eine ältliche Dame, die ihrem Teint nach mit Napoleon verwandt sein konnte. — „Und Hoffmann!“ fielen Alle ein. — „Ja,“ rief der Justizrath, „Hoffmann, der mein College war!“ — Cäsar sagte ruhig: „Ich weiß nicht, worin der Zusammenhang der Literatur und der Instrumentation liegen sollte. Goethe scheint mir auch ohne den Contrapunkt verständlich zu sein.“ — Aber der Justizrath hatte das Wort: „Man hat noch immer gefunden,“ sagte er, „daß irgend eine Beschäftigung, die dem Dichter sonst noch theuer und lieb war, recht das Wesen seiner Poesie kennzeichnet. Ich rede von Homer und Ossian nicht, Männern, die als Harfner mehr Musiker als Dichter waren; aber Goethe arbeitete manchmal in Pappel, wenn ich nicht irre. Schiller war Compagnie-Chirurgus. Nun sehen Sie, das ist prosaisch genug; aber Wilhelm von Humboldt hat vielleicht Ideen über

den geheimen Zusammenhang der Medicin mit dem dramatischen Secirmesser der Geschichte noch im Pulke liegen, sagen Sie mir von allen neuen Autoren einen, der ein gutes Urtheil über Musik hätte? Es ist Mangel einer gewissen Saite in der Seele, daß es ganz unmöglich ist, die Namen Menzel, Börne, Heine mit irgend einer musikalischen Verrichtung zusammenzubringen."

„Die Lärmtrommel!“ hieß es irgendwo, während Cäsar das Wort ergriff: „Was kann empfehlenswerther für die Richtung sein, die unsere ersten Geister nehmen? Alle frühere Literatur bildete sich im Interesse irgend einer vereinzeltten Kunst oder Tendenz: die Lessing-Goethe'sche Zeit im Interesse der Antike: die Romantik im Interesse der Malerei: die Phantastik im Interesse der Musik. Erst in unseren Tagen sammelt die Literatur ihre Vorposten, die sich in die fremden Feldlager verloren hatten, und zieht sie in den Kern ihrer Kräfte zurück, um auf's Neue zu bestimmen, welches ihr Zweck sei. Ich glaube, daß sich die Literatur ausdehnen wird auf andere Felder, um diese zu befruchten; aber wahrlich, mein Herr, auf die Musik nicht!“ Bis hierher sprach Cäsar ohne Zweifel so, daß es unnütz gewesen wäre, Unterschriften darauf zu sammeln. Das Folgende schien zweifelhafter: „Was soll überhaupt die Musik? Diese klingende Mathematik? In der Erziehung sind die geometrischen Köpfe meist die härtesten, und in den großen Musikern habe ich immer Leute gefunden, die, obschon sie mit Schlüsseln umgehen, über nichts Aufschluß geben können. Die Musik ist eine ganz sinnliche Kunst. Wenn Sie dem Otateiter einen Trauermarsch von Spontini vorspielen, glauben Sie, daß er weinen wird? Er wird springen und seine Cocosschale vor Lebenslust bis auf die Hefe leeren. Musik ist absolut nichts: die Bildung legt erst hinein, was wir darin zu finden glauben. Wenn ich für mein Theil bei irgend einem Musikstück geneigt bin, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, so verbinden zu gleicher Zeit Sie damit einen Begriff, der vielleicht der entgegengesetzte ist. Wenn Sie bei einer Simfonie von Beethoven an einen gothischen Dom denken, so dachte der Componist, wie Beethoven eingestanden hat, an das Siebeldach einer

Bauernhütte. Nein, mein Herr, die Musik wird aufhören zu den ersten Künsten gerechnet zu werden. Nähert sich die Musik nicht in der Oper schon immer mehr der rhetorischen Declamation? Ist die Sprache, das volle, tönende, menschliche Wort nicht unendlich höher als der unnatürliche Gebrauch einer im Munde versteckten zufälligen Fertigkeit? Ich bitte Sie, überlegen Sie das!"

Hier war keine Verständigung mehr möglich. Was sind Hunderttausende in der Welt ohne das bißchen Fortepiano, was sie spielen können! Es war, als hätte einer gesagt, die Frauen sollten keine Gigotärmel mehr tragen, die damals Mode waren. Was wären diese schmalen Schultern, diese gedankenlose Köpfe ohne Gigots, ohne Pianoforte gewesen! Und doch strafte man Cäsar nicht durch Stillschweigen, ging nicht wie wegen eines Tollen zur Tagesordnung über, sondern schrie auf und rief das Gefühl, den Himmel, die Moralität zu Hülfe, um einen Ketzer zu bekehren. Der blonde Unzeitgemäße war so glücklich, die Frage in das Gebiet der Politik hinüberzuspielen und aus der Musik eine Sache des Staates zu machen. Hierüber schwieg dann Cäsar, der die Mainzer politischen Gefängnisse kannte.

Ihn verdroß schon nichts mehr, als das Warmwerden. Er wußte zu gut, daß die Adler niemals in der Fläche horsten. Warum Niagara Donner, wo Knallerbsen genügen? Er gab sich dem Spotte Wally's hin, die viel zu leichtsinnig war, auf dergleichen Debatten etwas zu geben, zu eitel, um eine allgemeine Unterhaltung interessant zu finden, und die überdies weder sang noch spielte. Wally hatte Ideen, aber nur momentan; sie verschmähte es, die Geistreiche zu scheinen, weil sie wußte, daß sie schön war. Flüchtig waren ihre Bewegungen, liebenswürdig, ohne Pedanterie ihre Capricen. Cäsar fühlte das, und badete sich in dem oberflächlichen Schaume, den nur Wally von den Ideen gelten ließ. Cäsar hatte Recht, sie für unfähig zur Speculation zu halten. Er nahm sie wie ein humoristisches Capriccio animalischer Natur.

Beide spotteten im Vertrauen über sich, über Alle. Was sie sprachen als Sprechenswerthes waren Raketen, die sie sich einander zuwarfen. „Warum brechen Sie über Politik ab?"

— „In Athen durfte kein Volksredner auftreten, der nicht verheirathet war.“ — „Was Sie gelehrt sind! Ich bin es auch; in Areta durfte Niemand Gesetze geben, der nicht einen Strick um den Hals hatte.“ — „Das ist dasselbe Gesetz: Die Athener wollten eigentlich sagen, der keinen solchen Strick am Halse habe.“ — „Unanständig!“ — „Wally!“ — Wally lachte; es war ein hübscher, vertraulicher Ton, wie ihr Cäsar so unerlaubt drohte. „Was machen Sie mit Leuten, die Ihnen gefallen?“ fragte sie ihn, ohne zu wissen, was sie fragte. — „Alles, nur nicht Ihre Bekanntschaft.“ — „Auffallend! Doch können Sie Recht haben.“ — „Wonach beurtheilen Sie die Menschen, Wally?“ — „Nach ihren Werken! — O Gott, nein; dies wäre albern geantwortet, wie im Katechismus. Sagen Sie?“ — „Nach dem, was sie sind?“ — „Nein, nach dem, was sie im Stande wären zu sein.“ — „O Wally, Sie sind liebenswürdig! Woran würden Sie denken, wenn Sie Jemanden prüfen wollten, der zu lieben wäre?“ — „An die außerordentlichen Fälle.“

Cäsar schwieg. Diese Antwort war zu ernst. Er betrachtete die fünf Ringe, die er noch immer trotzig über seinen Handschuhen trug, und fragte dann: „Sie reisen in's Bad?“ — „In acht Tagen.“ — „Sie werden den Rhein sehen?“ — „Von Mainz bis Köln.“ — „Von Mainz bis Düsseldorf. Sie dürfen einen Besuch bei den Malern und bei Zimmermann nicht unterlassen. Läge Düsseldorf in Thüringen, es würde ein zweites Weimar werden.“ — „Sind die Ufer in der That so reizend?“ — „Gefällig sind sie und, wo Sie etwas von Rührung einfließen lassen in Ihre Betrachtung, auch schön.“ — „Das versteh' ich nicht.“ — „Das Schöne, Wally, ist immer das Ueberraschende. Ich bin ursprünglich kalt gegen Alles, was in Deutschland für schön ausgegeben wird. Am Lurleyfelsen, wo der Rhein sich wie ein See verengt, wo Flinten abgeschossen und Waldhörner geblasen werden, um die Echo's zu beweisen, von denen die Handbücher sprechen: da werden Sie durch diese Zurüstungen zur Wehmuth übermannt werden. Ihr blondes, bescheidenes Deutschland, dem Sie nichts zutrauten, nicht einmal das Echo des Lurley, wird Sie rühren und bei einer fließenden Thräne

werden Sie sich gestehen müssen, daß der Rhein in der That ein schöner Strom ist!" — „Sie wollen sagen, die Natur spräche nur zu uns, je nachdem unser Auge und Herz sie ansieht.“ — „Ich stand in dem Kölner Dome. Sie kennen das zerrissene Princip unserer Zeit, nichts anzunehmen, ob es auch noch so richtig ist, wenn es von Leuten proclamirt wurde, die uns widerstehen. Der Enthusiasmus der Einen erkaltet immer die Zustimmung der Andern. Ich wollte den Kölner Dom ironisch betrachten und mußte, da ich ihn sah, weinen über das Unvollendete der Idee, über die dünnen Hammerschläge der Ausbauer, die so dürftig durch die mächtigen Räume picken, über mich selbst, der sein Herz künstlich verhärtet und zu einer gemachten Empfindungslosigkeit herabgestimmt hatte.“ — „Die Dampfschiffe fahren zu schnell.“ — „Sie fahren zu langsam und sind für das Auge ermüdend. Der Gedanke einer feurigen, über das Wasser kriechenden Schildkröte steht vor unserer Einbildungskraft, und wir sind einmal daran gewöhnt, das Kriechen für langsam zu halten.“ — „Ein sonderbares Bild! Worüber nur meine Tante so lacht?“ — „Ihre Tante ist eine Spinne, die über den Ocean kriecht.“ — „Wie so?“ — „Sie speculirt an der Börse.“ — „Sie spricht wenigstens viel über Politik; ich verstehe nichts davon.“ — „Verstünden Sie davon, so glichen Sie einem Schmetterling, der sich in die gaserleuchtete Verwirrung eines Salons versflogen hat.“ — „Schmetterlinge sind zu Gleichnissen verbraucht.“ — „Wie die Unsterblichkeit selbst.“

Wally erröthete. Sie blickte auf Cäsar's frivoles Lächeln und nahm dies Lächeln über ein furchtbares Wort für eine Gewißheit, die sie erschrecken machte. „Wir sehen uns nicht wieder?“ fragte sie beklommen. — „Nun gesetzt, nur die Guten sehen sich,“ antwortete Cäsar, „so läßt die Tugend so viel Nuancen zu, daß nichtsdestoweniger im Jenseits eine Mannigfaltigkeit entstünde, die in seiner nächsten Nähe zu haben, Gott kein Vergnügen machen würde. Ja wir selbst würden uns weigern, alle die zu lieben, die im Leben ehrliche, aber oft die langweiligsten Menschen waren. Ich weiß aber nicht, wie aus einem langweiligen Menschen plötzlich ein interessanter Engel werden könnte.“ — „Sie sind kein Christ?“

— „Glauben Sie, daß Christus von den Todten auferstanden ist?“ — „O Gott, lassen Sie, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken —“

Sie stockte. In ihrem Auge sprach sich ein zerreißen-der Schmerz aus. So hatte sie Cäsar noch nicht gesehen. Sie erhob sich unruhig und war für diesen Abend verschwunden. Cäsar begriff nichts hiervon. Dieser Kalte war so leichtsinnig, an Alles zu denken, nur nicht an die Religion. Aber Wally hatte ihn entzückt. So weit Menschen dieser Art noch lieben können, war Cäsar außer sich. Er folgte Wally ohne Aufenthalt.

VI.

Wally's Tante litt an nervösen Reizungen und Abspannungen, Herzklopfen, Uebeln, für welche die Aerzte unter den nassauischen Bädern das trübfeste, Schwalbach empfehlen. Wally konnte in Wiesbaden und Ems tanzen, aber in Schwalbach mußte sie der alten Dame die Zeitungen und die Courszettel vorlesen (die Frau specularirte wahrhaftig auf Hauffe und Baisse!); in Schwalbach mußte sie so manchen häuslichen Dienst übernehmen, den man bald von sich abwälzen würde, wenn man nicht das Vergnügen hätte, in einem Bade zu leben.

Sie hatte dies wunderbare Nassau erreicht, diese unterirdische Küche Hygiea's, mit ihren Gebirgskesseln, in denen die heilsamen Quellen sieden und dampfen. Von üppiger Natur kann bei einem Lande nicht die Rede sein, das von Maun und Schwefel unterminirt ist und in der Ernte immer einen Monat zu spät kommt. Zwerghaft sind die Bäume auf den Hügeln: aber reizende Perspectives öffnen sich zahlreich in die weiten Thäler. Nichts ist hier schöner als die mannigfache Schattirung des grünen Kleides der Natur. Man steht an der morsch zerbröckelnden Mauer, der Parallele einer hohen Straße und sieht kleines Gesträuch zunächst zu seinen Füßen; dann tiefer einen Wald, der sich mit den schwärzesten Tinten in die tiefste Spalte des Thales verliert und in einem dumpfen Murmeln, in dem Rieseln eines Waldbaches zu enden

scheint; dort erhebt sich wieder der Blick, die grüne Alpenmatte entlang, die am andern Ende des Thales aufwärts steigt. Auf dem frischen, üppigen Teppich weidet das Auge, bis sich die Sehkraft in jenen dunkeln Kranz verliert, der den äußersten Horizont umsäumt. Ist das nicht viel für ein Land, wo sich die Natur an gekochtem Wasser erfrischen muß? Das Land ähnelt der schwäbischen Alp. Auch sprechen die Leute fast alle mit schwäbischem Accent.

Wally hatte für solche Bemerkungen keinen Sinn: ich führte sie auch nur an, um durch Wally's Mängel ihre Besitzthümer anzudeuten. Sie ist ohne Schwärmerei für die Natur, ohne Sinn für Blumen, die sie zerreißt, wol gar zerkaut, wenn sie ihr in die Hand kommen. Sonne, Mond und Sterne gehen ihre Bahnen, ohne von Wally bemerkt zu werden. Jedermann wird bereit sein, sie gefühllos zu nennen, und ihr dennoch Unrecht thun. Wally's unaussprechlicher Reiz ist ihre Natürlichkeit. Sie giebt sich, wie sie ist, und hat die Tugend, Alles beim rechten Namen zu nennen. Sie war sehr unglücklich, in Schwalbach leben zu müssen.

Dort traf sich Alles besser als man erwartet hatte. Das allmälige Herunterkommen der Romantik erschläfft die bisher angespannten Nerven der Nationen. Es waren Deutsche genug da, die an G. L. N. Hoffmann's Tode litten, Franzosen genug, welche die üblen Folgen von Victor Hugo's ruhendem Federkiel spürten. Sie Alle wollten Reiz. Die spanische Krisis war Vielen in den Unterleib geschlagen und hatte Hypochondrie erzeugt. Stahlbäder sind da sehr anzurathen. Es war gedrängt in all' den „Höfen“, goldnen Ketten, Gasthöfen zu den beiden Indien. Wally wohnte im Kaisersaal.

Eines Tages stand sie an einem Orte, den sie vorzüglich liebte, am grünen Tische. Sie hazardirte im Pharo. Sie gewann; sie gewann immer; vielleicht weil auch im Spiele Dreistigkeit das einzige Geheimniß ist. Noch ist es mir unerklärlich, wie die schüchternsten Weiber sich an Dinge wagen, an welche die muthigsten Männer mit einer Art von Zaghaftigkeit gehen. Sie sind die Ersten, wo es gilt einen Thurm zu besteigen, auf einem schwindelnden Wege zu gehen, Pistolen abzuschießen, mit einem Escamoteur in Correspondenz zu treten.

sich auf Berierstühle und an die Elektrisirmaschine zu stellen. Namentlich wird sich auf die letzten Dinge oft der muthigste Mann nicht so bald einlassen. Warum die Frauen? Weil sie gewohnt sind, zu siegen? Weil man ihnen genug sagt, daß ihrer Schönheit nichts widerstehen könnte? Wally spielte in der That am grünen Tisch, weil es ihr schon zur andern Natur geworden war, in jeder Lage zu gewinnen.

Plötzlich wird sie unruhig. Sie hat verloren. Ihr Glück stürzt zusammen. Sie fühlt, daß ihr ein Dämon entgegentritt, und rathet auf Cäsar. Sie wußte, daß ihr alles Widerwärtige nur von einem Manne kommen konnte, der sie beunruhigte und der sie vielleicht zu lieben anfing. Wally blickte um sich; richtig, Cäsar stand in einer Ecke, grüßte stumm, bot ihr den Arm und führte sie in die Zimmer ihrer Tante zurück, einer Dame, die er, weil sie agiotirte, einst mit einer Spinne verglichen hatte, die, häßlich wie sie, über das Weltmeer krecht.

VII.

Ein Gewitter in Schwalbach ist immer eine Katastrophe; aber sie geht vorüber. Gefährlicher ist es, wenn der Himmel jene weinerliche Laune entfaltet, von der grauen Wolkendecke nichts als nassen Staub tröpfeln zu lassen. Dann kann man in Schwalbach am besten alle jene Uebel bekommen, für welche sein Stahlwasser so gut sein soll. Ist man besonders nicht melancholisch, so wird man es. Wally weinte den ganzen Tag vor Ungebuld. Sie wollte nach Wiesbaden, aber ihre Tante blieb dabei, daß ihr die spanische Krissi im Unterleibe säße. Der Geheimerath Fenner von Fenneberg, der Arzt der Saison, warf sich gegen jede Unbesonnenheit in's Mittel. Wally wollte sterben vor Langeweile. Ihr werdet sagen, sie muß schlecht erzogen worden sein. Gewiß, das war sie.

Cäsar bot Alles auf, ihr die trübe Zeit zu verkürzen. Er erzählte ihr Beobachtungen aus Schwalbach, die gar

nicht verdienen übergangen zu werden, z. B. folgende:
 „Haben Sie noch nichts vom tollen Bärbel gehört? Das tolle Bärbel steht den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, an der Hinterpforte des Gasthofes zu den beiden Indien, die auf die Landstraße nach Ems hinausführt und späht in die Extraposten, die den Berg herabkommen. Sie ist von einem etwas gedrückten Wuchse und hat matte Augen; aber ihre Gesichtsbildung ist einnehmend, die Haut von der ganzen Feine und Weiße, die zu blonden Haaren gehört. Der Reiz Bärbel's würde noch weit mehr hervortreten, wenn ihr nicht die fixe Idee, die sie beherrschen soll, den bei Wahnwitzigen so unheimlichen Ausdruck und die eigenthümliche Verrückung der Bewegungen gäbe. Woran leidet sie? An zwei verunglückten Saisons. In der ersten soll sie der Gegenstand einer eleganten Herablassung gewesen sein, die glücklicherweise ohne Folgen blieb. Sie fiel einem jungen Manne in die Augen, der sie dann drei Monate lang nicht aus seinen Händen ließ und vielleicht gar mit ihr über Vorurtheile der privilegirten Stände, über die allgemeine Stimmberechtigung der Liebe und morganatische Ehen philosophirte. Er versprach im nächsten Jahre wiederzukommen. Einen langen Herbst und Winter, einen Frühling hindurch war Bärbel glücklich und das frommste Mädel in Schwalbach. Sie war die erste und letzte in der Kirche, die freundlichste zu aller Welt. Die Mäßigung in einem Glücke, das ihre Kräfte überstieg, (nämlich das Wiedersehen war für sie schon ein grenzenloses Glück: wie leicht wird es dem Himmel, uns überselig zu machen!) die Mäßigung stand ihr schön, wie die Leute sagen, die aus ihrer jetzigen Verwirrung das Vorangegangene herausgelockt haben. Da kam die zweite Saison. Bärbel stand an der Gartenthür der beiden Indien. Ein großer Reisewagen, thurmhoch bepackt, mit sechs Pferden bespannt, glitt am Hemmschuh bedächtig die Höhe herab. Vorn und rückwärts Bediente, Kammerzofen, Bologneser Hunde, ein Papagey, Geschwätz, Gekrächz, eine ganz neue Welt in das alte Schwalbach hinein. Bärbel stand auf den Zehen, blickte in den offenen Schlag und stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Sie hatte die hohe Herablassung gesehen, wie sie die Hand

eines reizenden jungen Weibes küßte. Es war des jungen Paares erste Badereise, gleich nach der Hochzeit. Das sah auch Bärbel sogleich ein, nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, denn noch war sie nicht närrisch; aber sie wurde es; schon durch die Ungewißheit, das Herumlaufen, Fragen, Erkundigen, Abgewiesenwerden, durch impertinente Bedienten, durch die Scham, den Mann am Brunnen und auf der Promenade zu sehen, es war natürlich nicht der richtige, sondern nur Phantastetäuschung der Erwartung, und ihm nicht (denn das wollte sie ja nur) zu Füßen fallen zu dürfen. Sie war den Winter über still. Mit dem Frühjahr wurde sie unruhig, holte immer tiefere Seufzer, schüttelte viel mit dem Kopf, und nun steht sie seit dem ersten Mai zu jeder Stunde des Tages hinter den beiden Indien und muß schon am Sonnenstich immer mehr erkranken. Sie steht in jede Kutsche und schämt sich, wenn man ihr Geld zuwirft. Sie ist für alle Schwalbacher Bettler der Lockvogel oder der mit Honig ausgefüllte Stock, um die wilden Almsenbienen zu fangen. Sie ist die unschuldige Heilige, die stumm für sie Alle bittet und nichts davon hat, als einen immer tiefer nistenden Wahnsinn."

„O ich bitte Sie, erzählen Sie Geschichten, die sich besser runden und einen erfreulicheren Schluß haben!“ fiel Wally ein mit der ganzen Apathie, die sie allein schon charakterisiren würde, wenn sie nicht dieselbe mit den meisten Frauen gemein hätte, wo es sich um Herzensleiden ihrer Mitschwestern handelt. Sie sind in der Regel dabei kalt, eine gegen die andere. Nur ihr eigenes Leid interessirt sie.

„Den Schluß müssen wir abwarten;“ sagte Cäsar, über Wally's Phlegma erschreckend. Er hätte sie jetzt aufgegeben, wenn sie als Phänomen nicht seine Neugier gereizt hätte. Auch würde er sich Vorwürfe gemacht haben, Wally nachgereist zu sein, wäre diese Geldausgabe so ganz vergebens gewesen. Er dachte in der That daran, bei ihr noch zu irgend einem Ziele zu gelangen.

VIII.

Nach einiger Zeit theilten sich die Wolken über dem Thale. Es war möglich in's Freie zu treten. Cäsar und Wally stiegen die Straße nach Ems hinauf. An der Thür der beiden Indien stand das stille Bärbel und betrachtete sie Beide mit einem wehmüthig-rührenden Blick. Wally blieb kalt dabei; Cäsar konnte ihre Gleichgiltigkeit nicht begreifen. „Ich will Ihnen, Fräulein,“ sagte er, „eine andere Geschichte erzählen, die sich in unserer Nähe begiebt, und in der That schon eine Art Schluß hat. Glauben Sie nicht, daß ich die Demokratie so weit treibe und auf Entdeckungen in den Hütten ausgehe. Die Schwalbacher bilden sich ein, ihre Gäste unterhalten zu müssen, und so erfuhr ich etwas, was würdig gewesen wäre, von Hoffmann bearbeitet zu werden. Sie kennen die nassauischen Soldaten! Sie haben über die Brust und Schulter gelbe Bandeliere, was für ein preußisches Auge ganz kurios läßt. Die Artillerie ist schöner, aber hören Sie von einem Tambour bei jener Infanterie. Der junge Mensch stand in Wiesbaden und soll ein Meister auf seinem Instrumente gewesen sein. Niemand in der nassauischen Armee schlug die Reveille mit solcher Fertigkeit. Seine Wirbel sollen den Tourbillons geglichen haben, wie sie bei Feuerwerken aufsteigen, nur daß er im Stande gewesen, eine Viertelstunde lang die Schlägel in tremulirender Bewegung zu erhalten. Namentlich gelang ihm jenes hübsche Staccato auf der Trommel, das untermischt mit Wirbeln die Erschütterung des Kalbfells plötzlich hemmt und einen abbrechenden Ton, einen Ton ohne Echo hervorbringen muß. Sie sehen, welch' einen Schatz das Haus Nassau an diesem Tambour hatte. Unglücklicherweise verliebte sich der militairische Künstler, und zwar in ein Mädchen, das den Werth der Armee zu schätzen wußte, auch den der Musik, aber einem Trompeter von der Artillerie allerdings den Vorzug gab. Auch die Trompete hat ihre Reize. Aber der Tambour verzweifelte nicht. Bei alledem war er als Künstler bescheiden. Er fühlte, wie sein Instrument, diese monotone Rhythmik, hinter der Trompete zurückstand. Sein Gegenstand war die Tochter eines Wies-

badener Bürgers, eines Mannes, den man durch Auszeichnungen ehren konnte. Und wie zeichnete ihn der Trompeter aus! Wenn er des Abends in des gehofften Schwiegervaters Gärtchen saß, siehe, dann setzte er das silberne Mundstück an die glänzende Trompete und blies den Parademarsch, „Frisch auf Kameraden!“, alle Walzer, von denen des Kurssaals an bis zum Zweitritt der Kirchweih. Das erfreute die Herzen dieser Menschen. Die Nachbarn sammelten sich: sie lauschten, sie klopfen an die Gartenthür, sie kamen herein und tanzten auf dem grünen Rasen. Der Schwiegervater hatte den ganzen Abend seine Nachtkappe zu lüften, und fühlte sich unbeschreiblich geehrt. Und wenn der Trompeter zuletzt denn doch mit seinen lustigen Stücken Feierabend machen und sie alle aus dem Gärtchen hinausmußten, um in der Finsterniß die Beete nicht zu verderben, dann blieb der Trompeter mit der Tochter noch allein und blies ihr mit gedämpftem Ton Arien der Schwärmerei vor, „Schöne Minka“, „Mich fliehen alle Freuden“, mit sterbenden, gedämpften, wie durch Zugwind gehauchten Tönen, bis Alles still wurde. Der Tambour hörte diese Scenen täglich und verging vor Verzweiflung und sogenannter Wehmuth. Denn er war eine sanfte deutsche Heimwehnatur, voll Empfindung und Ehrgefühl. Jede Nacht badete er sich in Thränen und schlug die Morgenreveille mit matteren Händen. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er fluchte seinem Instrumente, fluchte der reitenden Artillerie, ihren Trompeten. Was hatte er an seiner Trommel! Diesem dummen Lärmkasten, bei dessen Tönen sich die Gebildeten der Nation das Ohr zuhalten, dieser Klangmaschine, die, wie man mich in meiner Kindheit überredete, nur dazu da ist, auf dem Schlachtfelde das Geschrei der Verwundeten zu übertäuben! Zum Unglück gab es Augenblicke, wo der Tambour nichtsdestoweniger auf sein Instrument eifersüchtig wurde. Ist es nicht das wohlthätigste Instrument, schlussfolgerte er, wenn es den Menschen anzeigt, wo Feuer ausgebrochen ist, um welche Zeit das Thor geschlossen wird; kann es rührendere Töne geben, als die dumpfen Wirbel beim Begräbniß eines meiner Kameraden! Bei der Erinnerung an den Tod stürzten ihm die Thränen aus

den Augen, aber von jenseits drang die Trompete seines glücklichen Nebenbuhlers herüber, ach! diese freudigen Töne durchschnitten grausam seine zitternde Seele. So schwand er hin und wurde immer mehr das blasse Bild der Resignation. Er dachte nur an den Tod und sagte oft, wenn der Tod nicht käme, so müsse er ihn sich selbst geben. Damit ging er lange um und weinte viel, auch wenn er beim Abendmahl und in der Kirche war. Aber es half nichts: die Liebe zermalnte sein Herz, die Eifersucht vernichtete seinen Stolz, statt ihn zu erheben. Noch einmal richtete er sich eines Abends auf, wo Alles still war, am Tage vor der Hochzeit der Trompeterbraut, und setzte sich dicht unter ihr Fenster auf einen Stein. Zwischen den Füßen hielt er die Trommel eingespannt und begann sie in der Stille der Nacht, wo Alles schlief, so schwermuthsvoll und still und sanft zu rühren, daß es lange währte, bis mehrere nachtruhverstörte Bürger darauf achteten, nicht bloß das Mädchen oben in der Kammer. Die hörte diese Serenade, die wußte Alles, sie hatte den Tambour Anfangs bevorzugt, ehe die Trompete kam. Sie zitterte unter der Bettdecke, es klang wie zum Grab so hohl unterm Fenster. Aber die Töne hoben sich, die Schlägel wurden dringender, die abgestoßenen Punkte folgten Schlag auf Schlag; sie mußte aufspringen vor Entsetzen; die ganze Straße schien zu grollen und die Steine dumpf an einander zu schlagen. Man rief „Feuer!“ Sie riß das Fenster auf. Draußen war alles still; der Tambour war nirgends zu sehen; auch beim Apell nicht. Man fischte seine Trommel bei Mainz an der Rheinbrücke auf; ihn selbst einen Tag später auf der nämlichen Stelle.“

„Entsetzlich!“ rief Wally. „D die Geschichte ist noch nicht zu Ende.“ — Wally winkte ab und fragte, was in dieser dummen Geschichte mit Schwalbach zusammenhinge? Cäsar fand diese Frage natürlich und legte sie sich lange nicht so empörend aus, als sie gestellt war. „Diese Historie,“ fuhr er fort, „ist mehre Jahre alt. Der Trompeter heirathete die Tochter des Wiesbadener Bürgers, nahm seinen Abschied und zog — nun kommt Schwalbach — nach Schwalbach, wo er die Direction der Musiken für die Saison zu

übernehmen pflegt. Aber seine Frau leidet seit der traurigen Katastrophe ihres verschmähten Liebhabers an einem unheilbaren Uebel. Hätten die Aerzte nicht schon zuweilen ähnliche Beobachtungen gemacht, so würde man versucht sein, hier an einen Spuk, an eine gespenstische Rache des Tambours zu glauben. Die Frau des Trompeters hört Tag und Nacht ein dumpfes Murmeln an ihrem Ohr, das sich zu verschiedenen Zeiten steigert und ihr wie der Ton einer Trommel vorkommt. Nachts schreckt sie aus dem Schlafe auf, zeigt mit stierem Blick auf die Thür, wo sie den blassen kleinen Mann mit seinem damals noch imposanten, nicht zum Tambourin halbirten Instrumente zu erblicken glaubt; sie hat nicht Ruhe, wie tief sie sich auch in die Kissen des Bettes wühlt. Die Aerzte nennen das die Trommelsucht, eine unnatürlich präponderirende Kraft des Gehörsinnes, wobei leider auch alle übrigen Sinne der Frau allmählig schwinden und der übermäßig hervorbrechenden Gehörskraft zu weichen scheinen. Dabei ist die Frau abgefallen und bleich, ihr äußerer Körper verringert sich immer mehr; ich sah sie, es ist eine absorbirte Erscheinung, die Grausen erregt. Sie selbst hat den festen Glauben an die Rache des Tambours, oder wie diese Leute es nennen, daß er im Grabe keine Ruhe hätte. Sie versicherte mich, daß das Gespenst ihr überallhin folge, in Küche, Boden und Keller; ja auf dem Wege selbst im Walde sähe sie ihn oft, den Todten, wie derselbe leibhaftig vor ihr stehe, die kleine bleiche Figur, mit der großen Trommel auf dem weißen Schurzfell und um die Schultern gehängt, dieselben gelbledernen Bändelere, die uns Preußen darum stets nur kindisch, so komisch sind. Die Aerzte wissen, daß die Frau bald sterben muß an totaler Nervenentkräftigung. Ich glaub' es. Gott, da steht sie!" — „Wo?" schrie Wally auf. — Cäsar lachte. Es war ein Scherz; er wollte doch wenigstens einen Effect hervorbringen; aber Wally hatte diesen Scherz so übel aufgenommen, daß sie sich mit der bittersten Laune über seine Späße und abenteuerlichen Erzählungen ausließ. „Gehen Sie mit Ihren Trommeln und Trompeten! Nein, womit Sie sich doch Alles abgeben!" sagte sie mürrisch, empfahl sich und wandte sich dem Kaisersaal zu, wo sie wohnte.

IX.

Diese Scene war bald vergessen. Auf die regnerischen Tage folgten mit dem Sonnenschein tausend Aufforderungen der Natur, ihre Reize zu genießen. Bis in die entfernteste Umgegend trugen Esel und kleine Gefährte den weiblichen Theil der Gesellschaft, die als die Crème der Saison sich zusammengefunden hatte. Wally war eine sprühende Girandole von Freude und Ausgelassenheit. Sie bildete den wahren Mittelpunkt der Gesellschaft, so aber, wie es Wasserkünste giebt, wo man nur zu drücken braucht, um auf der entgegengesetzten Seite lustige Fontänen springen zu lassen. Cäsar war verschlossen und reflectirte. Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie tief sich Wally in seine Neigungen eindrückte. War es nicht Liebe, die ihn entflammte, so war es die Aufgabe, die sich seine Eitelkeit gestellt hatte, Wally, die Ungezähmte und Unbändige, überwunden zu haben. Hütet Euch ja, Ihr Frauen! Die Liebe der meisten Männer ist nichts als eine Huldigung, die sie sich selbst bringen!

Der Rhein sollte das Ziel einer Spazierfahrt sein, der sich eine große Anzahl von Badegästen angeschlossen hatte. Wally war zu sehr ermüdet, als daß sie bis zum gemeinschaftlichen Ziele zu Fuß mitthun konnte. Sie blieb bei einem der Bedienten zurück, um die nachkommenden Wagen abzuwarten. So trennte sie sich unbemerkt von der Gesellschaft, so daß Cäsar, der auf Abwegen dem Zuge nachgeritten war, erstaunte, sie allein zu finden. Er sprang vom Pferde und gab dasselbe dem Bedienten. Wally und Cäsar gingen voran.

Dem Reiz eines grünen Nasenplatzes mitten im Walde widerstanden sie nicht. Während der Wagen und Cäsar's Pferd auf der Straße hielten, gingen sie dem einladenden Ruheorte entgegen und setzten sich auf abgesägte Baumstümpfe nieder. Es lag etwas Mechanisches in diesen Bewegungen, als wenn eine Verabredung stattgefunden hätte, und doch schwiegen Beide. Sie sprachen noch immer nichts, auch als sie sich Beide mit gestütztem Haupte gegenüber saßen.

„Seit einiger Zeit sind Sie auf mich erzürnt, Cäsar!“ sagte Wally. Ein Lächeln — man muß es kennen, um zu

wissen, daß es nur die Maske eines tieferen Schmerzes ist — flog über ihre Mienen. Das Lächeln Cäsar's konnte Beistimmung oder Verwunderung sein. Er war klug genug, sie darüber im Unklaren zu lassen. „Ihre Geschichten haben mich kalt gelassen; Sie zürnen mir!“ fuhr sie fort. Daran dachte Cäsar nicht mehr; aber er sagte: „Hab' ich sie denn verfaßt?“ Nach einer Pause seufzte Wally tief auf, schlug ihren Blick zu Boden und begann eine Perspective in ihr Inneres zu geben, die Cäsar neu war, zumal an ihr. „Ich muß mich, ich muß die Frauen hassen;“ sagte sie still; „von Natur sind wir grausam und zu den Gefühlen, die wir zu äußern wol unter Umständen fähig wären, den großen Gefühlen, haben wir ursprünglich nur die bloßen Anlagen. Glauben Sie es, Cäsar, die Frauen gedeihen nur durch die Männer. Sie selbst wären im Stande, sich untereinander zu zerfleischen. Niemand kann bei dem Elend der Menschen, bei Krieg, Erdbeben, öffentlichem und Privatunglück empfindungsloser sein als oft die Frauen, versteht sich im Stande der Verliebtheit. Was wir ursprünglich von Gefühl haben, ist mehr Schauer als Bewußtsein, mehr thierische Furcht als Reflexion einer edlen Seele. Ach, ich zittere oft vor einer Empfindungslosigkeit, die ich in Gefahr gerathen könnte, niemals zu heilen.“ „Das heißt, niemals zu lieben! Wie wenig Sie sich zutrauen! Aber woher die spätere Metamorphose der Frauen?“ fragte Cäsar, erstaunt über die Wahrheit, die sich in Wally's Antlitz ausdrückte. Sie stockte und blickte ihn an. Er sank zu ihren Füßen.

So lange diese Situation stumm war, konnte sie zwischen Beiden empfunden sein; als aber Wally nach einem Worte suchte, war es ein abweisendes. Er that auch nur, als hätte er Komödie gespielt. Auf ein ernstliches Liebesgeständniß hatte er sich mit nichts in seinem Herzen vorbereitet und jede Situation war ihm fatal, wo er sich selbst nicht hätte beobachten können. Beide saßen sie wieder auf ihren Baumstämmen. Doch war es eine wärmere Stimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, in der sie, wenn auch über nichts entscheiden, dennoch über Alles unterhandeln konnten.

Wally verhehlte also nicht, daß die im Herzen des Weibes schlummernde Zauberruthe, die alle höheren Gefühle erst wecke,

die Liebe sei. Cäsar ergriff ihre Hand und sagte: „Wir sind für die Illusion Beide nicht gemacht. Eine Mücke würde uns stören, wollten wir zu den Sternen beten. Jede Aufwallung, bei der wir nur einen Augenblick unsere Manieren nicht in der Hand hätten, würde uns lächerlich erscheinen. Helfen wir uns Beide! Eine kurze Uebereinkunft kann uns auf die Stufe versetzen, die uns alle jene Glückseligkeit gewährt, die wir durch Zurückhaltung, Scham, natürliches oder kokettes Wesen niemals erreichen!“

Wieder saß Cäsar im Grase zu Wally's Füßen, in der That ohne Bewußtsein und von einem ganz ungeheuchelten Gefühle übermannt. Aber was warf ihn nieder? Nicht die Liebe, sondern der Gedanke an — eine Humanitätsfrage, die Niemanden von Euch fremd ist: der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir, überdrüssig der conventionellen Formen des Lebens, zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „Warum dies Gehäuse von Manieren, in welches, Du Spröde, Dich zurückziehst? Warum diese Verhüllung des Menschen in und an Dir? Warum Zurückhaltung, Du, mein Bruder, Du, meine Schwester, da Du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast? Ach, wie seh' ich rings um mich her eine so reife Ernte von Liebe und Schönheit! Warum zögern, bis auf Jahre, daß ich sie breche? Warum nicht die Freude, daß wir alle Menschen sind, schwach und stark, sterblich und unsterblich! Diese unsichtbaren Barrieren, die uns Menschen trennen, die auch den Jüngling vom Mädchen trennen, müssen und sollen fallen; denn ich kenne Dich, Dein Alles, Dein Gehen und Stehen, Deine Schwächen und Tugenden: siehe! hier ist meine offene Brust, hier schlägt mein Herz, ich bin nichts, was noch etwas Anderes wäre, als es ist, nichts, was Du für etwas Anderes halten dürftest. Du bist eine Frucht, überreif zur Liebe; warum brech' ich sie nicht? Wir sind die Kinder eines und desselben Planeten, ich Mensch, wie Du, Beide alternd, Beide den Tod fürchtend, Beide elend. Was weichst Du mir aus?“

Wally zerfloß in Thränen. So fast hatte Cäsar zu ihr wirklich gesprochen, und sie fühlte die Freude, statt ein Weib

zu sein, zur Menschheit zu gehören. Sie zitterte bei dieser philanthropischen Vorstellung, die allgemeiner geworden, die Welt umgestalten und ihre schwierigen Fragen im Nu lösen müßte. Sie ließ die Umarmung Cäsar's zu: nicht, weil sie ihn liebte oder aus Egoismus, aus Stolz, einen Mann überwunden zu haben, sondern weil sie sich als das schwache Glied der großen Wesenkette fühlte, die Gott erschaffen hat, weil sie wußte, daß sie ja vor der Wahrheit und Natur unbekleidet und mitteleidswürdig war, weil sie zuletzt glaubte, daß diese heißen Küsse, die Cäsar auf ihre Lippen drückte, allen Millionen gälten „unterm Sternenzelt“.

Sehet da eine Scene, wie sie in den alten Zeiten nicht vorkam! Wir haben hier Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerrissenheit unserer Zeit Gebornes: und was ist die Wahrheit Romeo's und Juliens gegen diese Lüge! Was ist die egoistische Geschlechtsliebe gegen diesen Enthusiasmus der Ideen, der zwei Seelen in die unglücklichsten Verwechslungen werfen kann! Ich zittre vor einem Jahrhundert, das in seinen Irthümern so tragisch, in seinem Fluch so anbetungswürdig ist.

X.

Die Uebereinkunft der Liebe zwischen Wally und Cäsar mußte ihren Verhältnissen ein neues Colorit geben. Wir fürchten, daß die Farben allmählig erbleichen werden. Aber noch sind sie hell und frisch; noch liegt auf Wally's Antlitz der melancholische Schatten jener Verirrung im Walde, in Cäsar's Mienen die Resignation und Selbstzufriedenheit, die selbst blasirte Charaktere und verwitternde Natürllichkeiten ergreifen kann, wenn der immer durstige Becher ihrer Wünsche einmal voll ist bis an den Rand der Erfüllung. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes unterstützte Cäsar's reflectirende Persönlichkeit, sich in einer Welt zu halten, in welcher er sich seit einiger Zeit gefiel.

Waldemar hieß der neue Ankömmling, ein Mann, der einst blühend und schön war, in der Residenz zu Wally's An-

betern gehört hatte, dann heirathete und trotz der glänzendsten Verhältnisse zu keiner Freude kam, da seine Gattin an unheilbaren Leiden siechte. Die Stimmung dieses Mannes theilte sich seinen Umgebungen mit, erst auch Cäsar, verlor sich aber an diesem in dem Augenblick, wo sie für ihn durch folgende gemischte Anekdote gerade eine Begründung hätte bekommen können.

Seit Waldemar's Ankunft im Bade hatte sich das stille Bärbel von den beiden Indien zurückgezogen. Ihr Betragen gegen ihn ließ keinen Zweifel, daß dieser Mann die Ursache ihrer Geistesverwirrung gewesen. Sie verfolgte Waldemar, wo er sich nur blicken ließ, und weinte oft auf dem Wege, wenn er in zahlreicher Gesellschaft vorüberging. Jedermann kannte den Zusammenhang dieser tragischen Komödie, doch wollten nicht Alle an Das glauben, was Waldemar versicherte, daß er sich dieses Mädchens durchaus nicht entsinne, nie mit ihr ein Wort gewechselt, und auch erst im vorigen Jahre zum ersten Male Schwalbach besucht hätte. Cäsar aber glaubte diesen Versicherungen; Waldemar war eine treue Seele, die Niemanden betrüben konnte, noch weniger aber wäre eine Unwahrheit über seine Zunge gekommen. Er nahm den Wahnsinn Bärbel's von der lächerlichen Seite und suchte Waldemar zu trösten. Ja, diesem melancholischen Manne fehlte nur noch eine Ursache mehr zu seiner Schwermuth!

Wally besand sich in einer Stimmung, die ihr den Verkehr mit beiden Männern, der immer gewisse Grenzen und Nüancen hatte, zum Genuß machte. Einst wollte sie in einem Garten unbemerkt zu ihnen herantreten, während sich beide Freunde unter einem Bosket von verwelkenden Rosen unterhielten; da sie aber hörte, daß das Gespräch derselben religiöse Saiten aufgezogen hatte, so fürchtete sie, etwas daran zu verstimmen, und blieb unwillkürlich in einer Weite stehen, daß ihr von dem Gesprochenen nichts entging und sie dabei doch ungesehen blieb. Sie fühlte das Mißliche dieser Situation in einem Augenblick nicht, wo alle ihre Seelenfäden Gespinnste zu schießen begannen, in die sie sich immer tiefer verstrickte, sowie die Untersuchung der Religion galt.

„Hätt' ich einen größeren Wirkungskreis,“ sagte Waldemar,

„vielleicht gelänge es mir dann, den Unmuth meiner Seele zu zerstreuen, sowie auf jenen Bergen, auf welchen viel Waldleben herrscht, Tannen rauschen und die Natur in einer steten Bewegung ist, die Nebel sich leichter zerstreuen. Ich bin ein kahler Hügel, jedem Windzuge offen und von jeder Wolke gleich wie von einer Nachtmütze bedeckt. Nach ideellen Schutzwehren such' ich eben so vergebens. Die Politik ist nur im Stande, meine Schwermuth zu vermehren, und die Religion hat man mir durch meine Erziehung verleidet.“ — „Wer wird auch,“ entgegnete Cäsar, „bei üblen Stimmungen gleich Hülfe von der Religion erwarten! Religion ist das Product der Verzweiflung: wie kann sie die Verzweiflung heilen?“ — „Sie sollte es doch wol,“ sagte Waldemar, „jede Religion soll es, zumal wenn sie die Miene der Offenbarung annimmt. Echte Religion ist positive Heilkraft; aber gleicht das Christenthum nicht einer Arznei, die aus hundert Ingredienzien zusammengesetzt ist? Meine Vernunft sagt mir, auch ohne Hahnemann's Organon, daß die Krankheiten immer einfache und nur die Symptome zusammengesetzt sind, daß die Natur für jede ihrer Abnormitäten im simplen Zustande eine medicinische Rectification hat und daß in einer Mirtur von Heilkräften eine Kraft die andere aufhebt. Die unerhörte Ueberladenheit des Christenthums aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen macht, daß es für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung ist. Eines seiner Dogmen stört das andre.“

Ein Krampf schnürte Wally's Brust zusammen. Sie wankte ohnmächtig fort, bis jener gleichfalls brunnentrinkende Referendar, der über das Unzeitgemäße der politischen Garantien geschrieben hatte, ihren Arm ergriff und sie zu Waldemar und Cäsar zurückführte, von denen er den ersten gesucht hatte. „Waldemar!“ rief er: „was Sie glücklich sind! Ein Ehegatte, und noch bringen sich Thretwegen die Frauen um!“ „Was wollen Sie damit?“ fragte Waldemar. „Sie müssen nicht erschrecken, Ihr verlassenes Värbel ist todt. Sie ging den ganzen Tag um Schwalbach herum, sich ein Grab zu suchen, blieb dann noch lange bei den beiden Indien, wankte darauf fort bis an das Schloß Nassau, wo sie sich von der eisernen

Hängebrücke hinuntergestürzt hat. An der linken Seite von hier, da wo der Brunnen auf der Brücke steht, soll sie noch mehre Stunden gefessen haben, wie die Leute versichern, die sie dort sahen. Die Gerichte von dort schicken diesen Ring mit, der an dem Finger des Mädchens sich befand. Ich hab' ihn hier." — Waldemar erblaßte. „Mein Gott!“ schrie er. „Dieser Ring —“ — Cäsar sprühte auf: „Wie?“ rief er; „Waldemar, Du doch —“ — „Ja, ja,“ bemerkte der Dritte, „ich kenn' ihn. Sie trugen diesen Ring vor mehren Jahren, Waldemar.“ Wally trat hinzu und nahm den Ring. Sie betrachtete ihn und gab mit unpassender Heiterkeit die Erklärung: „Waldemar, Sie gaben mir vor drei Sommern diesen Ring. Ist eine Verheirathung dem Gedächtnisse so schädlich?“ — „Aber wie kam die Unglückliche zu dem Ringe, den alle Welt als ein Pfand meiner treulosen Versicherungen auslegen wird?“ fragte Waldemar mit bleichen Lippen, die allmählig wieder sprechen konnten, nachdem er sich auf die Huldigungen besann, die er einst Wally gebracht hatte. — „Ich hatte die Gewohnheit,“ sagte Wally, „die Ringe meiner Verehrer jährlich im Bade zurückzulassen, indem ich sie in die Becher, die am Sprudel stehen, warf, und diese dann armen Leuten oder Kindern zu trinken gab. So ist die Närrin wol zu dem Geschenke gekommen.“ — „Gut eingeholfen,“ flüsterte der Referendar, dem im Augenblick auch sein Ehrenhandel mit Cäsar einfiel. Wally blickte etwas stolz: man konnte durchaus nicht sagen, warum? und reichte dem Menschen doch ihren Arm.

Waldemar saß in tiefes Nachsinnen versunken. Wie wunderbar war der Zusammenhang dieses unglücklichen Ereignisses! Man konnte versucht werden, an eine magnetische Einwirkung zu glauben. Wer erklärte ihm, wie ein Ring eine Neigung veranlassen konnte zu einem Manne, den — man nie gesehen! Wie kam es, daß die Arme, gleich als sie ihn zum ersten Mal sah, gerade ihn als den Eigenthümer des Ringes erkannte, den sie dann liebte und mit einer wirklichen Person verwechselte! Er ging tief bekümmert in seine Wohnung und überredete seine kranke Gattin, mit ihm den Schauplatz so unheimlicher Begebenheiten zu verlassen.

Was aber empfand Cäsar bei dem Ereigniß? Nicht das Ereigniß selbst, nicht den Schmerz seines Freundes, sondern nur Eines, was ihn schon oft bei Vergleichung des Todes mit dem Leben interessirt hatte. Das arme Bärbel war in dem Flecken vor ihrem Ende unruhig hin und her gewankt und hatte den Tod gesucht, der ihr nothwendig schien. Sie war bis nach der eisernen Brücke gelaufen, um den Tröster ihrer Leiden zu finden. Ist es beim Selbstmorde eine unsichere Hand, die uns die Kehle zuschnürt? Geht man wahnsinnig, ohne Bewußtsein in den Tod, wie sich die Mücke in das brennende Licht stürzt? Oder ist man bei vorhandener Kraft, sich noch als nachdenkend zu fühlen, schon so mit dem Tode verschwistert, daß jener weitere Act des Selbstmordes nur die Publication eines Befehles wird, der schon abgemacht und im Stillen ausgeführt ist? Darüber sann Cäsar nach und konnte sich vor Schmerz nicht fassen, als er bei dem Verfolgen von Bärbel's Benehmen immer darauf zurückkam, daß die Furcht vor dem Tode doch das Ursprüngliche und bis zum schwindenden Bewußtsein das Letzte sei. Die Unzulänglichkeiten der Erhabenheit, sagte er, die Furcht vor dem Tode, der Schmerz, nicht wie Brutus, der alte und junge, tödten, nicht wie Cato sterben zu können, die Bitte des Prinzen von Homburg, ihn leben zu lassen: das ist doch das Tragische unserer Zeit und ein Gefühl, worin sich die Anschauungen unserer Welt vom Zeitalter der Schicksalsidee so schmerzlich verschieden zeigen. Sie wollte sterben, und lief einen ganzen Tag, einen Weg von sechs Stunden, um den Tod zu finden, den sie herzlich suchte und den sie fürchtete! — So war Cäsar. Darüber konnte er weich werden.

XI.

Jenes feste und präcise Benehmen, das Wally bei der Aufklärung über den Ring gezeigt hatte, war nur durch die Situation hervorgerufen. Niemals auch wird sich ein Weib bei der Leidenschaftlichkeit einer Anderen enthalten können, sich

ebenfalls aufzuschnelles und mißachtend auf die fremde Verirrung herabzusehen. Diese Stimmung war aber bei Wally nur eine vorübergehende.

Die Erklärung, welche Waldemar über das Christenthum abgab, hatte auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt. Glaubt Ihr, Wally hätte nach einem Mittelpunkte ihres Lebens gesucht? Wahrlich nicht. Nirgends lagen bei ihr etwa zerstreute Bruchstücke von Gedanken, die sie gern verbunden hätte. Unmittelbar und zufällig war ihr ganzes Leben: nur im Religiösen stand sie oft, wie ein Wanderer, der den Weg verfehlt zu haben glaubt, sich in der Gegend umblickt und mit seinem Ortsinne sich zu orientiren sucht. Es war ein ganz bewußtloses Sinnen, ein träumerisches Fühlen, dem sie sich tastend und anpochend hingab. Von einer Reflexion, einer zusammenhängenden Untersuchung konnte bei Wally nicht die Rede sein. Sie litt, weil sie ihre selige Mutter liebte, an einem religiösen Eit, einer Krankheit, die sich mehr in hastiger Reizbarkeit als in langem Schmerze äußerte. Sie war wie in einem Zimmer, das sich plötzlich mit Rauch füllt und wo man sich nicht anders helfen kann als an's Fenster zu springen, es aufzureißen und mit einem unmäßigen Gestus nach frischer Luft zu schöpfen.

Wally wußte selbst nicht, was Alles zusammentraf, sie nachdenklicher als je zu stimmen. Sie hatte zum ersten Mal einige Beobachtungen über ihren Zustand in eine zusammenhängende Kette aufgereiht. Sie war vor ihren Gedanken nicht scheu zurückgeschreckt, sondern hatte sie diesmal scharf in's Auge gefaßt. In einem Brief an eine Freundin suchte sie ihrer Angst Luft zu machen. Der Brief war vielleicht vollendet. Sie wagte nicht, was sie hatte, wieder durchzulesen. Auch verzweifelte sie während des Schreibens ihn abzuschicken. Sie zerriß ihn. Einige Minuten blickte sie die Reste an; dann ordnete sie mechanisch, was davon noch vor ihr lag. Die Linien und Buchstaben paßten zusammen. Jetzt erst, wo sie gleichsam wußte, daß der Brief ihr nichts mehr schaden könnte, las sie ihn.

„Meine theure Antonie,“ hatte sie geschrieben; „Deine geschmackvollen Muster, das sehr hübsche Diadem, was aber

wol zu meinem Haare nicht stehen wird, auch die englischen Nadeln und die neuen Touren zum Cotillon hab' ich bekommen. Ich danke Dir, Antonie! Verzeih' mir nur, daß ich nicht jetzt auch mit all' dem Entzücken davon spreche, las ich wirklich über Deine Gefälligkeit und die Gegenstände derselben empfunden habe. Du glaubst nicht, in welcher wunderlichen Stimmung ich heute bin. Und heute mußte ich doch schreiben — morgen würd' es schon besser sein. Nur eins sage mir, Antonie, hast Du wol in Deinem Leben schon einen frohen, recht frohen Augenblick gehabt? Ich besinne mich vergebens auf einen; es ist doch in uns Frauen immer eine peinliche Unruhe und Hast, von der wir getrieben werden, eine Angstlichkeit, von welcher die Männer keine Vorstellung haben. Zuweilen erschreck' ich vor dieser pflanzenartigen Bewußtlosigkeit, in welcher die Frauen vegetiren, vor dieser Zufälligkeit in allen ihren Begriffen, in ihrem Meinen und Dafürhalten. Der Augenblick ist der Urheber unserer Handlungen und die Vergeßlichkeit die Richterin derselben. Ach, Antonie, ich beschwöre Dich! Nimm diese Klagen nicht als die Frucht eines regnerischen Tages; o — ich leide an einem Schmerze, der unheilbar ist, da ich ihn gar nicht zu nennen weiß. Das rennt, läuft, springt, lacht, singt, weint, zankt, Alles in der Welt — nun sage mir um des Himmels willen, was steckt dahinter? Was ist der Kern dieser spiralförmig fortkreisenden Unruhe? Die Männer sind glücklich, weil man an sie Anforderungen macht. Das Maß ihrer Handlungen ist der Beifall oder der Nutzen, den sie damit gewinnen. Auch dies sage, warum wir den Faust nicht lesen sollen? Die Schilderung jener Zweifel, die eines Menschen Brust durchwühlen können, macht uns vertraut mit ihnen und die Wirkung derselben für uns weniger gefährlich. Aber ich fühle es, daß sich in jedes Menschen Herzen innere Gedichte entwickeln, eine ganze Historie von Wundern, die wir zu erklären verzweifeln, Gedichte, in denen wir mit unsrer Person den von den Göttern verfolgten, geneckten, scheiternden, irrenden Ulysses selbst vorstellen. Das ist Alles halb, siehst Du. Es ist noch immer nicht Das, was ich sagen möchte und nicht sagen kann. Liebe Antonie, das ist der Fluch: man verlangt

nichts von uns, man will nichts von uns, es kommt nichts auf uns an. Auch dies noch: wir haben einen Ideenkreis, in welchen uns die Erziehung hineinschleuderte. Daraus dürfen wir nicht heraus und sollen uns nur mit Grazie, wie ein gefangenes Thier, an dem Eisengitter dieses Rondels herumwinden. Diese Gefangenschaft unserer Meinungen — ach, was Spreu für den Wind! Rechte will ich in Anspruch nehmen, für wen? Für was? O Antonie, ich habe nichts, was werth wäre, gedacht — ich will gar nicht sagen, gemeint oder gesprochen zu werden. Ich drücke an den Begriffen, die mir zu Gebote stehen; aber sie sind elastisch und geben nach und gehen immer wieder zurück. So glaube ich, entstehen dann auch die Revolutionen, wenn die Menschen so viel Mühen zu überwinden haben, an ihrer Stirn hin- und herfahren und ihre welle Begriffstyrannie gern stürzen möchten mit etwas, was sie suchen, aber nicht finden können. Dann schaffen sie sogar Gott ab, nämlich, weil sie ihn wahrhaftig nicht verstehen. Es ist auch schwer, Antonie! Die Schöpfung — schon gut; aber woher? womit? warum? Der Mensch, der Affe, der Polyp, die Sinnpflanze, das Moos, der Stein, der Krystall, das Wasser, die Luft, der Wind, Nichts sagt deutlich: wo ist Gott? Oder wollt Ihr nicht den Weg des Wassers gehen: so geht den des Feuers! Der Vulcan, das Licht, die Wärme, die Electricität, der Magnetismus: wie kann Gott in der Volta'schen Säule stecken?"

Hier mußte Wally laut auflachen, bei all' ihrem Schmerz und Unglück. Der komische Conflict der ihr doch einst gewordenen Schulweisheit mit ihrer Melancholie, die Vergleichen Gottes und der Prosa jenes kleinen Professors der Physik, der sie mit papinianischen Töpfen, Herobrunnen und Luftpumpen so tief in die Natur hatte sehen lassen wollen, ob er gleich selbst nur ein Auge hatte, das waren zu drollige Erinnerungen. Sie zuckte mitleidig über sich selbst die Achsel und ging Cäsar entgegen, der heute einmal recht viel unge-reimtes Zeug mit ihr zu sprechen hatte.

XII.

Ein Begegniß machte kurze Zeit darauf in Wally's Leben den ersten Abschnitt. Es schien, als könnte sie in ihrem jetzigen Aufenthalte die Heiterkeit nicht wieder gewinnen, die ihrem Charakter entsprach. Ein Umstand veranlaßte bald die Abreise von Schwalbach.

Wally war eines Abends spät und unmuthig zu Bett gegangen. Die Lampe brannte noch auf ihrem Tische; sie konnte nicht einschlafen. Ihr Blut war in fieberhafter Erregung. Sie warf sich unruhig hin und her; ihre Sinne wollten sich nicht lösen.

Da sprang sie auf, setzte sich an den Tisch und fing all' die Mittel zu prüfen an, die man anrath, um in gleichmäßige Bewegung des Blutes zu kommen. Sie zählte die Glockenschläge an der Kirchturmuhre, das Einmaleins, von vorn und hinten, declamirte das einzige Gedicht, das sie bei ihrem schlechten Gedächtniß auswendig wußte: „Eine kleine Biene flog emsig hin und her und sog —“. Nichts half. Endlich erblickte sie auf dem Tisch die Anordnungen, die sie neulich gemacht hatte, um an ihre Freundin zu schreiben. Sie ergriff die Feder und schrieb wieder: „Meine theure Antonie, Deine geschmackvollen Muster, das sehr hübsche Diadem, das aber wol zu meinem Haar nicht stehen wird, auch die englischen Nadeln und die neuen Touren zum Cottillon habe ich erhalten. Ich danke Dir, liebe Antonie! Verzeih' mir nur —“ „Abscheulich!“ rief sie, sich selbst kritisirend, aus, und trat an's Fenster. Der Mond beleuchtete hier und dort einen Theil des engen Thals und seiner Umgebungen. Er war mit Wolken bedeckt, die nicht eilten, sondern schwer auf ihm haften blieben. Es wehte kein Wind. In sanfter, nächtlicher Stille ruhte die malerische Natur. Ein tannenschwarzer Berggrücken begrenzte auf der einen Seite die ovale Rundung des schlummernden Thales. Nirgends die Ahnung eines menschlichen Wesens.

Wally hüllte sich in einen leichten Nachtüberwurf. Ihr Zimmer lag zu ebener Erde. Mit einem Tritt war sie draußen im Freien. Ohne mehr zu wollen, als die Hitze ihres Bluts abkühlen, stieg sie zur linken Hand die Straße hinauf, dann

wieder hinunter zum Aleeaal hin. Sie wird nur einige Schritte unter den Bäumen auf und ab gehen.

Als sie ein wenig weiter gekommen war, vernahm sie ein sonderbares Geräusch, das man für das Seufzen einer schwankenden Pappel hätte halten können, wäre ein starker Wind gegangen. Sie erschrak, wie sich diese Laute immer deutlicher als Gestöhn und schmerzliche Klage zu erkennen gaben. Es war wie das Jammern eines Verwundeten, der sich fürchtet, durch übergroßen Schmerzausdruck des Mundes vielleicht die brennenden Leiden seines Schadens desto stärker zu machen. Wally blieb betroffen stehen. Ihr siedendes Blut gerann und die Fieberhitze wich einer kalten Erstarrung, in die der Schreck ihre Glieder versetzte. Jetzt sah sie, daß sich im Hintergrunde der Alee etwas bewegte, das auf sie heranzukommen schien. Die Angst hatte sich ihrer so sehr bemächtigt, daß sie nicht einmal wagte, zu entfliehen. Sie blieb wie angewurzelt stehen und wankte nur, als eine menschliche Figur immer näher trat, mechanisch hinter einen Baum, von dem sie glaubte, daß er ihr Schutz gewähren könne.

Ein Weib kam daher mit händeringenden Geberden. Oft wandte sie sich gespenstisch um und suchte etwas, was man nicht sehen konnte, von sich abzuwehren. Dann fuhr sie mit einer grauenerregenden Vehemenz und einem Geheul in die Gegend ihres Kopfes, als wollte sie etwas bedecken oder irgend einen übergroßen Schmerz stillen. Wally zitterte. Jetzt stand die Unglückliche, die nicht im Fieber zu sein, sondern das volle Bewußtsein zu haben schien, dicht vor ihr. Wally sah, wie sie schwankte und zu Boden stürzte. Mit einem furchtbaren Geschrei wühlte das entsefliche Weib ihren Kopf in den losen Sand, und rang, ihre Hände gleichsam zu vervielfältigen, um den Kopf von allen Seiten bedecken zu können. Dabei stöhnte sie wieder und sah sich, wie tief sie auch den Kopf in den Sand bohrte, um und fuhr mit einem gräßlichen Schrei auf, als hätte sie einen Geist erblickt, bis sie ohnmächtig und besinnungslos in dieser Lage verstummte.

Wally wagte nicht, einen Laut von sich zu geben. Als sich die Unglückliche beruhigte, versuchte die Zeugin der schrecklichen Scene aufzutreten, sich umzusehen, ob man sie auch

nicht hören könnte, wagte dreistere Schritte und floh, als sie eine Strecke weit von der Scene entfernt war, der sie hatte beiwohnen müssen. Sie fror an allen Gliedern, als sie sich auf ihrem Lager wieder gebettet hatte und schlief vor Furcht ein.

Am folgenden Morgen betrieb sie die Abreise. Die Tante zögerte. „Unter keiner Bedingung!“ rief Wally; „ich bin eines Ortes müde, der mich umbringen muß.“ Das war ein fürchterlicher Ausdruck; die Tante war diese Wendungen nicht gewohnt. Sie entsetzte sich und reiste ab. Als Cäsar sie Beide an den Wagen begleitete, erzählte er ihnen noch, daß die Frau des Trompeters an der gespenstischen Trommelmusik ihres Ohres diese Nacht gestorben sei. Sie sei vor Unruhe aus dem Hause gerannt, habe Nachts die Stadt durchirrt, um den grauenhaften Tönen zu entfliehen, und sei in der Allee gefunden worden, wie sie mit dem Kopf in den Sand gewühlt dagelegen. Wally winkte mit der Hand, daß er schweigen sollte. Sie kannte den Vorfall, kannte das ewige Summen am Ohre des Geistes, die Trommelmusik quälender Gedanken!

Cäsar aber glaubte, daß sie ihn zum Abschied grüße; die Pferde zogen an und, den Spruch des großen Römers parodirend, sagte er zu dem Fahrzeuge schmerzlich-ironisch: „Du trägst Cäsar und sein Glück!“

Zweites Buch.

I.

Der Sommer neigte zur Erntezeit. Aus seinen letzten Fäden spann sich schon ein Herbst voll Kelterlust. Die Aftern sammelten noch einmal alle Farben der schönen Vergangenheit, dann starb die Natur, was zurückblieb, legte Frostreif und Nebelflor zum Zeichen der Trauer an. Die Ströme gerannen, die Wolken zerrieben sich zu Schneeflocken. Der Winter kam in seinen Pelzschuhen angeschlichen und klopfte an die Reifblumen der Fenster mit Weihnachtstfreuden an. —

Dies war wenigstens ein Ersatz. Wally wirbelte sich in einer Lust, die sie so zauberhaft zu regeln verstand. Was jetzt Religion! Was Welterschöpfung! Unsterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das ist die Frage. Ob's besser ist, die Haare zu tragen à la Madelaine oder sie zusammen zu kämmen zum chinesischnen Schopfe? Tanzen — vielleicht auch Sprüchwörter aufführen — o nur gering ist die Zahl der Vergnügungen, die im Verhältniß zur zunehmenden Civilisation nicht anfangen, lächerlich zu werden. So sehr gering, falls man sich selbst hinlänglich hochhält, nicht Karten zu spielen, jene melancholischen Spiele Albions und der nordamerikanischen Dankees, wo man die besten Stunden seines Lebens dem Nichts opfert.

Eine Unterhaltung ist unerschöpflich. Ein Spiel ist unermüdblich. Das ist die Koketterie. Wally hatte damit alle Hände, alle Mienen voll zu thun. Künstliche und natürliche Launen waren die Zahlen, woraus sie ihre Umgangserempel zusammensetzte. Wally ließ die Welt wie elastische Figuren auf dem Resonanzboden ihrer Einfälle springen. Sie spielte zu allen diesen Bewegungen die capriciösen Melodien. Was wollte sie mehr? Sie wollte nicht einmal den Ruf davon, die Neigungen ihrer Umgebungen so unübertrefflich eskamotiren zu können. Sie that alles ohne Stolz, ohne Absicht, ohne Bewußtsein. Sie war bezaubernd.

Cäsar war die Balancierstange dieses Equilibres. Er rectificirte wie irgend ein chemisches Natron all die barocken Confusionen, die Wally anrichtete. Nach jenem ersten Bilbe fiel er bald hier, bald dort hin. Von diesem letzten nahm Wally bald größere, bald kleinere Portionen von ihm. Er fehlte jedoch nie. Diese perspectivische Verschiebung bald zu einer Gunst von einer Linie, bald zu einer von zwei Zollen oder drei, hielt ihn in der Spannung, die Männer allein zu fesseln im Stande ist. Es ist möglich, daß Cäsar Wally liebte, wenigstens war sie ihm vertraut geworden. Er hätte sie vielleicht einem andern abtreten können; aber von ihr sich trennen, das konnte er nicht. Und doch! Vielleicht! Wir sind Charlatane, wir können ja Alles!

Es war auf einem glänzenden Balle, der am Hofe gegeben

wurde. Cäsar zog sich zurück. Wally beachtete ihn nicht. Er nahm das leicht. Er wußte, daß Wally von der gewöhnlichen Ansicht deutscher Mädchen, dem Tanze eine sinnliche Bedeutung oder die Bedeutung irgend einer Gunst unterzulegen, weit entfernt war; er wußte, daß sie Diejenigen liebte, mit denen sie nicht tanzte. Und doch war sie heute aufgeregter, als jemals. Das nahm ihn Wunder und verstimmte ihn. Als Wally zu ihm trat, sprach sie: „Ich habe Sie suchen müssen. Wo stecken Sie? Ich muß Ihnen etwas sagen.“ Sie standen in einem der entlegenen Zimmer. „Und was?“ — „Ich werde den sardinischen Gesandten heirathen; aber wir sprechen uns noch!“ — Damit war sie verschwunden. Cäsar eilte nach Hause. Er hatte durchaus nichts gehört, was ihn besonders drückte, und doch entschloß er sich, eine kleine Reise zu machen. Er war sehr unruhig den ganzen Tag, mehre Tage. Er machte die Reise. Er notirte, zeichnete, schrieb viele Briefe. Er würde sich vortrefflich zerstreut haben, wenn ihm nicht aus jedem Baum, aus jedem Echo zugeklungen hätte: aber wir sprechen uns noch! Dies Aber! machte ihn verwirrt; denn es klang wie eine so schwärmerische, alles versprechende, dem Neapolitaner täuschende Liebe, daß er geglaubt hatte, den letzten lechzenden Seufzer, das kaum gelispelte felicissima notte einer Italienerin zu hören. „Sind das schon die Wirkungen der sardinischen Gesandtschaft?“ sagte er, lächelnd über die Erinnerung an eine Phrase, die in Italien so schön gesprochen wird, und kehrte beruhigt in die Residenz zurück.

Er hatte bald darauf von Wally die Einladung zu einem vertrauten Gespräch.

II.

Am Tage, wo die Unterredung mit Wally stattfand, hätte man bei Cäsar nicht ahnen können, mit welcher Katastrophe er schließen würde. Cäsar schien die ganze Beruhigung zu besitzen, die man von seinem Charakter erwarten

durfte. Höchstens ließen jene forcirten Scherze, womit er um sich warf, vermuthen, daß irgend ein Ereigniß im Anzuge war, dem er zu entgehen wünschte. Diese Scherze sind die über'm Meere kreisenden Möven, die den Sturm ankündigen.

Wenn er einem Freunde begegnete, der auf dem Stadtgericht arbeitete, so fragte ihn Cäsar: „Was hast Du jetzt unter den Händen?“ — „Ehescheidungen,“ hieß es. — „Also noch immer schlechte Ehen?“ — „Schlechte Wahlen vor der Hochzeit. Dafür ewige Entbehrung des Glücks für diese Erde, Verschönerung jedes Anspruches, Frauenzauber auf sich wirken zu lassen!“ rief Cäsar. „O es ist ein Unglück mit unseren Institutionen, die man sittlich nennt!“ — „Ja,“ bemerkt der Freund von seinem kleinen Standpunkte. — „Es ist ein Unglück, wenn man sieht, mit welchem Leichtsinne die Ehen geschlossen werden. Der Besitz einer kleinen Aussteuer lockt den Handwerker, eine Person zu heirathen, die er gar nicht liebt.“ — „Der Staat sollte niemals die Ehe bürgerlich vollziehen lassen, wo nicht schon ein Kind vorhanden ist, das das Dasein der Liebe vorher ausweisen muß!“ rief Cäsar. — Der junge Mann vom Stadtgericht fuhr entsetzt zurück. Cäsar ging und begegnete einem andern Freunde. „Du bist verliebt,“ sagte er diesem; „aber Deine Antonie ist arm.“ Es war dieselbe Antonie, an welche Wally einst hatte schreiben wollen. „Antonie ist arm!“ hieß die weinerliche Bestätigung. „Siehe, was zu thun wäre!“ schlug Cäsar vor. „Das Heirathen durch die Zeitungen greift um sich. Aber man ist erst einen Schritt weit gekommen, wenn die Frauen durch Zeitungen nur Männer bekommen. Der zweite Schritt wäre, daß sie durch die Zeitungen auch zu Vermögen kämen. Die Mädchen sollten sich durch ein Lotto ausspielen. Sie sollten die Männer auffordern, Actien auf ihren Besitz zu nehmen, Actien, meinethwegen eine jede zu fünfhundert Thalern. Hundert Loose dieser Art geben eine Summe von 50,000 Thalern. Die Wahrscheinlichkeit, daß unter hundert ich — du — er gewinnen, ist groß: man gewinnt ein Weib, ein reiches Weib, natürlich ein schönes Weib. Denn um eine Schöne muß es sich handeln, des Nebengewinns wegen, welcher in einem Kuß zu jedem Weihnachten (aber ein Ge-

schenk muß dabei sein) an Diejenigen bestehen muß, die sich mit Aufopferung von fünfhundert Thalern der angenehmen Chance aussetzten, Mann einer schönen Frau und Besitzer zufälliger 50,000 Thaler zu werden. Mein Lieber, das heißt, die Gesellschaft friedlich revolutioniren.“

Jener hatte nur an Antonien gedacht; Cäsar an Nichts, als sie schieden.

Der Abend kam heran. Die Thür zu Wally's Gemächern öffnete sich. Beide saßen sie sich stumm gegenüber. Cäsar, der von Wally nicht erwartet hatte, daß sie sich in ein schwärmerisches schwarzes Kleid werfen würde: Wally, die in Cäsar's Mienen nach einem Blick sah, der verzeihend und warm auf sie wirkte.

Liebenswürdig war es von diesem grenzenlosen Leichtsinn, daß er doch noch Thränen am Auge hängen hatte. Cäsar schwamm in Seligkeit. Er war auf eine Komödie gefaßt, und fand eine tragische Scene, die ihn erschütterte. Alles, was sie sprachen, war nur, um den Erklärungen, die sie sich machen wollten, zu entgehen. Cäsar mochte in seiner Eitelkeit übertreiben; Wally's Bescheidenheit lag wohl nur darin, daß sie glaubte, Cäsar um Verzeihung bitten zu müssen. Alles Uebrige dichtete seine Phantasie hinzu.

Sie hielten ihre Hände in einander und sprachen recht eifrig über Dinge, auf die gar nichts ankam in ihrer Situation. Sie sprachen von der Erfindung des Schießpulvers, vom Gesetz der Schwere, vom Compaß und der Magnetnadel, worüber sie jedesmal schnell abbrachen, um nur immer wieder auf Neues zu kommen. So verrann die Zeit, aber die Liebe Cäsar's stieg. Wally's Hand nahm er, drückte, küßte sie, ja legte sie sanft auf die Lehne des Sophas, um sie als Kopfkissen zu gebrauchen. Sie warf ihm sich selbst in aller ihrer Anmuth in ganzer Person nach. Sie hielt ihn umschlungen, während sie unwillig glaubte, daß er es thäte. Ihre nur leis aufgesteckten Locken nestelten sich los und küßten Cäsar's brennende Wangen. Die langen Augenwimpern senkten sich majestätisch sanft auf die bläulichen Ultramarinringel, die unter dem Auge so viel Leidenschaft verrathen. Dieses Herablassen des Vorhangs, dieser Fensterladenschluß

der Weiblichkeit, diese Verhüllung ist bekanntlich das reizende Gegentheil dessen, was sie scheint, ist allmälige Entwaffnung, das Sinken des Tages, der aufsteigende Stern, dessen feuchte Strahlen die Kronen der Blumen auflockern und die Kelche erschließen, während die Kelche zu schlafen scheinen. Cäsar umarmte Wally mit glühender Freude und rief aus: „O Wally, ich will nicht grausam sein! Ich eile Allem zuvorzukommen, was sich auf Deiner Lippe zu Tode ängstigt und gern sprechen möchte. Lebe wohl! Ich dringe nicht auf den Besitz dieses göttlichen Leibes, dessen Seele mich stets umhauchen wird. Du wirst Deinem Gecken gehören, Dich ihm in ganzer Reinheit übergeben müssen — Aber — o Gott!“ — „Was ist? Cäsar! sprich! fordere! Alles, Alles!“ Cäsar sann und sann und war wie von einem unbekanntem Dämon ergriffen. Er sollte entsagen. Wollte es auch und konnte doch nicht. Er strich mit der Hand über seine Stirne und sagte dann leise mit sanften und zärtlichen Worten zu Wally: „Sie werden reisen: ich auch. Wir werden uns nicht Wiedersehen.“ — „O mein Cäsar! Nicht Wiedersehen? Dann bin ich nur Dein!“ — „Du gehörst Deinem Geschick!“ — „Meinem Herzen, Cäsar! Deinem Willen!“ — „Wally!“ — „Fordere, fordere!“ — „Sei mein, wie Du es einzig sein kannst! Zeige mir, daß Du kein Geheimniß vor mir hast, keines, und wir waren Eins und ich habe die Weihe für mein ganzes Leben!“ — „Ich berge Dir nichts, Cäsar!“ — „So höre meine Bitte! Es giebt ein reizendes Gedicht des deutschen Mittelalters, den Titurel, in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird. Tschionatulander und Sigune beten sich an. Sie sind fast noch Kinder; ihre Liebe besitzt die ganze Naivetät ihrer jugendlichen Thorheit. Ich spreche nicht von Tschionatulander's Tod, weder von dem treuen Hunde, der aus der Schlacht die tragische Botschaft bringt, noch von Sigunens Klage, wie sie den Leichnam des Geliebten im Arme haltend unter'm Baume sitzt, wo Parzifal an ihr vorüberkommt im Walde, nicht von dem Edelstein unserer deutschen mittelalterlichen Dichtkunst. Nur jener Zug ist so schön, wo Tschionatulander, als er in die Welt hinaus muß und sein treues Windspiel klug zu den beiden Liebenden hinauffieht, Sigunen ansieht um eine letzte,

letzte Günst und gleichsam seine Feinung gegen alle weibliche Anfechtung im Leben.

Cäsar stockte und sagte dann leise, mit fast verhaltenem Athem: „daß Sigune, um durch ihre Schönheit ihn gleichsam fest zu machen, wie der magische Ausdruck der alten Zeit ist, und um ihm einen Anblick zu hinterlassen, der Wunder wirkte in seiner Tapferkeit und Ausdauer, sich ihm nicht etwa sinnlich, sondern geistig vermähle, vermähle durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit.“

Wally betrachtete Cäsar einen Augenblick. Dann erhob sie sich und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer. An ihre Rückkehr war nicht zu denken.

Cäsar's Antlitz zeigte einen schmerzlichen Ausdruck. Er hatte das Höchste bewiesen, dessen seine Seele fähig war, eine kindliche Naivetät, eine ihn rührende Unschuld in einer Forderung, die nach anderen Standpunkten empörend war; aber die Scham, die erst in ihm aufglühte, verschwand vor seinem Stolze, so edel und rein erschien er sich in seiner Forderung. Er hatte eine geistige Vermählung begehrt. „Sie ist ohne Poesie, sie ist albern, ich hasse sie,“ stieß er heftig heraus, trat zornig mit dem Fuße auf, lauschte und verließ, da er nichts als den Schlag der Pendeluhr im Nebensaale vernahm, mit unwillkürlichem Geräusch, das Zimmer und das Hotel. Er schwur, es niemals wieder zu betreten. „Sie hat nicht mich, sie hat die Poesie beleidigt. Sie widersteht mir!“ rief er und malte sich Wally mit den gräßlichsten Farben, daß es ihm keine Freude machen mußte, noch an sie zu denken. Wenn sie ihm noch einfiel, so geschah es nicht, ohne daß er mit dem Fuße etwas von sich stieß.

III.

Inzwischen rückte Wally's Vermählung mit dem sardinischen Gesandten wirklich heran. Sie gestand sich oft und selbst ihren Umgebungen, daß es ihr wäre, als würde ein unsichtbares Netz, das sie jedoch an seinem Brennen fühle,

immer enger angezogen, und daß es ihr bald zum Ersticken sein müßte. Alles, was man nur brachte, um die neue Atmosphäre recht duftend und gefällig zu machen, drückte ihren Athem noch mehr zusammen; sie ging wie Gretchen im Faust und lüftete Fenster und Thüren in einem Zimmer, das Mephisto so schwül gemacht hatte.

Noch größer war aber die Unruhe in ihrem Innern. Sie brauchte gern physikalische Gleichnisse und verglich sich mit dem Gefühl eines lebenden Wesens, das man in die Glocke einer Luftpumpe setzt; mit dem Vogel, dem es von innen und außen bei entzogener Luft weh wird. Ach, sie konnte Cäsar, den sie einzig liebte, nicht vergessen: sie konnte jene begeisterte Miene des Freundes nicht vergessen, jene unschuldige Seligkeit, die sie an ihm noch nie gekannt hatte, und die er damals zeigte, als sie einige, aus seinen zuckenden Lippen schleichende Worte mit so „pedantischer, altkluger“ Entrüstung aufnahm. Schon im nächsten Augenblicke, als sie gegangen war, war sie sich ja mit ihrer Weigerung kleinlich vorgekommen.

Wally fühlte bald, daß Cäsar an das Unsittliche seines Antrags im Momente gar nicht, sondern nur an seine grenzenlose Liebe für sie gedacht hatte. Sie machte sich den Vorwurf, diese Ueberlegung bei ihm nicht abgewartet zu haben. Auch mußte sie sich gestehen, daß das wahrhaft Poetische unwiderstehlich ist, und das Poetische höher steht, als die Gesetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte wie klein man ist, wenn man sich der Poesie widersetzt. Es quälte sie, untergeordnet zu sein und im Grunde weniger unschuldig, als die Poesie, die Menschen braucht und schildert und ein Reich von Möglichkeiten erschließt, die unsre Wirklichkeit nicht kennt.

Ewig, ewig sich trennen von dem Geliebten! Die glänzende Stellung des Gesandten und das Machtgebot der Eltern entschieden! Seine letzte, letzte Bitte! Wally schlug die Geschichte nach, die ihr Cäsar erzählt hatte. Sie weinte mit Sigunen, sie kostete die Unschuld, die in dem Verlöbniß der beiden Liebenden des Gedichtes lag. Es liegt in der Schönheit der Natur eine Gewalt, die bezaubert. Wally

beugte und wand sich mit all' ihren schönen Grundsätzen und mit all' den Lehren, die sie ihrer Erziehung, ja selbst ihrer vernünftigen Ueberlegung verdankte, vor dem Ideale des Naturschönen. Sie ging noch weiter. Sie gab die Natur auf, sie hielt sich an die Kunst, an das Gebilde der Phantasie, das in sich abgerundet und hier so richtig gezeichnet war, wie jeder logische Cirkel ihrer tugendhaften Entschlüsse. Sie kam sich verächtlich vor, seitdem sie fühlte, daß sie für die Poesie kein Gegenstand war. So konnte es nicht mehr fehlen, daß sie sich bald selbst dazu machte.

Wie oft war sie noch Cäsarn begegnet! Er blickte so stolz! Er hatte eine Moral, die über der ihrigen stand! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hob es ihm! Wally konnte nicht stolz sein. An ihr schien die Reihe der Scham zu sein. Sie fürchtete sich vor Cäsar. Ihre ganze Tugend kam ihr armselig vor, seitdem sie ihm gleichsam gesagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen bestehen. Cäsar that, als hätte er an ihr den poetischen Reiz verloren. Er über-
sah sie.

Ob es wohl Menschen giebt, dachte eines Tages Cäsar bei sich selbst, die da Literatur und das, was dem Leben durch sie an schönen Elementen und Staffagen zugeführt wird, für eine Tyrannei und eine despotische Willkür der Dichter und Künstler halten? Wäre ich selbst Autor, so würde mich dieser Gedanke erschrecken. Ich würde die Gleichgiltigkeit, die Dummheit der Masse immer für eine Strafe halten, die ich als Autor für die Zubringlichkeit meiner Schöpfungen einernte. Ich würde zittern, wenn von Büchern die Rede kommt, und würde immer gewärtig sein, daß Jemand aufträte und die Literatur in die Kategorie von Waarenartikeln stellte, von Ellen- oder Colonialwaaren, die man nimmt oder stehen läßt, je nach Bedürfniß. Ich brauche die Schönheit nicht! Fürchterlich, wenn gerade von Homer und Ossian die Rede gewesen wäre! Ich brauche nicht einmal die Bestrebungen um das Schöne, wenn von einem Erstlingsversuche die Rede wäre! Ja, es giebt Menschen dieser Art, die Poesie für eine Zumuthung halten, Geldmensen, Aristokraten, manche Könige, auch Frauen, besonders wenn letztere schön sind und sie des-

halb glauben, der Bildung überhoben zu sein! Cäsar dachte dabei gewiß nicht an Wally; denn Welch' ein Unterschied ist es, für das Außerordentliche sich interessiren und dem Außerordentlichen sich als Staffage unterlegen! „Fühlen will Alles poetisch, aber nicht poetisch leben!“ sagte er. Er hatte aber in dem Augenblick einen Brief von Wally in der Hand. „Ich habe Sie beleidigt,“ schrieb sie ihm; „Sie wissen es ja, Cäsar, daß der Muthlose immer der Ausfallendste ist. Wissen Sie noch, wie wir über Muth stritten? Welch' eine Zeit, wo Sie sich um fünf Ringe, die Sie mir noch immer nicht wiedergegeben haben, mit fünf Menschen schießen konnten! Morgen um zehn Uhr Abends nach meiner Trauung besuchen Sie das Hotel des sardinischen Gesandten. Antworten Sie es einst! Vor Gott! Vor Gott! Aber ich liebe heiß, ewig, unaussprechlich! Ich will Dein Weib sein — so — wie ich es allein sein darf! Wally.“

Und an Wally's Hochzeitstage zeichneten die Unsichtbaren ein Gemälde, zart, lieblich, wie die sauberen Farbengruppen, die sich auf dem sammetweichen Pergamente goldener Gebetbücher des Mittelalters finden. Rings, wie Rahmen und noch hineinrankend in die Scene, Epheu und Weinlaub. Auf den Nesten sitzen Paradiesvögel in wunderbarem Farbenspiel, auf den breiten Blättern der Arabesken schlummern Schmetterlinge, in den Kelchen der Blumen saugen Bienen. Oben schwebt der Vogel Phönix, der Hüter der Sage; unten blicken die spitzschnäbligen Greifen und hüten das Gold der Fabel. Bezaubernd und märchenhaft ist die Verschlingung aller dieser Figuren. Es ist wie ein Traum in den Tausend Nächten und der Einen. Zur Rechten des Bildes aber im Schatten steht Tschionatulander im goldenen, an der Sonne funkelnden Harnisch, Helm, Schild und Bogen ruhen auf der Erde. Der Mantel gleitet von des jungen Helden Schulter, seine Locken wallen üppig wie von einem Westhauche gehoben. Das Auge staunt; ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber schwillt aus den Sonnennebeln hervor ein Bild von bezaubernder Schönheit: Sigune, die schamhafter ihren Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken sucht. Sie steht da, hülflos, geblendet von der Thorheit der Liebe, die

sie um dies Geschenk bat, nicht mehr Willen, sondern zerflossen in Scham, Unschuld und Hingebung. Sie steht, die hehre Gestalt, mit jungfräulich schwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, die von der Brust bis zur Zehe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die Situation heilige, blühen nirgends Rosen, sondern eine hohe Lilie sproßt dicht an dem Leibe Sigunens hervor und deckt sie symbolisch, als Blume der Keuschheit. Alles ist ein Hauch an dem Bilde, ein stummer Moment, selbst in dem klugen Auge des Hundes, der die Bewegungen verfolgt, die der Blick seines Herrn macht. Das Ganze ist ein Frevel; aber ein Frevel der Unschuld und ewiger, schmerzlicher Entfagung.

So stand Sigune einen zitternden Augenblick; da umschlang sie rücklings der sardinische Gesandte, der seine junge Frau suchte. Es war ein Tropfen, der in den Dampf einer Phantasmagorie fällt und sie in Nichts auflöst. Die Vorhänge fielen zurück und Tschionatulander wankte nach Hause. Der Gesandte ahnte nichts. Tiefes Geheimniß bedeckte die geistige Vermählung, welche eben Die geschlossen hatten, die sich liebten und nicht besitzen durften. War nun Wally nicht doch Cäsar's Gattin? Wenigstens war er gefeit gegen Frauenzauber sein Lebenlang. Solche Liebe macht treu.

IV.

Als Wally mit ihrem Manne nach Paris gekommen war, athmete sie auf. Sie war froh, sich von einer verfehlten Stellung befreit zu sehen. Sie wußte, daß sie in Paris noch immer den stürmischen Bewegungen irgend einer Neigung ausgesetzt sein konnte, daß ihre eheliche Treue mit weit gefährlicheren Lockungen, wie in der Heimath, würde herausgefordert werden; allein sicher war sie jetzt vor den Zumuthungen der Genialität, vor dem verwirrenden Benehmen des geliebten Cäsar, vor Männern, die zu poetisch sind, um ganz nach der Mode, und zu modisch, um ganz nach der Poesie zu leben. In Paris siegte sie, wenn sie wollte, noch immer durch

die einfachen Künste der Koketterie. Nur die Situationen sind es, die dem Leben der Pariser Frauen eine bevorzugte Originalität geben.

Wenn man glauben wollte, daß die Julirevolution in den Sitten der höheren Pariser Welt eine Aenderung veranlaßt hätte, die gleichsam dem Ernste der Zeit hätte entsprechen sollen, so verkennt man den Charakter der Franzosen. Die alte Revolution, die eine Strafe der Frivolität zu sein schien, rottete die Frivolität doch selbst nicht aus. Die alte politische und gesellschaftliche Verfassung wurde gestürzt, aber die Manieren erhielten sich. Am Besitzthume klebte etwas, was sich nicht von ihm trennen ließ; in den Reichthümern, die kaum den Tod der Einen veranlaßt hatten, lag ein Zauber, der auch die Anderen wieder verwirrte, die neuen Herren derselben. Den Leichtsinn tilgte die Guillotine nicht.

Die neueste Revolution hatte zu den alten Elementen des Pariser Lebens neue, zu zwei Aristokratieen, der bourbonischen und bonapartistischen, noch eine dritte gesellt, die Aristokratie der Banquiers. Mehr als je wurde das Geld der Hebel des gesellschaftlichen Mechanismus, seitdem eine Klasse in den Vordergrund trat, mit welcher es in diesem Punkt schwer war, zu wetteifern. Weil die Pariser das Geld nicht anhäufen, sondern es als Mahlschatz immer wieder der Mühle aufschütten und von dem Winde umtreiben lassen, so wird jede Lebensäußerung in den metallischen Strom hineingerissen. Dieser Strom ist es, der die entsetzlichsten Verheerungen in der Moralität und Freundschaft anrichtet. Sein Ebben und Fluthen macht Leben und Tod. Er ergießt sich frei, offen, vor Aller Augen, nicht einmal unterirdisch. Er wälzt seine goldschäumenden Wogen durch die Säle und kleinsten Gemächer. Man ist in Paris immer in der Nähe des Geldes, weniger dessen, das man besitzt, als dessen, wovon man nicht genug haben kann und das man unter allen Umständen sich zu verschaffen sucht. Daraus entstehen die meisten tragischen und komischen Conflictе der Pariser Gesellschaft.

Wally hatte keine Meditationen nöthig, um über diese Dinge in's Reine zu kommen. Sie verstand sie bald, da die Begegnisse selbst zu deutlich sprachen und sie hinreichend dicht-

rische Erfindungen, Schriften, wie die von Balzac, bestätigten. Wally philosophirt nicht, das wissen wir längst. Sie wird Paris nicht wie ein Phänomen nehmen, sondern wie eine Erfahrung, über die man erst reflectirt, nachdem sie erlebt ist. Sie wird sich in den dichtesten Strudel der Vergnügungen stürzen. Sie wird den Becher der Zerstreuung und der Gedankenlosigkeit bis tief auf die Neige leeren. Sie wird jede Minute Leben benutzen, die sie nur verwenden kann, und käme sie einst zurück von Paris, wird sie von Paris nichts zu erzählen wissen. Wally gehörte bald zu den glänzendsten Erscheinungen auf dem Theater des Tages und der Nachrede.

Wenn wir im Folgenden mehr ein Verhältniß schildern wollen, das in Wally's Hause und in ihrer Verwandtschaft sich entwickelte, so ist es deshalb, um einestheils über ihren Mann eine Ansicht zu haben, andernteils, um nichts zu unterlassen, was zuletzt doch berichtet werden müßte, weil es eine entscheidende Folge hatte. Wally beherrschte andere Kreise mit derselben siegreichen Gewandtheit. Sie hatte ein großes Stück an jenem Netz zu weben übernommen, das über Paris ausgebreitet ist und so viel Ehrgeiz, Eifersucht, Tragödie und Idylle in seinen Maschen festhält. Sie war eine fleißige Bundesgenossin des großen Feldzuges gegen Natur, Wahrheit, Tugend und Völkerfreiheit, der mit dem Leben der Großen fast immer zusammenfällt; eines Feldzuges, dessen Gefahr von den Freuden seiner kleinen Siege überboten wird.

Je weniger diese Katastrophe zunächst mit der Seelenrichtung Wally's zusammenhängt, die uns veranlaßte, sie zum Gegenstand einer poetischen Darstellung zu machen, desto mehr trägt sie dazu bei, die Draperieen zu bestimmen, auf deren Grunde sich die Originalität Wally's sprechender zeichnete. Indem Wally Scenen erlebt, die mit ihrer metaphysischen Krankheit nicht in der entferntesten Berührung liegen, indem sie von einem Gedankenreiche losgetrennt ist, das sie selbst in sich aufgereggt hatte, muß auch der Contrast desselben später nur desto tiefer in ihr Herz schlagen. Wally wandelt sorglos am Rande eines Abgrundes dahin.

V.

Eines Morgens hatte Wally soeben die Besuche einiger ihr gleichgültiger Verehrer entlassen und lachte noch über die Eitelkeit der jungen Männer, die gestorben wären vor Aerger, wenn sie ihrer neuen Gilets, ihrer Reitpeitsche und Lognette keine Erwähnung gethan hätte, als sie im Nebenzimmer ein lautes Sprechen hörte, das immer näher kam und dann plötzlich mit Gewalt unterdrückt wurde, gleichsam, als würde Jemand, der sich ihrem Zimmer nähern wollte, mit Heftigkeit zurückgehalten. Nachdem die hierauf eintretende Stille anzudeuten schien, daß eine Verständigung dem Besuche hätte vorangehen müssen, öffnete sich stürmisch die Thür und ein junger Mann trat an der Hand ihres Gatten herein, der ihr in dem Ankömmling seinen längst aus dem Piemontesischen erwarteten Bruder Conte Jeronimo vorstellte.

„Wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht,“ rief der junge Italiener, ihr Schwager. „Ihren Unblick, Madame, sog ich gestern in der Oper drei volle Stunden lang ein. Ich war kaum in Paris angelangt, als mich der Zufall in die Vorstellung der Cenerentola führt und in die reizendste Perspektive, welche ich je gehabt habe. Madame, Sie saßen in einer Loge, von der ich nicht wußte, daß sie die meines Bruders war. Sie trugen blaue Seide, weiße Tüllstreifen, einen rothen Shawl und von allen Farben Marabouts in dem Haar?“

„Ihr Gedächtniß muß weite Taschen haben,“ sagte Wally, „wenn Sie am Morgen noch die Toilette der Damen so genau angeben können.“ — „Madame, es sollen viele eine gute Toilette gemacht haben, sagt man. Ich sah nur Sie. Viele werden sie machen, ich werde nur Sie sehen. Wenn ich die Sprache eines Dichters führen könnte, dann würd' ich erst die Ausdrücke haben, die Ihrer würdig sind.“ — „Ich sehe, daß Sie schon Meister sind in diesen allerliebsten Uebertreibungen, die man um so lieber hört, je weniger Grund sie haben!“ — „Sie weichen mir aus, Madame; Sie vergessen, daß Widerstand die Liebe verdoppelt. Sie haben die Wahl. Es ist wie mit den Sibyllinischen Büchern; aber umgekehrt: immer mehr Liebe, aber doch immer nur die gleiche Summe.“

Hier machte der Gesandte, der das Zimmer schon verlassen hatte, ein Geräusch nebenan, und zwang beide jungen Leute, einen Moment darauf hinzuhören. Wally mußte über die steifen Anträge ihres närrischen Schwagers lachen. Sein Feuer hatte etwas vom russischen Spiritus. Für einen Italiener schien er ihr zu viel Worte zu machen. „Setzen wir uns aber,“ sagte sie freundlich, „mein lieber Schwager Jeronimo. Wir wollen versuchen, wie wir uns arrangiren. Es gilt immer, daß man sich verständigt. Wollen Sie meine Farbe tragen? Wollen Sie in's Wasser springen, wenn ich behaupte, es sei nicht tief? Wollen Sie sich mit halb Paris schlagen, wenn ich die Caprice habe, Ihnen Dinge in den Mund zu legen, die Sie über die Herzogin von Breteuil, die Gräfin Allan, die Vicomtesse von Hericourt geäußert hätten? Sie sehen, welche Arbeiten sich Ihnen auferlegen lassen, wenn Sie Hercules genug wären, sich in Dejanira zu verlieben.“ — „Bezaubernd, Madame, entzückend! Wie liebenswürdig!“ — „Und wenn wir auf dem einen Fuße hinken, womit der Liebhaber geht: so nehmen Sie den andern, den Fuß der Verwandtschaft, auf dem wir stehen. Ich glaube in der Art wol, daß Sie ermüden können, lieber Jeronimo, aber niemals, daß Sie fallen.“

Die Thür öffnete sich. Die Vicomtesse von Hericourt trat ein. Sie war eine jener niedlichen Schwätzerinnen, an denen nichts hübsch ist, als eine perennirende Begleitung ihrer Stimme mit einer luftpumpenden Bewegung der Brust. Sie seufzte auch bei jeder Periode aus der innersten Tiefe her, und da sie es lächelnd that und mit glänzendem Auge, so bekam ihr Ausdruck dadurch eine gewisse Gewalt, daß man sich die Triumphe dieser Frau mit der mächtig wogenden Brust erklären konnte.

Jeronimo blieb bei all' dieser Grazie kalt. Er sprang nicht, wie junge Narren von fashionablem Tone mit Recht thun, wo es sich darum handelt, zwischen zwei schönen Frauen das Gleichgewicht zu erhalten, von einer zur andern über, sondern biß in seine Handschuhe, verlegen und nur Wally fixirend, die sein Benehmen nur als Affectation eines übertriebenen Einbrucks auslegen konnte und mit Wehmuth an Cäsar dachte.

Die Vicomtesse hatte so viel mitzutheilen, zu klagen, zu weinen, zu lachen, daß Jeronimo sich mit ihr zu gleicher Zeit entfernte. Nun war er stumm bis auf den letzten Augenblick geblieben. Die ganze Geläufigkeit, womit er begann, war gehemmt. Sie mußte nicht, wie sie diesen Charakter nehmen sollte. Es ist ein Kusse, dachte sie unwillkürlich. Aber sie besann sich auf die Kussen ihrer Bekanntschaft, auf die keines der Merkmale Jeronimo's passen wollte; denn die Kussen, immer begierig, sich elegant und civilisirt zu zeigen und den Fuchtengeruch durch Bisam zu verdecken, zeigen überall gegen die Damen Liebenswürdigkeit, springen von einer zur andern und üben sich in süßen Grimassen — und dabei in der französischen Sprache. Jeronimo mußte also doch ein Italiener sein.

Am Abend kam Jeronimo in die Loge des sardinischen Gesandten. Wally hörte ihm gern zu; er hatte Ansichten über Musik und biographische Notizen über die italienischen Componisten. Doch war Alles flüchtig; eine Dame kommt im Theater nicht zur Ruhe. Keine Meinung, die unter den Liebhabern verbreitet ist, ist so falsch, als die von der Gunst, die das Theater der Neigung gewähre. Man wird sein Idol neben sich haben, wird Stunden lang mit ihm flüstern können; das ist gewiß; aber das Idol wird auch zerstreut sein und hinter jeder aufgehobenen Lognnette einen Mann vermuthen, der mit dem Seufzenden neben ihr die Vergleichung aushält oder ihn in der Huldigung, die er ihr schenkt, übertrifft. Jener Satz gilt nur auf dem Gebiet der Sentimentalität, welche letztere nicht hört und nicht sieht, oder bei jenen kleinen Geschöpfen, die über ein geschenktes Freibillet glücklich sind und Alles, was das Theater an Illusionen bietet, für die Schöpfung und die nähere Bekanntschaft ihres Anbeters halten.

Als Wally nach Hause begleitet war von ihrem Schwager und sie ihn noch einige Zeit bei sich gesehen hatte, zog sie sich in ihre Gemächer zurück. Es klopfte. Der sardinische Gesandte trat mit einem Armleuchter in ihr Schlafcabinet. Sie erstaunte darüber; denn solche plötzlichen Besuche waren ganz gegen die Verabredung. „Was ist?“ fragte sie gelehrt. — „Liebes Kind,“ sagte ihr Gatte; „mein Bruder —“ — „Ihr

Bruder ist sehr langweilig." — „Er liebt Dich; aber höre nicht auf ihn. Was ich ihm auch vorstellen mag, es ist, wie wenn man Feuer in's Wasser wirft; aber höre nicht auf ihn. Ich war in meinen Briefen unvorsichtig. Er liebt Dich wie eine Nebelgestalt, die man sich aus Täuschungen zusammensetzt und die man sonderbarer Weise jede Nacht wieder vor sein Bett zaubern kann. Er schwärmte mit der Luft, er —“ — „Will ich das? — „Kurz, höre nicht auf ihn! Oh' er Dich sah und Nizza nicht verlassen durfte, irrte er in den Wäldern und warf Blumen in die Flüsse. Seine Neigung ist so stark, daß er jede Lebensfunction seines Körpers mit dem Deinigen verwechselt, daß er —“ — „Lassen Sie! Er ist verrückt!“ — „Höre nicht auf ihn! Warum ist Cupido blind? Er ist auch taub, sagt' ich oft zu Jeronimo, weil er nicht hört. Sollten seine Sinne verzaubert sein?“ — „O Sie werden zum abergläubischen Italiener —!“ — „Kind, diese Scheere auf dem Tisch nehm' ich als eigene Parze meines eigenen Geschicks und schneide eine Deiner himmlischen Locken, um sie mit verstohlenen Küssen zu bedecken, wenn ich Dich selbst nicht habe. Gute Nacht, Wally: Vergiß ihn, höre nicht auf ihn!“

Wally lachte, aber ihr Gatte hatte mit einem bei ihm seltenen Humor wirklich ihr eine Locke genommen. Welche Zärtlichkeit! Zu dieser Stunde, wo sie ihn nie sah! Welch ein Bild! Ein Narr! Eine schwerfällige Gestalt! Ein Ungethüm, das einen falschen Bart trug! Ein Geizhals, der selbst an Worten sparte und nie umsonst redselig war! Eine hülflose Phantasmagorie, die ein Licht in der Hand hielt und vor ihr stand, leibhaftig, als hätte sie einen Mann hoch in den Fünzigen vor sich gesehen! Sie wischte an ihrem Antlitze, das er berührt hatte. Sie lüftete das Bett, um es von den Worten zu reinigen, die hineingefallen waren, denn es stand offen. Sie begriff jetzt erst die Lage, in der sie sich befand, daß sie an einen Mann verheirathet, den sie auf Befehl ihres Vaters genommen. Sie müsse fliehen! schrie es unhörbar in ihr auf und erst als sie über die Mittel, diese Thorheit zu begehen, nachdachte, schlief sie ein.

VI.

Am folgenden Morgen bot sich Wally sogleich eine Ursache zur Verstimmung, als wenn sie die Erinnerung des gestrigen Abends nicht gehabt hätte. Sie hörte im Nebenzimmer das zufällige Gespräch zweier Leute ihrer Bedienung, die sich über den Geiz und die Geldspeculationen der Herrschaft beklagten. Sie staunte über das ökonomische Talent ihres Mannes, der mit Milch gehandelt und Bier gebraut haben würde, wenn er in Paris zufällig die Anstalten dazu gehabt hätte. Nach jedem Diner ließ der Gesandte die Weinreste zusammengießen und führte seine Bediente selbst an, wie sie von den Leuchtern die Kerzen nehmen und sie zum Lichtgießer tragen mußten, der sie gegen brauchbares Wachs eintauschte. Wally verstand viel zu wenig von solchen Dingen, als daß sie ihnen eine rechte Würdigung hätte geben können. Sie fühlte ein allgemeines Mißbehagen ihrer Seele, das sie verhinderte, ganz das Lächerliche an dem Geize ihres Mannes, eines echten Italieners, zu entdecken.

Es war eine gefährliche Stimmung, in der sie an Cäsar schrieb. Als sie den Brief beendet hatte und sah, wie nur Kleinigkeiten der Pariser Conversation, satyrische Bagatellen und viel Albernheiten aus ihrer Feder geflossen waren, hatte sie bessere Laune bekommen. Sie freute sich, in Cäsar ein Wesen zu haben, bei dem sich der Ernst hinter so vielem Scherz verstecken durfte, der nicht pedantisch war und vom Gefühl keine Ueberfluthungen verlangte. Das Gefühl war da, nicht in Gestalt einer das Herz überfüllenden Empfindung, sondern in Gestalt einer Thatfache, der sich keine andere Auslegung, als die einer ruhigen Neigung geben ließ. Wally liebte jetzt Cäsar, ihren eigentlichen Gatten, wahrhaftig, ohne sich darüber ein Geständniß zu machen. Sie hatte sich ihm auf ewig durch jene mystische Scene verbunden. Und doch war es weder Scham, was sie an ihn fesselte, noch der Gedanke, ihn besitzen zu wollen. Viel Unschuld bei vieler Freiheit!

Als Jeronimo zu ihr eintrat, konnte sie mit Lachen seinen heißen Liebesbewerbungen zuhören, so heiter war sie. Jeronimo machte eine Miene, als wäre ihm ein großes

Glück widerfahren, als hätte er ein Unterpfand, das ihn gegen Wally's Scherze sicherte. Sie sagte ihm: „Wie tief sind wir doch schon in den Wahnsinn der Liebe versunken! Bart, Kleidung, Alles seh' ich heute an Ihnen vernachlässigt! Sie gleichen jenen Shakespeare'schen Liebenden in seinen Lustspielen, die so jämmerlich von dem Schmerz ihrer Brust verzehrt sind und je verliebter sie werden, desto länger ihre schwarze Wäsche tragen. Und vor acht Tagen sahen wir uns doch erst zum ersten Male.“ — „Vor sechs Monaten,“ entgegnete Jeronimo. — „Wie, Sie kennen mich schon länger?“ — „Länger als Sie leben, Madame!“ antwortete der Narr. „Ich kannte Sie schon, als Sie nur noch ein Gedanke waren, der im Schooße Gottes schlummerte. Meine Liebe zu Ihnen ist nur die Erinnerung eines alten Glückes. Diese Lippen, diese jetzt so spröde Brust: ich weiß es, ich habe sie schon einmal geküßt, ich habe sie schon einmal umarmt.“ — „Fabelhafte Dinge muß ich hören, lieber Schwager. Was würde die Vicomtesse von Hericourt denken, wenn Alfred Jardinier, dieser bürgerliche aber sehr liebenswürdige Anbeter, ihr solche Dinge sagte.“ — „Lassen Sie Plato, Madame?“ — „Nein!“ — „Die Seelen meiner Person und der Ihrigen müssen in einem Schooße entsprossen sein. Die Bilder und Urtypen unsrer Persönlichkeit kannte schon die Ewigkeit, und was wir Liebe nennen, ist nur ein Tribut, den wir unsrer Vergangenheit, unserm Gedächtnisse, unseren früher eingegangenen Verpflichtungen schuldig sind.“ — „Sie werden mich überreden wollen, daß Sie urweltliche Rechte auf mich haben; daß Sie diese Hand, die Sie mir für ein Compliment viel zu heftig drücken, schon vor der Sündfluth besessen haben. Sie thun Unrecht, eine so kleine Frau, wie ich bin, in die großen Hallen der Philosophie einführen zu wollen.“ — „Was Philosophie, Schwägerin! Im Schooße Gottes trugen Sie einst dieselben gelben Pantoffeln, mit welchen ihr Fuß noch jetzt so reizend kokettirt.“ — „Mit all' Ihrer Philosophie sind Sie doch im Irrthum über die gelben Pantoffeln. Es sind Schuhe, mein Herr!“ antwortete Wally ärgerlich über diesen Humor. Sie konnte Blasphemieen nicht leiden. Sie dachte dann nur an ihre selige Mutter.

Währenddem trat ein Diener ein und zeigte an, daß Cabriolet Jeronimo's sei vorgefahren. Sie nahm ihren Shawl, klagte darüber, daß der Schwager mit nichts umzugehen wisse und stieg, sich auf ihn stützend, die Treppe hinunter. Jeronimo faßte selbst die Zügel des Pferdes und lenkte das gebrechliche Fahrzeug mit einer Ungeschicklichkeit, die Wally nicht erschreckte, da sie zu wenig vom Fahren verstand. Sie fuhren durch die Boulevards. Jeronimo wollte fahrend sprechen. Er hörte nicht auf, den Schooß Gottes im Munde zu führen. Wally hielt ihm diesen zu; er übersah sein Pferd und rannte bei der Porte St. Martin so heftig an die Kutschen der Schauspielerinnen, die vor der Thür des Theaters, wo eben Probe war, hielten, daß seine Bemühungen, sich herauszuwickeln, vergeblich wurden. Die Peitsche brauchte er nur zu seinem Mißgeschick. Das Pferd bäumte sich und hob die Gabel des kleinen Wagens so hoch, daß die beiden Passagiere rücklings überfielen und Gefahr liefen aus ihrem Sitze geschleudert zu werden. Hier mußte ein Unglück geschehen.

Wally verlor einen Augenblick die Besinnung. Als sie wieder im Zusammenhang der schrecklichen Scene war, sah sie den Wagen aus jener Verwirrung herausgeführt und das Pferd von einem Manne beschwichtigt, in welchem sie zu neuem Schreck Cäsar erkannte. Jetzt fiel es ihr ein, sie hatte etwas Ähnliches wie Cäsar schon zwei-, dreimal heute an dem Rande der Boulevards gesehen. War er es gewesen, so konnte die Rettung kein Wunder sein. Er mußte sie stündlich verfolgt und den Augenblick der nöthigen Hülfe überall wahrgenommen haben.

Jeronimo staunte, wie sein Ungeschick bei der weiteren Fahrt statt Vorwürfe von Wally nur Scherz und Lachen erntete. Er stotterte Bitten heraus, die sie nicht verstand. Sie war außer sich vor Entzücken. Jeronimo mußte sich dasselbe nicht zu erklären und eilte allen ihren Wünschen nachzukommen. Sie wollte nach ihrer Wohnung zurück.

Wally stand den ganzen Vormittag wie auf Kohlen. Sie kam nicht vom Fenster weg, weil sie jede Minute hoffte, Cäsar am Thorwege zu sehen. Mechanisch nahm sie am Mittagsmahl Theil, ging nicht in's Theater; aber Cäsar kam nicht.

Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie sich getäuscht haben konnte, und rief einem ihrer Leute, den sie unverzüglich zu Herrn von Werther, dem preussischen Gesandten, schickte, um über ihren Anblick Gewißheit zu haben.

Der Bote brachte die vernichtende Nachricht, Cäsar hätte sich seit länger als vier Wochen in Paris aufgehalten und bereits wieder seinen Paß zur Abreise genommen. Wally blieb stumm vor Schmerz. Sie hielt das erblaßte Haupt auf der krampfhaften Hand gestützt und gerann in Eis, statt in Thränen. Womit hatte sie diese Demüthigung verdient! Sie kannte Cäsar genug, um zu wissen, wie dies Betragen mit seinem Wesen zusammenhing. „Ach! auch dies nicht ganz so wunderbare, wozu Cäsar es machen wird, Begegnen an der Porte St. Martin,“ sagte sie vor sich hin, „wird er wie eine Romanepisode nehmen, um sein ewiges Selbstennui, seine hypochondrische Quälerei damit zu würzen und aufzustuken!“ Sie seufzte tief auf und durchmaß mit Verzweiflungsschritten ihr Zimmer. Es schien ihr der herbste Schlag, der sie treffen konnte. Das Gehen machte sie ruhiger. Sie setzte sich und jetzt erst konnte sie weinen. „Womit verdient' ich das?“ das war der einzige erstickte Ton ihrer Stimme. Was hatte sie Alles gethan, um ihm eine Liebe zu zeigen, an die Er, an die Sie Anfangs nicht glaubte, und die sich doch so unverthilgbar in ihre Herzen engenistet hatte! Womit verdient' ich das? Unglückliche Wally! Was hattest Du nicht dem Egoismus eines Mannes geopfert? Du gabst ihm Deine Seele, Deine Gedanken, Alles, was Du außer dem armseligen Stand der Verheirathung hattest; und dies Alles dem Egoismus, dem Lächeln, vielleicht dem Verrathe preisgegeben? „O, das wäre entsetzlich,“ schrie sie auf; „dem Verrath? Das nicht, Wally! Aber sein Herz ist kalt, er lebt nur von Gefühlen, die er raffiniren und filtriren kann, er trotzt gegen sich selbst; Du bist die Leiche, die er mit Füßen tritt. Wally! Wally!“ Ihr Blick fiel auf den offenen Brief, den sie — dann doch an ihn geschrieben hatte. Welches Vertrauen, welche Harmlosigkeit! Wie treue, kindische Worte! Wie Alles so selig, so unbewußt verbrecherisch, so süß in Etwas, was zuletzt immer eine Uebertretung ihrer Pflicht war! Sie hatte ihm Alles gegeben!

Sie weinte; ihre Gedanken schwammen fort auf ihren nassen Augen, ihr Bewußtsein sank hin in eine allgemeine Erschöpfung, in eine Ohnmacht, die von einem hitzigen Fieber abgelöst wurde. Sie sollte erst nach langer Zeit von diesem Schmerze erwachen.

VII.

Drei Wochen hindurch war bei ihr der Wächter des Bewußtseins vom Thore der Vernunft verschwunden. Die Gedanken Wally's waren gleichsam freigelegt, das Dach stand offen, jedes Auge konnte in das glühende Hirn hineinschauen und die Verwirrung der Ideen mit seinen Blicken verfolgen. Da lagen sie alle, die wie ein Capital angelegten Eindrücke der Vergangenheit, ohne die lachenden, fröhlichen Zinsen des Umgangs und des Bewußtseins zu tragen; nackte Leiber, die des bunten Gewandes der Rede ermangelten, Ideen-embryone, so gräulich anzusehen, wie die Infusorien, die man durch Vergrößerungsgläser im Wasserglase unterscheidet. Die Erinnerungen, Ideen und Ideenschatten jagten sich untereinander und gingen wahnwitzig lächerliche Bundesgenossenschaft ein und fraßen sich unter einander auf wie Ungethüme, denen die Gestalt, die Schönheit, die Freiheit des Willens und das Wort fehlt. So lag Wally drei Wochen. Man nannte ihren Zustand das Nervenfieber.

Als sie zum ersten Male die Augen mit Bewußtsein aufschlug, erblickte sie Auroren und fragte nach allem, was seither geschehen wäre. Diese junge Schwägerin schlug die Hände zusammen, setzte sich die Mütze der Verwunderung auf und hatte viel von Wally's fieberhaften Phantasiestücken zu erzählen. Wally fühlte sich stark, zu hören, auch stark, zu erinnern. Sie wußte deutlich, wer die Schuld dieses Uebels trug; sie ging auch bald wieder bei diesem Gedanken in die Nebel zurück und sprach von einem Manne, der sie gerettet, aber nicht besucht hatte.

Aurora sprach von Conte Jeronimo. Sie schilderte dessen Verzweiflung. Er hielt sich für den Urheber von Wally's

Leiden; er verließ das Haus nicht, und würde durch nichts aufgehalten, Augenblicke, wo Wally schlief, zu benutzen, um in ihr Zimmer zu dringen. — „Wer?“ fragte Wally. — „Graf Jeronimo!“ — Es gehörte noch Anstrengung dazu, daß Wally wieder mußte, warum sie nach Jeronimo gefragt hatte. Sie vergaß es und räumte Aurorens Schwachhaftigkeit das Feld. Diese tummelte sich darauf weiblich. Sie kam immer wieder auf den Italiener zurück, bis dieser selbst kam und an Wally's Bett niederkniete. Wally sah ihn an, aber sie erkannte ihn nicht.

Jeronimo stand bleich und hager da. Seine Wangen waren eingefallen und abgezehrt. Die Augen blickten starr und mit einem unheimlichen Feuer. Sein Aeußeres war vernachlässigt. Hätte man nicht annehmen müssen, daß ihn die Trauer verhinderte, Sorgfalt auf sich zu verwenden, so würde man zu glauben gezwungen gewesen sein, seine Erscheinung sei die Folge der Armuth. Er sprach italienisch; Aurora verstand nichts davon, zu seinem Glück; hätte sie ihn verstanden, wie würde es ihr entgangen sein, daß Jeronimo's Reden einen bedenklichen Geisteszustand verriethen? Wally verstand die wahnwitzigen Worte an ihrem Bette, aber sie wußte nicht, von wem sie kamen. Und hätte sie es gewußt, so würde sie sogleich auf den Zustand reflectirt haben, den sie soeben von sich selbst erfahren hatte. In der That, sie verwechselte auch den Wahnsinn, den sie hörte, mit dem, der sie selbst beherrschte und flehte unhörbar, ihr nichts zuzurechnen von der Verwirrung, die aus ihrem bewußtlosen Haupte entsprang. Jeronimo küßte ihre Hand. Sie erkannte ihn nicht, als er wie ein Gespenst von ihrem Lager schlich.

Benutzen wir den Augenblick, wo der Faden unserer Erzählung gehemmt ist durch das Schicksal ihrer Heldin, die sonderbare Erscheinung Jeronimo's und das Verhältniß zu seinem Bruder näher zu erklären. Jeronimo ist eine Störung dieses Berichts. Wally's unübertreffliche Originalität, das bunte Farbenspiel ihrer Laune verdiente wahrlich nicht, von solchen Verrückungen menschlicher Gefühle und Verhältnisse, wie wir sie hier kennen lernen werden, paralyfirt zu werden.

Luigi und Jeronimo hießen die beiden Brüder, welche uns bis jetzt nur in so nebelhaften Umrissen erschienen sind. Jener war der ältere, dieser der jüngere; beide an Jahren so verschieden, wie an Gestalt und Gemüthsrichtung. Luigi, ein praktischer Egoist, Jeronimo, ein excentrischer Schwärmer, dort das drohende Extrem der Bosheit, hier die abschüssige Neigung zum Wahnsinn. Beide Brüder hatten zu gleichen Theilen ein großes Vermögen geerbt; aber verschiedenartig war der Gebrauch, den sie davon machten; Luigi geizte, Jeronimo verschwendete. Luigi traf in Jeronimo's Gemüthsstimmung keinen Widerstand, als er ihn bei den Verschleuderungen seinen Rath anbot und sich für bereit erklärte, die Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen. Die Pflicht der Verantwortlichkeit machte Luigi im Betrug ersfinderisch. Immer im Harnisch gegen Jeronimo's Unbesonnenheiten, längst gewohnt, den Bruder wie ein Zuchtmeister seinen Gefangenen zu behandeln, immer mit dem Scheine, daß er das Gute, Noble und Ehrliche thäte, während er doch nur das Kluge und Nützliche that, nahm er seine eigene Verfahrensweise wie etwas Nothwendiges und gewöhnte sich daran, Dinge als sein Eigenthum zu betrachten, für welche er zuletzt dem Andern einstehen mußte. Die Verwechslung war leicht gemacht und artete aus. Es kam nicht mehr darauf an, daß sich Luigi für all' die Thorheiten, die Jeronimo beging und unschädlich machen mußte, schadlos halten wollte, daß er durch die Verwendungen, die er überall versuchte, als Jeronimo wegen Carbonarismus in's Gefängniß geworfen wurde, ein Recht über des jüngeren Bruders Leib und Leben zu haben sich überredete, sondern bald wurde es Ziel und Plan bei ihm, einen Menschen, dem nicht zu helfen war, gänzlich zu unterdrücken und das Vermögen an sich zu ziehen, das Jeronimo noch besaß und möglicherweise auf irgend eine seiner flüchtigen Neigungen vererben konnte.

Von einer neuen Thorheit, die Jeronimo beging, mußte Luigi anfangs kaum, wie er sie behandeln sollte. Er hatte ihm von Wally geschrieben, von ihrer Jugend und Schönheit. Jeronimo bat ihn, nichts von ihren Reizen zu übergehen. Luigi fährt in seinen Entzückungen fort und Jero-

nimo schwört ihm in einem Briefe, daß Wally nur für ihn bestimmt sei. Lächerlicher Einfall! sagte Luigi, der ***sche Gesandte, als er am Tage seiner Hochzeit diesen Brief empfing. Aber Jeronimo hörte mit seinen Phantasieen nicht auf. Er drohte, noch in Haft befindlich, die er sich durch eine unbesonnene Tödtung zugezogen hatte, mit dem Neuzerker. Die Idee schien fix bei ihm geworden zu sein. Es ist nicht unmöglich, daß man in ein Bild sich verlieben kann. Arme Wally! Mußte Deine glatte, stille, liebliche Seele, Dein nüchternes, von allem Excentrischen abseites Leben in solche Strudel gerissen werden?

Luigi wußte, daß sein Bruder nach Paris kommen würde. Er hatte ein Mittel gegen ihn und scheute sich nicht, da er sah, welchen Eindruck Wally auf Jeronimo machte, es in Anwendung zu bringen. Was war ihm Wally? Was gewährte sie ihm? Und doch war er nicht so niedrig, sie an seinen Bruder gleichsam verkaufen zu wollen; er war mehr böß als gemein, mehr europäisch schlecht als italienisch gewöhnlich. Er wollte Jeronimo's Neigung in Schach halten und davon Gewinnste ziehen. Sein Geiz sah mit Schrecken, wie des Bruders Vermögen in den durstigen Sand der Pariser Vergnügungen und Ausschweifungen verrinnen würde. Er sah schon tausend Arme geöffnet, tausend Zärtlichkeiten als Falle gelegt, er zitterte vor dem weiten Meere, dessen Abgrund bald des tollen Jeronimo's Erbe verschlingen mußte. Er wollte es „retten“, absorbiren, erst, wie er glaubte, um es zu bewahren, dann, um es nie wieder herauszugeben. Wally mußte zu diesem Zwecke dienen. Ihre Koketterie mußte Jeronimo fesseln und unglücklich machen. Luigi arbeitete planmäßig, um das Hirn des Bruders zu verrücken. Er brachte Grüße, Zärtlichkeiten, Locken, und zwang den Glücklichen, von Wally sich immer wieder enttäuschen zu lassen. Jeronimo war schwach, ein Kind, eine todte Hand seines Vermögens. Luigi eignete sich Alles zu. Wer kann zweifeln, daß Wally im Stande war, durch ihre unzähligen kleinen Charakterlosigkeiten einen Mann zu vernichten? Sie that es, ohne darüber ein Bewußtsein zu haben. Sie wurde das Werkzeug einer nichtswürdigen Intrigue, an der sie über ein

ideales Leben und den Wahn eben so viel Studien hätte machen können wie an ihrer idealen Vermählung mit Cäsar.

VIII.

Jeronimo hatte früher eine glänzende Wohnung besessen, jetzt mußte er sich einschränken. Anfangs war er in Paris mit all' dem Glanz aufgetreten, der der Widerschein seines Vermögens war; jetzt hatte ihn eine unglückliche Leidenschaft so gebeugt, daß er nicht einmal das Schmerzliche seiner gegenwärtigen Lage empfand. Er dämmerte in seinen Vorstellungen hin. Er gab Alles seinem Bruder, seitdem er keine Bedürfnisse mehr kannte. Sein Vermögen wurde Luigi verschrieben. Zuweilen am frühesten Morgen, wenn noch keine Seele auf der Straße war, besuchte ihn dieser und stieg vier Treppen hinauf, über denen Jeronimo wohnte. Er wollte nicht, daß sein Bruder Groll gegen ihn faßte. Er gab sich das Ansehen, als sorgte er väterlich für den Verlassenen, als bewahrte er ihm seine Glücksgüter, die in seiner trüben Seelenstimmung ihm doch eine Last sein würden. So hatte er auch eines Morgens bedächtig an die Thür der kleinen Kammer gepocht, welche Jeronimo bewohnte. Er trat hinein und fand seinen Bruder lang ausgestreckt auf einem schlechten Bett, dessen er sich als eines Sopha bediente. An den kahlen Wänden hingen einige schlecht gemalte Heiligenbilder. Auf den Rissen rings lagen die zerstreuten Bestandtheile einer mangelhaften Toilette: auf dem Tische einige Bücher, die mit Staub bedeckt waren und deshalb ahnen ließen, daß Jeronimo noch aus sich selbst Trost und Unterhaltung schöpfen konnte.

Als Luigi eintrat, sprang sein verlassener Bruder auf, grüßte mit mechanischer Höflichkeit, für welche er selbst keinen Grund wußte, räumte schnell einen Stuhl ab und schob ihn zurück, um seinem Besuche Platz zu machen. „Ist sie wohl?“ war seine erste Frage. Luigi bejahte die Erkundigung nach dem Befinden seiner Schwägerin mit dem Lächeln eines Mannes, der hier gleichsam sagen wollte: „Es hängt Alles

von Dir ab!" oder: „Du kannst Vortheil davon ziehen!" Aber Jeronimo war nicht so starken Glaubens. „Sie liebt mich nicht!" rief er aus, „sie ist grausam und kalt! Man sieht, daß ein solches Herz nur im Norden geboren werden konnte." — „Was hängst Du auch, Alter, dieser Grille nach?" entgegnete Luigi. „Warum sich einer Leidenschaft hingeben, die ohne alle innere Begründung ist und nur dazu dient, Dein ganzes Leben zu verwirren?" — „Sie läßt mich nicht mehr vor!" — „Du zwingst sie dazu; denn sie liebt mich von Herzen. Was richtest Du an! Du bist in der glänzendsten Lage, bist reich, jung, hast eine ausgesuchte Bildung; warum entziehst Du Dich der Gesellschaft? Warum diese schlechte Wohnung, die Dich um Deine Annehmlichkeiten und mich um meinen Credit bringt? Warum dieser vernachlässigte Aufzug, der eher dem eines Industrieritters und Bankeruttiers gleicht, als dem Range und dem Geist, den Du besitzest?" — „Du bist sehr böshaft, Bruder!" sagte Jeronimo, den einmal ein Vernunftfunke durchleuchtete. „Wenn ich mich vernachlässige, so bist Du Schuld daran, meine Liebe wahrlich nicht, sie, die nur dazu dient, das Unglückliche meiner Lage mich weniger herb fühlen zu lassen. Wer spiegelt mir die ungeheuern Verluste vor, die mein Vermögen soll erlitten haben?" — „Ungerechte Beschuldigung!" — „O steh', Luigi! Ich blicke tief in Dein Inneres. Dein Geiz ist die Triebfeder Deiner Schlechtigkeit. Von je hast Du Dir das Ansehen gegeben, mein Beschützer zu sein, und wahrlich, Du machtest Dich vortrefflich dafür bezahlt. Ich würde wahrhaftig keine Deiner ehrlosen Intriguen zugeben, wenn ich mir Besonnenheit und Festigkeit des Willens in meiner jetzigen Lage erhalten hätte." — „So ungerecht sprichst Du zu einem Bruder, der für Dich sorgt, der niemals in dieses Schmutznest tritt, ohne von den Geldrollen in seiner Tasche einen schweren Tritt zu haben. Wann komm' ich leer? Ich biete Dir Alles an: Ich beschwöre Dich, anzunehmen. Auch jetzt: Siehe! nimm! aber wache über Deine Ausdrücke, die mein Herz verwunden und der Welt Veranlassung zu einem falschen Urtheil geben können." — „Damit schläferst Du Dein Gewissen ein, mit diesen Geldrollen, die hier liegen und von

mir nicht beachtet werden, weil ich keine Bedürfnisse mehr habe! Man hat gut von Reichthümern zu einem Manne reden, der das Gelübde der Armuth ablegte. Was fürchtest Du mehr, Prahler, als meine erwachende Lebenslust? Sie kann nie mehr kommen, Du Glücklicher! Du siehst mich dem Tode entgegenreisen und hoffest, bald der Sorge um einen Menschen enthoben zu sein, der von sich selbst gesteht, daß er für menschliche Berührungen und das im Dasein Gewöhnliche kein Kettenglied mehr ist. Du aber warst es, der mich um Wally betrogen hat und mir sagte: Sie wird Dein!" — „Leut' ich die Neigungen dieser schwer zu zügelnden Frau?" — „O Mensch, Bruder, Du warst schlecht genug, mir Hoffnungen zu machen!" — „Verächtlicher!" rief Luigi und sprang vom Sitze auf. — „O setze sie vor Dein Antlitz, die Maske der Entrüstung! Dein Weib mußte der Blitzableiter meiner gewitterdrohenden Neigungen und der Hagelwetter werden, die mein Vermögen ruiniren konnten. Dein Geiz sah Alles vorher. Ein teuflisches Spiel hast Du mit mir getrieben. Zu den Beleidigungen fügtest Du noch meine Entnervung hinzu, meine Unfähigkeit, mich für den mir angethanen Schimpf zu rächen!"

Und das sagte Jeronimo mit Recht. Denn wie richtig er auch das Benehmen seines Bruders, diese Manier, ihn zu beobachten und in der Hand zu halten, durchschaute, so war er doch in seiner Willenskraft gelähmt. Eine unerwiderte Neigung hatte ihn zu Boden geworfen. Er war keines Entschlusses fähig, sobald sein Bruder so schlecht handelte, ihm wieder eine neue Hoffnung zu machen. So lächelte Luigi auch hier, nahm die Geldrollen und ließ, indem er sie einsteckte, wie zufällig die Schleife eines blauen Damenkleides aus ihnen herausfallen. Jeronimo fing sie auf und preßte sie an seine Lippen. Sie war von Wally, ein Raub in derselben Art, wie ihn ihr Gatte oft mit verstellten Zärtlichkeiten beging. Während Jeronimo im Entzücken dieses Besitzes schwelgte, fand der schäbige, mit Orden bedeckte Wucherer Muße, sich ohne Geräusch zu entfernen.

Dicht bei seinem Hotel angekommen, sah er, daß sich die Thür desselben öffnete und einer seiner Bedienten heraustrat,

ohne ihn zu bemerken. Ein junger Mann sprang auf den Burschen zu, hielt ihn an und fragte ihn dringend, indem er die Börse zog: „Ist die Gräfin zu Hause?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Sei aufrichtig: ich muß es wissen!“ — „Sie ist bei der Vicomtesse von Hericourt.“ — „Dort kann ich sie nicht sprechen. Sie war krank?“ — „Sie ist vor einer Woche vom hitzigen Fieber genesen.“ — „Gerechter Gott! Wie lebt sie denn im Hause? Hat sie viel Vergnügungen?“ — „Sie wissen wol, hierin läßt sie sich nichts entgehen. Sie glauben, Herr Baron, ich kenne Sie nicht? Wie oft waren Sie bei der Gräfin, als ich noch mit ihr Manège ritt.“ — „Du kennst mich? Sage ihr nicht, daß Du mich gesehen hast: morgen aber hilfst Du mir, sie ohne Ceremoniel und weitläufige Anmeldung sprechen zu können!“

Der Gesandte sah dem forteilenden Fremden nach. Er erkannte ihn als einen Deutschen, dem er früher begegnet sein mußte. Der Bediente gab ihm den Namen an; doch hatte er nie gewußt, daß dieser mit Wally in Verbindung gestanden. Er trat in sein Hotel.

IX.

Am folgenden Morgen, als sich Wally noch in den ersten Umrissen ihrer Toilette befand und im neuesten Hefte der *Revue de Paris* blätterte, wo sie durch die Schwärmereien eines französischen Gelehrten über deutsche Zustände belustigt wurde, riß eine unangemeldete Hand die Thür ihres Zimmers auf und stürzte mit einem freudigen Gruße zu ihren Füßen. Wally war bleich vor Schrecken, als sie es dulden mußte, daß sie Cäsar stürmisch in seine Arme schloß und ihre Hand mit seinen Küssen bedeckte. „Wally!“ war der einzige Ausruf, der über seine bewegten Lippen bringen konnte. Wally zitterte vor Schrecken und Freude. Auch sie konnte keinen Ausdruck finden. So saßen sie sich eine Weile stumm gegenüber; aber ihre Blicke sprachen mit feurigen Zungen und hatten tausend Dinge zu gleicher Zeit zu fragen und mitzutheilen. „Dein

Tschionatulander!" sprach Cäsar mit holdseliger Ironie. Wally erröthete und drückte ihr glühendes Antlitz an seine Brust.

"Sie müssen mir diesen stürmischen Angriff verzeihen!" fuhr Cäsar, in alter Art sich sammelnd, fort. „Ich habe viel bei Ihnen gut zu machen und will es durch Dinge, welche für Sie von Werth sind.“ — „Sie haben vor zwei Monaten mir das Leben nur gerettet, um es mir zu nehmen!" sagte Wally. — „Ich wollte Sie nicht besuchen. Ich vermied Sie. Warum? Fragen Sie mich nicht! Ich weiß es nicht. War ich zu stolz, fühlte ich mich beleidigt? Nein, Alles, was ich that, war lächerlich; aber Sie kennen, Wally, wie schwierig ich zu behandeln bin. Ich lasse immer auf eine kleine Tugend zehn große unerträgliche Untugenden kommen.“ — „O, Alles wie sonst — mein Cäsar!" sagte Wally und meinte damit Cäsar's Art sich zu geben. — „Meine Wally! Aber Sie schweben in einer unvermeidlichen Gefahr, aus der ich Sie retten muß. Ihr guter Ruf ist bedroht. Sie verdanken das Ihrem Manne. Welche Leute kommen in Ihr Haus?" — Wally hatte nicht viel Gehör für diese Worte, für den Inhalt nicht, nur für den Schall, den sie an Cäsar's Munde verfolgte. Wenn die Wörterbücher es erlauben, sich so auszudrücken, so wollte sie ihn nur sprechen, nicht reden hören.

„Nein, in der That, Wally! Wer ist dieser Jeronimo?" drängte dagegen der Geliebteste; „alle Welt spricht davon. Es ist unmöglich, daß Sie Antheil an dieser Intrigue haben. Sie kommt allein auf Rechnung Ihres Mannes.“ — Wally weidete sich an dem Anblick des Wiedergefundenen. „Nein, bezaubernd sind Sie, Wally!" grollte Cäsar mit komischweinerlicher Stimme; „aber so hören Sie doch und gehen Sie auf etwas ein, das Sie interessirt.“ Cäsar mußte sie wecken, mit Küssen wecken aus ihrem Rausche. Er mußte Auge an Auge, Stirn an Stirn legen, jeden Zug in Wally's Antlitz bannen, um sie in seiner Gewalt zu haben und seinen Worten Eingang zu verschaffen. Wally that noch immer nichts, als in einer gewissen gemachten Abwesenheit von unten herauf mit einer halben Wendung ihres Kopfes, mit klugen und verdächtigen Augen an ihn sich hinaufschmiegen und das küssen, was sie gerade traf, Auge, Mund, Stirn. Man muß

lieben, um diese Bärtlichkeit zu verstehen. — „Wally!“ — „Cäsar!“ — „Wer ist Jeronimo?“ — „Ein Narr.“ — „Der Bruder Ihres Mannes?“ — „Der Bruder meines Mannes.“ — „Er liebt Sie.“ — „Er liebt mich.“ — „Aber er ist wahnwitzig.“ — „Möglich, er ist wahnwitzig.“ — „O, Wally! Wally!“ — „Was soll ich nur? Warum inquiren Sie mich?“ — „Man behauptet, Jeronimo würde mit Vor Spiegelungen von Ihnen hingehalten, während Ihr Mann die Zeit benutzt, seinen eigenen Bruder auszuziehen.“ — „Aus der Komödie! Eine Erfindung! Die Caricatur unserer Liebe! Ein Roman von Eugene Sue, Balzac, Victor Hugo; was soll ich lesen? Rathen Sie mir, ich verwildere ganz, Cäsar.“ — „Keine Fabel, nein! im Hotel des sardinischen Gesandten plündert man die unglücklichen Liebhaber.“ — „Und die glücklichen, Cäsar, sind langweilig.“ — „Und die glücklichen Liebhaber, Wally, wollen nicht, daß ihr Idol ein Gegenstand der allgemeinen Beschimpfung ist.“ — „Wer beschimpft mich?“ — „Ihr Mann!“ — „So müssen Sie mich wieder rein waschen.“ — „Das will ich auch; aber —“ — „Aber —“ — „Geben Sie mir Aufschlüsse, Data, Erklärungen. Wer ist Jeronimo? Was will er? Was hat er? Ahnten Sie nichts? Theilen Sie die Schuld Ihres Mannes?“ — „Gott, so hören Sie auf, Cäsar. An diesen Sachen nehm' ich keinen Theil. Ich habe ja an Ihnen genug, Cäsar; ich lasse Sie nicht. Reden Sie von der Vergangenheit, von Ihren Lebensschicksalen, unseren Freunden. Kein andres Wort oder ich verlasse Sie im Augenblick.“ Cäsar begriff diese Grillen nicht. Verdiente er so geliebt zu werden! „Nun dann!“ sagte er lachend und ärgerlich zugleich, und begann auf die Themata einzugehen, die Wally allein befriedigten. Bis zur Mittagszeit konnten sie über diese Dinge sprechen, ja noch in der Loge des Theaters, und nach dem Theater bis tief in die Nacht hinein.

X.

Endlich hatte Wally den Zusammenhang ihrer häuslichen Verhältnisse begriffen. Cäsar war unermüdtlich, den Ruf seiner Freundin wiederherzustellen und die öffentliche Meinung über sie zu berichtigen. Sie dankte ihm kaum dafür, denn sie lebte nicht in Bezug auf diese unwürdigen Dinge, weil sie weder von ihnen eine klare Vorstellung hatte, noch sie einer Aufmerksamkeit für werth hielt, die größer gewesen wäre als die vollständige Erschöpfung ihres Verhältnisses zu Cäsar.

So verflossen einige für sie unersehbliche Tage. Wally duldete nicht, daß sie etwas irgend im Genuße derselben störte. Sie gab wenigen Besuchen Gehör. Die meisten wies sie ab, vor allen die Anmeldungen Jeronimo's, den sie in seinen Leiden geradezu mit Grausamkeit behandelte. Sie trat Alles mit Füßen, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf Cäsar stand.

„Sie müssen mich über diesen Unglücklichen anhören;“ sprach Cäsar zu ihr einst. „Er glaubt Rechte auf Sie zu besitzen und behauptet, daß Sie um den Preis seines Vermögens die seine wären.“ — Wally lachte hierüber, dann aber sagte sie ärgerlich: „Was soll ich aber thun? Ich bin dieser Verhandlungen so müde, daß mir meine Lage unerträglich wird. Es kommt so weit, daß ich jedes Mittel ergreife, Paris zu verlassen.“ — „Was thut Ihr Mann? Was sagt er Ihnen? Will er Alles geschehen lassen?“ — „Was geschieht denn überhaupt? Gütiger Himmel, so schenken Sie doch den Lügen und Narrheiten der Welt nicht fortwährend Ihr Ohr. Ich bin für Sie ohne Tadel und bedarf nicht mehr, weil ich nur Ihnen gefallen will. O Gott! ist je zu einem Manne so gesprochen worden?“ — „Sie verwirren meinen Kopf, Wally!“ — „Gewiß; denn der meinige ist unfähig, noch im Zusammenhange zu denken. Wollen Sie etwas Entscheidendes thun?“ — „Nun?“ — „Befreien Sie mich aus dieser Lage! Ich gehe mit Ihnen aus Paris und kehre niemals zurück. In der Einsamkeit will ich wohnen; selbst, wenn Sie mich verbergen müßten. Hier ist die Luft verpestet. Sagen Sie getrost Alles meinem Manne. Er ist ein Glender, der gar keine

Rechte auf mich hat. Fort! Gehen Sie noch jetzt hinüber zu ihm."

Als Cäsar hierauf mit dem Gesandten allein war, sagte er zu ihm: „Mein Herr, Sie vernachlässigen den Ruf und die Ruhe Ihrer Frau.“ — „In welcher Eigenschaft sagen Sie mir dies?“ fragte der Gesandte. — „Als Bevollmächtigter und Beauftragter Ihrer Frau, als Freund des Hauses, dem sie angehört, als Theilnehmer an Wally's Lebensschicksalen, die sie betreffen, als beträfen sie mich selbst, zuletzt — wenn auch nur — als Beschützer eines Wesens, das unschuldig ist und nicht die Kraft hat, sich von einer Intrigue loszusagen, in welche sie wider ihren Willen verwickelt wurde.“ — „Sie scheinen von den Verhältnissen meiner Frau mehr zu wissen als ich selbst. Doch will ich Ihre Mittheilungen abwarten, um mich zu irgend etwas bestimmen zu lassen.“ — „Dann werden Sie freies Spiel haben, mein Herr! Wally lebt nicht mit dem, was um sie vorgeht.“ — „Dann scheint es, als bauten Sie ihr eine andere Welt.“ — „Ja, Sie können so sagen, wenn Sie darunter verstehen, daß ich die alte einreißen werde. Was können Sie thun, um Ihrem Bruder seinen Verstand wieder zu geben und die Reichthümer, die Sie sich das Ansehen geben, mit Ihrer Gattin zu theilen? Sie wagten es, eine himmlisch reine Seele zu beschmutzen. Sie wagten es, das Leben eines Bruders methodisch zu untergraben. Gegen das Letzte werden zweifelhafte Gesetze auf-treten, gegen das Erste aber Gesinnungen, die sich weder widerlegen noch bestechen lassen.“ — „Aber auch gegen diese tugendhaften Gesinnungen wird es Gesetze geben, und sichere; denn Sie wissen, daß diese Art Tugend nicht überall am Orte ist.“ — „Die Gesetze werden zu spät kommen.“ — „Wie sollten sie von Ihnen vereitelt werden?“ — „Durch die Entführung Ihrer Frau, die Brandmarkung Ihres Namens, durch die Aufhebung jeder ehelichen Gemeinschaft mit Ihnen, durch tausend Vorwürfe, welche die Ehrlichkeit vor einem Manne voraus hat, der mit dem guten Namen seiner Frau das Vermögen eines Bruders kauft, der zur einen Seite die Menschen übel berüchtigt, zur andern wahnsinnig macht. Wahrhaftig, ich schwöre Ihnen —“ Der Gesandte trat scharf

auf Cäsar zu und hintertrieb hierdurch das, was dieser sagen wollte; er stieß einige Drohungen aus und verließ mit einem gemachten Stolz das Zimmer. Cäsar wollte ihm nach, aber die Drückertür war in's Schloß gefallen.

Als der Rächer der Ehre einer Frau in die Zimmer Wally's zurückkam und hörte, daß sie im Bade sei, verließ er unmuthig über die verlorene Mühe das Hotel. Seine Ausdauer war erschöpft. Er war nahe daran, jetzt Alles so kommen und so gehen zu lassen, wie es ging. Aber noch an demselben Abende sollte eine Katastrophe den Knoten durchhauen. Jeronimo's Seelenzustand war unheilbar zerrüttet. Es war ihm nur noch eine Kraft geblieben, die gefährlichste für seinen unzurechnungsfähigen Zustand, die Kraft, Entschlüsse zu fassen und diese um so eher in's Werk zu setzen, weil ihn nichts in seinen Combinationen störte. Jeronimo war fast ein Bild des Todes. Das dunkle Feuer seines Auges hatte sich selbst verzehrt, ein Büschel dünner Haare deckte den kahlen Scheitel. In Regen und Frost stand er vor den Fenstern seiner unglücklichen, im Bilde geliebten Neigung, die ihn von sich wies und den ganzen Herbst und Winter mit ihm nicht gesprochen hatte. Dabei versagte er sich das Nothwendigste. Er schien verhungern zu wollen. Da ihn die Langsamkeit dieser Todesart peinigte, so wählte er eine schnellere. Nur darum handelte es sich bei ihm noch, wie er es einrichten sollte, vor den Augen Wally's zu sterben.

Es war an demselben Tage, wo Cäsar mit dem Gesandten gesprochen hatte, als sich in der Nachtdämmerung eine blasse Gestalt vom Lager erhob, nach einem Pistol griff und sich an den erleuchteten Häusern der Pariser Straßen dicht unter den ersten Stockwerken entlang schlich. Es war Schnee gefallen. Die Straßen waren leer, oder Alles, was auf ihnen lebte, hatte Eile, sie wieder zu verlassen. Nirgends brannten Laternen, Mondschein hatte nur der Kalender.

Jeronimo stand endlich vor dem Hotel seines Bruders. Man sah es, daß dieses Haus kein Sitz der Freude war. Nur hie und da war ein Fenster erleuchtet. Jeronimo spähte, welches darunter zu Wally's Schlafcabinet gehörte. Er sah es, doch war es noch finster. Aber Wally mußte aus dem

Theater schon zurück sein. Einige falsche Accorde auf dem Klavier drangen zum Ohr des Unglücklichen. Jeden Andern, dessen Geist nicht schon in wahnsinnige Erstarrung übergegangen war, hätten diese Töne dem Leben und der gesunden Reflexion wiedergegeben. Aber Jeronimo hatte keine andere Empfindung, als für das, was mit feirem Tode und einer Art von Rache zusammenhing. Er that nichts, als den Hahn seines Pistols zurücklegen.

Jetzt schwiegen die Töne, die nur in einem Anfälle von Zerstreuung und zufälliger Leere des Bewußtseins angeschlagen schienen. Das Schlafcabinet Wally's erhellte sich. Jeronimo zitterte, denn nah erkannte er zwei Gestalten, die an den Gardinen des Fensters zuweilen hinwegrauschten. Bald war es nur noch dieselbe Gestalt, die zuweilen wiederkehrte. Es mußte Wally sein. Der Unglückliche wollte nicht anders, als sie im Auge haben. Der Zufall war grausam genug, hier Alles zu erleichtern. Vom Vorsprung des Parterrefensters war er bald auf dem eisernen Gerüst einer Laterne. Die Einschnitte an der Wand des Hauses unterstützten ihn. Er schwang sich auf, griff mit zuckender Hand an das Fenster und faßte so viel vom Holze, daß er, der Länge nach aufgerichtet, bequem einige Minuten stehen konnte; er stand noch länger; denn in so fürchterlichen Augenblicken ermüdet der Körper nicht und kann das Unglaubliche leisten.

Wally blieb drinnen an einen Pfeller ihres Bettes gelehnt. Sie war noch nicht ganz entkleidet; nur was an Schnüren und Bändern ihre Kleider zusammenhielt, war gelöst. Sie war indifferent in ihrem Gemüthe, wie es schien, und griff nach einem Buche, einem deutschen Buche, um sich in Paris einzuschläfern. Da störte sie ein Geräusch am Fenster. Sie sieht auf und erblickte durch die angelaufenen Scheiben die undeutlichen Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sie eilt hinzu, wischt so viel von dem Thau des Fensters ab, um ein gräßlich verzerrtes Antlitz wahrzunehmen, das im Nu beim Knall eines Pistols zerschmettert ist. Sie stößt einen entsetzlichen Schrei aus: der Schuß macht das Haus lebendig. Man eilt von allen Seiten herbei, dringt in Wally's Zimmer; hier hatte man den Schuß gehört. Man tritt in das Cabinet,

und findet Wally bewußtlos am Boden liegen. Die Scheiben sind zerschmettert und blutige Theile eines zersprungenen Schädels liegen auf dem Fußboden.

Wally hatte sich bald erholt. Sie besann sich auf Alles; sie hatte Jeronimo in dem Augenblicke, als das Pistol blitzte, erkannt; Niemand zögerte, ihre Vermuthung zu bestätigen, als man den hinuntergestürzten Leichnam besichtigte und dem Bruder des Gesandten in ein Anliß leuchtete, das nicht mehr da war. Aber welch' ein tiefer Abgrund ist das weibliche Herz! Wally tobte wie eine Bacchantin. Sie lief, sie schrie, sie riß die Zimmer ihres Gatten auf, der nirgends zu finden war. Sie verbot unter jeder Bedingung, den entsetzlichen Leichnam in's Haus zu tragen. Wäre Jeronimo nicht schon todt gewesen, jetzt hätte sie ihn umbringen können. Sie rief nach Cäsar. Bediente eilten fort; man traf ihn nicht. Sie schickte zwei-, dreimal. Zuletzt ließ sie ihm sagen, daß er am folgenden Morgen um sechs Uhr reisefertig in ihrem Hotel eintreffen sollte.

Hier war kein Besinnen, kein Abmathen mehr möglich. Alles mußte Hand anlegen, um ihre Sachen zu ordnen und das Nöthigste auf den Reisewagen zu packen, der unter den Thorweg gezogen wurde. Die Post wurde zur Minute bestellt. Wally war wie verzaubert. Sie befohl, majestätisch, kalt, nordisch, wie eine Alleinherrscherin Moskaus. Bis tief in die Nacht war sie mit diesen Zurüstungen beschäftigt. Sie hatte in halbem Schlummer gelegen, als sie in der Frühe aufwachte. Das blutige Ereigniß hatte sie vergessen; nur allein ihr Entschluß beschäftigte sie. Cäsar erschien verstimmt. Sie blickte ihn forschend an, sie befohl. Er begriff nichts, fragte nicht, folgte willenlos. Unten im Thorweg war Alles noch um den Wagen beschäftigt, sie zitterte vor Aerger, daß hier noch nicht Alles beendet war. Sie dachte nicht daran, bei Menschen, die sie nie wieder sehen wollte, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Cäsar's Blick fiel auf eine Blutspur, die sich von Außen in den Thorweg und wieder hinauszog. Er wagte nicht zu fragen, so erschreckte ihn der Anblick.

Erst als sie Beide im Wagen saßen und die Barrieren

von Paris im Rücken hatten, theilte ihm Wally das Geschickliche mit. Cäsar schauderte. Der Selbstmord in allen Formen umgaukelte sie und die Consequenzen des Wahns streckten sich wie knöcherne, würgende Arme nach Denen aus, die sich etwa ihnen zugänglich zeigen würden. Cäsar erwehrete sich ihrer, Wally weniger.

Drittes Buch.

Wally's Tagebuch.

Es ist zu spät, das Leben ihres Bluts
Ist tödtlich angesteckt, und ihr Gehirn,
Der Seele zartes Wohnhaus, wie sie lehren,
Sagt uns durch seine eiteln Grübeleien
Das Ende ihrer Sterblichkeit voraus.
Shakespeare.

Die Einsamkeit meiner jetzigen Lebensweise zwingt mich, den Kreis, der mir gezogen, in allen seinen Theilen auszufüllen. Wie beglückt mich Cäsar's Liebe! Ich will aber nicht ungerecht sein gegen die Außenwelt, und mich wenigstens schriftlich mit ihr beschäftigen, so weit sie ein Recht dazu hat. Viele verdienen es, daß ich auf sie achte: nicht Alle. Cäsar sagte mir, ich wäre egoistisch gegen die Welt, er nennt mich grausam. Er meint es damit gewiß aufrichtig. Ich will mich jetzt auch mit den Anderen beschäftigen; aber schriftlich; täglich will ich drei Vormittagsstunden darauf verwenden. Täglich. —

Ob ich das Vorige austreiche? Fünffmal hab' ich gegen meinen Vorsatz gesündigt, und multiplicire ich die drei vergessenen Stunden mit den fünf vergessenen Tagen, so that ich's fünfzehnmal. Ich schreibe ungern, denn ich denke viel schneller, als ich mit meinem bleiernen Styl folgen kann.

Cäsar sagte mir, man müsse die Menschen in ihrem ganzen Wesen anatomiren. Dadurch lerne man und vergnüge sich. Cäsar hat immer Recht.

Ich will einige meiner alten Freundinnen zu schildern suchen. Ich vernachlässige alle; wenn ich sie sehe, zeig' ich ihnen, was ich von ihnen schrieb und daß ich sie doch liebe. Ich will Adolphinen charakterisiren, sie ist so verschieden von mir.

Adolphine gefällt, ohne schön zu sein. Man kann ihr nicht einmal einen ausgezeichneten Wuchs zugestehen, nur ihre Haltung, ihr schwebender Gang kann den Mann veranlassen, auf sie zu achten. Sie trägt sich mit erstaunenswerther Einfachheit. Ihr Haar ist gescheitelt; ein weißer Kantenstrich, wie man ihn unter Hüten trägt, hebt diese Einfachheit zu dem lieblichsten Eindruck. Weiß und hellblau stehen ihr gut; eine rothe Schleife auf der Brust giebt dieser Monotonie der Toilette eine lachende Auffrischung. Adolphine hat einen kleinen Fuß. Sie geht schön. Das will viel sagen! Das Blaue in Adolphinens Auge ist nicht rein, es ist mit zu viel Weiß gemischt. Für die Augenbrauen ist eine schöne Wölbung da; aber sie ist nicht stark aufgetragen; dieser Reiz verschwindet. Sie hat einige hübsche Gewohnheiten. So faßt sie z. B. oft mit der linken Hand in die Gegend der Stirn, öffnet die Hand, schließt mit dem Daumen und dem Zeigefinger einen Kreis und beginnt diesen allmählig zu öffnen, indem sie aus der Thränendrüse des linken Auges zurückfährt, das ganze Auge umkreist und die Deffnung der beiden Finger wieder schließt am Ende des Auges. Diese sonderbare Bewegung erfolgt mit Blitzesschnelle, und ist deshalb so reizend, weil sie immer mit einer Erregung ihrer Seele zusammenhängt: Doch der größte Zauber in Adolphinens Erscheinung kommt von ihrer eigenthümlichen Seelenstimmung her. Diese muß man, um kurz zu sein, sentimental nennen; obschon der Ausdruck nicht ganz erschöpfend ist. Besser würde man sagen, sie ist musikalisch gestimmt. Denn Musik drückt ihr Wesen aus: und zwar nach jener einseitigen Richtung hin, wo die Musik nur Wonne der Empfindung ist. Für plastische Gestaltenschöpfung in der Musik, so weit die Musik diese er-

reichen kann, für Oper im Gluck'schen Geschmack, kurz für das Dramatische in der Musik ist sie wol nicht. Die Richtung ihrer Seele ist lyrisch. Alles, was sie mit einem wunderlieblichen Organe spricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden, Bittenden an. Bittend sind die meisten Töne ihres Lautregisters. Nichts kann hinreißender sein, als dies flehende, mit einer gewissen lächelnden und doch schmerzlichen Selbstironie hervorgebrachte: O Gott! womit sie so Vieles begleitet, was sie spricht. O Gott! Dieser Ausdruck soll ihr ewiges Ueberwundensein, ihre Hingebung an die Menschen, an die sie glaubt, ausdrücken. Wer könnte widerstehen, wo solche Töne anschlagen! Adolphine ist so willenlos, daß sie die Beute jeder prononcirten Absicht werden könnte. Mit lebenswürdiger Naivetät gestand sie mir einst: Sie würde Jeden lieben, der sie liebt. O wie nöthig ist es, bei einer solchen Willensschwäche, daß sie in die Hut eines Mannes kommt, der so viel geistiges Leben besitzt, um sie ganz durchströmen zu können mit seiner eigenen Willenskraft! Adolphine liebte unglücklich, mehrmals; aber sie ist so unentweicht, ihre früheren Zärtlichkeiten sind so wenig sichtbar in ihrem Benehmen, daß sie dem Manne immer noch als kaum erschlossen erscheinen muß. Adolphine besitzt äußerlich die Reize nicht, einen Mann auf die Länge zu fesseln, aber wer sie einmal, sei es aus Liebe oder Illusion eroberte, der wird sie nie verlassen können, weil ihre Hilflosigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet sie noch mehr an ihrem Geiste. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines bloß verständigen logischen Gesprächs aus; aber dann kann sie es nur fortsetzen, wenn es entweder auf einen gemüthlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen bestimmten vorliegenden Fall, den sie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr bloß erzählt, kann sie nicht urtheilen, weil sie alle Menschen für gut hält und alle nach sich selbst richtet. Adolphine sollte viel lesen. Sie liest, aber fragmentarisch. Sie sollte sich durch vielfache Lectüre in Dem zu bilden suchen, was über die Musik und das bloße Gefühl hinausliegt. Ihr Organ macht, daß sie schön, ihre keusche Seele, daß sie fast Alles richtig liest. Ich hörte sie Gretchen im Faust lesen, wie einfach, wahr und

hold! Cäsar muß ihr Bücher geben. Was Er wohl über sie urtheilt? Er ist ihr diametral entgegengesetzt und sagte mir doch auch einmal: Er müsse Jede lieben, die ihn liebe, und würde auch Jeder treu sein in seiner Art. Bei ihm ist das Egoismus, bei Adolphinen Schwäche. Sie können sich aber nicht begegnen. Adolphine ist eine Jüdin.

Ich habe das gestern nur so hingeworfen, daß Adolphine eine Jüdin ist. Aber welche eigenthümliche Richtung mußte dies ihrem Wesen geben! Sie wurde unter glänzenden Verhältnissen erzogen. Das Judenthum in seinem Glend, seinen Ceremonieen und Priestern nahte sich ihr niemals. Sie findet keinen Anlaß zur Reue darin, irgend eines der jüdischen Gebote zu übertreten, von welchen sie den größten Theil nicht kennt. Wie originell ist doch ein Mädchen, das den Bildungsgang christlicher Ideen nicht durchmachte und doch auf einer Stufe steht, die ganz Gefühl ist und das so viel Liebenswürdigkeit entwickelt! Adolphine kann von der Religion nur wenige Nachrichten haben, einen weiblichen Gottesdienst giebt es in ihrem Glauben nicht, eine häusliche Verehrung kommt in Form von Ceremonien, Gesang oder sonst einer Weise nicht vor, die Confirmation ist den Juden nicht in unsrer Art erlaubt — wie auffallend ist das Alles und doch hat man es dicht neben sich!

Glücklich ist Adolphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Aengstlichkeit verursachen. Ein gewisses unbestimmtes Dämmern des Gefühls muß für sie schon hinreichend sein, die Nähe des Himmels zu spüren. Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Thatfachen nicht, welche die Christin erst zu erklimmen hat, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu bekommen. Wir sind weit schwieriger in diesem Betracht gestellt und sollten im Grunde, wenn die Religion die Tugend befördert, weit weniger tugendhaft als die Juden sein; denn unsre Religion ist ein so hoher Münster, daß man ihn zwar in der Hauptsache ersteigen, aber nicht zu jedem Sims, zu

jedem Vorsprunge, zu jedem Seitenthurme gelangen kann. Eins aber bemerkl' ich, was charakteristisch ist. Niemals könnt' ich als Christin über meine Religion zu Adolphinen sprechen und sie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken lassen. Es ist dies eine Scham und ein Stolz, der unverthilgbar in uns niedergelegt ist und die uns nicht verlassen würde, selbst wenn vom Christenthum Alles in uns morsch geworden wäre.

Für christliche Männer, die widerspenstig gegen den Katechismus sind, muß die Liebe einer Jüdin von besonderm Reize sein. Sie nehmen hier weder Bigottismus in den Kauf, noch eine Zerrissenheit wie die meinige, sondern weiden sich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an einem sinnlichen Schmelz der Liebe, der die der Christinnen bei Weitem übertreffen soll. Bei einer Jüdin reducirt sich Alles auf ihre Liebe, Rücksichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe ist pflanzenartiger Natur, orientalisches, wie eingeschlossen in das Treibhaus eines Harems, der Alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche Gedankenlosigkeit, Alles, Alles: darum schwillt Adolphine von Liebe. Das Segel ihres Herzens ist niemals schlaff, sondern immer aufgebläht, rund und voll, immer auf rauschender Fahrt.

Cäsar entdeckt, glaube ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine heillose Ansicht von der Ehe und will die letztere durchaus nicht als ein Institut der Kirche gelten lassen. Das Sacrament der Ehe ist nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen. Wie glücklich würde Cäsar sein, wenn er je heirathete, es ohne kirchliche Ceremonie thun zu dürfen!

Eine Ehe zwischen einer Jüdin und einem Christen kann zwar nicht bei uns, aber in andern Ländern geschlossen werden; natürlich ist dies eine Ehe ohne den christlichen oder jüdischen Priester; es ist eine rein civile Ehe vor den Gerichten, ein Act der geselligen Uebereinkunft. Ich glaube fast, Cäsar könnte deshalb seine Neigung zu Adolphinen in's Aeußerste treiben. Schon bemerkl' ich, wie eifrig er sie sucht.

Wie leichtsinnig bin ich gestern über die Abgründe meines Denkens hingewandelt! Ohne Weiteres konnt' ich mich damit beruhigen, diese Zweifel an meinem Glauben hinzunehmen als etwas, das ich mir längst selbst gestanden habe, und doch weiß ich aus meinem früheren Leben, wie unglücklich ich war, daß ich über diese Dinge nichts zu denken wagte. O wie mächtig ist der Zauber der Liebe! Ein männliches Herz, das uns liebt, ist der Wächter aller unserer Gedanken, und muß die stille Verantwortung dessen tragen, was in der Seele des Weibes Sünde und Empörung ist. Wie sicher fühle ich mich, selbst im Entsetzlichsten, wenn ich nur die warme Hand meines Freundes drücken darf! Er nimmt Alles auf sich: er ist heiter und lächelt und fürchtet nichts.

Wenn ich jetzt schon nicht ohne Zagen sehe, wie sich Cäsar Adolphinen immer mehr nähert, wenn ich mir die grausame Wirkung denke, die ein Verhältniß zwischen Beiden in mir Unglückseligen hervorbrächte: was muß dann kommen, wenn ich die Trümmer sehe, die sich in meiner Seele aufgehäuft haben! Die Unruhe, über die Religion eine Ansicht zu haben, peinigt mich mehr als sonst. Sie hat eine solche, jetzt zur Noth gedämmte Gewalt über mich, daß ich glauben muß, die Wegnahme dieses Damms der Liebe bringt eine Ueberfluthung in mir hervor, die den Schmerz über Cäsar's Verlust mit fortnimmt. Ich lebe und sterbe mit Cäsar. Leben kann ich nur mit Cäsar's Liebe. Sterben muß ich, nicht weil Cäsar im Stande war, eine Andre mir, ein Mädchen einer Frau vorzuziehen, sondern weil dann Alles in mir zusammensinkt. Gott, ich glaube, fast brauche ich Cäsar nur, um mich zu beschäftigen und meinen Gedanken eine unschädliche Richtung zu geben. Er kommt.

Nur die Erkenntniß ist das Schwere. Das Dasein Gottes selbst bezweifeln, hieße den gegenwärtigen Zustand meines Innern fortleugnen. Würd' ich diese Mühe haben, wenn es

nicht in Wahrheit einen Gott gäbe! Das Resultat des Atheismus war auch nie ein andres, als daß er in ein System überging und zuletzt selbst eine Religion wurde. Konnte es abergläubigere und bigottere Atheisten geben, als Chaumette, Anacharsis Cloots und Momoro waren!"

Der Atheismus eine Religion! Eine Ironie, die man satanisch nennen möchte! In einer Reisebeschreibung las ich, daß einer der ersten Gottesleugner der Revolution, Villaud-Barennes, nachdem er auf seiner Flucht erst von der Dressur azorischer Papageien gelebt hatte, dann in Amerika Priester wurde, unter Indianer kam und zuletzt von ihnen selbst als göttliches Wesen verehrt wurde, er ein Gott, der Gott gelehnet hatte.

Diese satanischen Ironieen reizen mich. Sollte es möglich sein, daß es noch einst im Himmel einen Gottesdienst giebt! Das Christenthum (man lese nur die Offenbarung Johannis) gefällt sich in diesem Widerspruch, als wenn Gott vor sich selbst Weihrauch streuen müßte. Es etablirt noch im Himmel eine vollendete Kirche mit Chören der Seligen und Altären, auf welchen die Cherubim thronen. Göthe benutzte diese Maschinerie für die Canonisirung seines Faust.

Aber was jag' ich nach solchen Bemerkungen! Sie haben lindernde Kraft. Doch schäme ich mich, aus meinem Schmerz Thatfachen herauszuwühlen und mich selbst als einen Gegenstand meiner Leiden zu betrachten.

Cäsar sucht noch immer Adolphine auf, die reiche Jüdin.

Wir sollen Gott fürchten und lieben! Dies eine Gebot untergräbt meine Ruhe; denn ich kann es weder befolgen, noch mich deshalb, weil ich es nicht thue, anklagen. Wir sollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltansicht, die eine unglückliche ist und sich nicht damit zufrieden giebt, daß

jährlich vier Jahreszeiten kommen und man im Frühjahr Erdbeeren ißt, die mit Zucker und Milch ein vortreffliches Surrogat der Vanille sind. Es ist im Grunde nicht viel, was wir besitzen auf Erden. Wir werden geboren oft in den elendesten Verhältnissen. Wir kriechen thierisch auf dem Boden und werden nur allmählig aufgerichtet, wie Schlinggewächs an das Spalier der Bildung. Noth, Mühsal verfolgt uns überall; selten ein Genuß, der nicht durch eine Anstrengung erkauft ist. Wir haben so viel mit der Materie zu kämpfen. Wir wälzen einen Stein wie Sisyphus den Berg hinauf; warum müssen wir es thun? Der Fluch, nicht der Segen der Götter begleitet uns. Warum sind wir? O könnte ich mir irgend einen erweislichen Grund vorstellen, warum diese Planeten im Weltssysteme irren, warum wir auf unserm Planeten so armselig und hülflos kriechen müssen? Was bezweckte Gott damit? War es nur eine Grille von ihm? Was kommt darauf an, ob das Gute oder Böse in der Weltordnung producirt wird? Ich bin so unglücklich. Ich weiß darauf keine Antworten.

Die Fähigkeit, Fragen aufzuwerfen, ließ Gott bei der Schöpfung oder bei der ewigen Schöpfung, bei unserer Geburt, ohne die entsprechende Fähigkeit, auch Antwort darauf zu geben. Diese Halbheit einer Gabe ist so feindselig. Gott duldete es, daß der Glaube an ihn die Tagesordnung der Geschichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern behandelt wird. Nun, ich denke wohl an Gott; aber warum gab er uns nicht die Fähigkeit, ihn begreifen zu können? Verlangt er die Folgen, warum ließ er mich ohne die Voraussetzungen? Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne. Dann weiß ich auch nicht, warum sie so fest an ihn glauben. Oder es darf mich niemand tadeln, wenn ich denke, die Existenz eines außerweltlichen Gottes anzunehmen, war eher eine äußerliche, politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker. Denn warum haben wir halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geist? Warum zu allem nur die Elemente? Und wir sind so vermessen und bauen auf diesen trüben Boden Systeme, die den Schein

der Vollendung tragen und uns mit Verpflichtungen willkürlich belasten.

Und zuletzt der Tod! Dieser Schrecken der Schrecken! Die Krankheit mit ihrer unsäglichen Hülflosigkeit! Das allmälige Verschwinden des Bewußtseins! Und dies Alles nicht einmal so entsetzlich, als auch wieder das Zunehmen an Jahren. Jetzt bin ich zwanzig Jahre: welche Empfindungen werde ich haben, wenn ich vierzig, fünfzig bin und es nun heißt: noch zehn, noch fünf sind die Wahrscheinlichkeit! Dies ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, recht das Gebot der Gottesliebe zu befolgen. Man gab uns Einiges und das Meiste wurde uns versagt. Das Einzige, was wir in seiner ganzen Vollkommenheit zu besitzen scheinen, ist die Fähigkeit, unsern unglücklichen Zustand zu begreifen und all' die Dinge zu nennen, die wir eben vermissen sollen.

Ich habe mir ein merkwürdiges Buch verschafft, von dem ich einmal durch Cäsar hörte: die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten, von Lessing herausgegeben. Gewiß liegt viel Puderstaub, viel altfränkisches Wesen auf dem Buche; das hab' ich aber abgewischt und mir von meiner Lectüre die moderne Vorstellung gemacht. Der Verfasser soll ein ehemaliger Hamburger Arzt, Neimarus, gewesen sein. Seine vollständige Prüfung des Christenthums soll in einem Glaschränke auf der Hamburger Bibliothek stehen, dort wollen sie das Buch nicht herausgeben, aus Furcht, aus dem vergilbten Papiere jener Kritik möchten Motten fliegen und die heiligen Gewänder des Christenthums anfressen. Warum Lessing nur sagt, daß der Verfasser jener Fragmente Schmidt heißt! Schmidt ist freilich wie Jedermann.

Ich werde eine Stubenhockerin. Cäsar — schwärmt in Adolphinens schönem Garten.

Die Fragmente nehmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihr nüchterner, leidenschaftsloser Ton erschreckt

das Gewissen nicht. Ich lese in der besten Laune. Wie der Autor die Bibel zerfleischt, wie er in den Mienen jener Fischer und Böllner, die das Christenthum predigten, den Schalk entdeckt, denselben Schalk, den der gottselige Pietismus so oft im Nacken führt! Und doch jammert mich's jener kindlichen, märchenhaften Sage, die der Autor mit so viel Gelehrsamkeit vernichtet! Nur Eines bestimmt mich, ihm beizupflichten, der Hinblick auf das, was uns umgiebt, auf unsere Priester, auf — ach! wie hängt das Alles zusammen! Aus jenem kleinen christlichen Senfstorn ist ein ganzes Senfpflaster geworden, das der gesunden Vernunft die brennendsten Blasen zieht.

Männlich werden meine Ausdrücke! Zornig oder — entscheidend?

Und doch können die Fragmente nicht befriedigen. Sie deuten auf eine Naturreligion, mit deren Voraussetzungen sich kaum noch die heutige wissenschaftliche Bildung begnügen würde. Die Frage muß höher liegen. Sie dringt dort nicht in das Innere der Christuslehre ein, sie hält sich nur an deren historische Offenbarung. Ich suche Trost. Wo? Wo?

Ich war gefaßt auf diese Eiseskälte, womit mir Cäsar seinen Entschluß anzeigt. Was ich vermuthete, ist eingetroffen. Adolphins glänzende Situation reizt ihn. Er wird um ihre Hand bitten. Die Eltern sind ohne Vorurtheile und ich werde ihn verloren haben. Ich bin ruhig. Ich habe keine Thränen für diesen Verlust. Ich bin in einer nicht zu schildernden Seelenstimmung. Alles an mir scheint ruhig, aber jeder Pulsschlag sagt: „Ist dies nicht ein neuer Fluch des Himmels?“ Jetzt sind mir die Blitze des Schicksals willkommen, die Donner, die ihnen nachrollen, wecken mich immer mehr aus der dumpfen Betäubung meiner Gedanken. Ich muß Licht haben, Aufschluß, Einsicht! Ich denke an Cäsar nicht mehr. Ich will wissen, erkennen. Wozu? Warum? Das sah ich Alles voraus.

Ich bin krank, ich fühle es. Sollte das auf ein Zunehmen deuten? Ist auch im Geistigen wie im Körper das Wachsen eine Krankheit?

Glückliche Naivetät der vergangenen Zeiten! Ich komme von einer Ausstellung alter Gemälde. Auf vielen, welche Transfigurationen und Glorien der Heiligen vorstellen, sah ich Engel, die Geige spielend. Dies würde mir weniger auffallend gewesen sein, wenn sie es nicht nach Noten gethan hätten.

Und doch gleicht die Malerei selbst, die Kunst, diese Lächerlichkeit aus. Die Poesie würde das nicht können. Die Poesie hat nicht diese Einfachheit; sie würde solche Anomalieen immer nur als Travestie geben.

Und wie entwürdigt sie sich, wenn sie es thut! Man sollte den Spott über das Heilige, das Wühlen der häßlichen Käfer in duftenden Blumen, verfolgen, auch die Freigeister selbst sollten es; sie, die alle Sorge tragen müssen, nicht mit den bloßen Spöttern verwechselt zu werden... Cäsar ist gegen mich weicher als je. Er spottet nicht mehr. Das bedeutet nichts Gutes.

Es würde mir viel leichter werden, den göttlichen Begriffen mit Sicherheit nachzuhängen, wenn ich erst vom Nichts eine Vorstellung festhalten könnte. Dies ist unmöglich. Ich habe schon früh an dieser Verzweiflung gelitten. Schon als Kind wollte ich mir zuweilen Alles wegdenken, was ich sah und denken konnte, Europa, Asien, Afrika, die Erde, den Himmel, alle Schöpfung, und dann war es immer, als stürzte ich von einer unermesslichen Höhe in's Leere hinunter und fiel ohne Aufenthalt. Fast möchte ich sagen, ich bin seither mit Eindrücken beladener und es würde mir schwieriger sein, als ehemals, eine solche Vorstellung des Nichts zu fixiren. Das hohle, weite Chaos, diese dumpfe Leere, worin Nichts ist, Alles unsichtbar schlummert! Und Gott, der dieses Nichts selbst ist, nämlich dasselbe Nichts, das später doch seltsamerweise ein Etwas wurde! Gott, der in dem Nichts ist und

doch wiederum auch in dem Etwas nicht sein soll, weil dies die Welt selbst vergöttern heißen würde! Der pantheistische Gedanke widerstrebt mir, und ich glaube, Frauen werden ihn nie hegen können, weil sie durch sich selbst schon gewohnt sind, alle Dinge in active und passive einzutheilen. Wir werden immer anthropomorphische Ideen haben; das Christenthum unterstützt uns darin. Die Vorstellung eines über uns thronenden Werkmeisters — das ist für die weibliche Phantasie Bedürfniß, das sie immer geltend machen wird. Jedes Andere, ach, Alles, Alles ist uns verschlossen.

Cäsar wird nun in Ländern wohnen, wo das französische Recht herrscht. Er ist glücklich, sich ohne die Kirche verheirathen zu dürfen. Es wird zwischen ihm und Adolphinen eine bürgerliche Verbindung stattfinden. Wenn er nur meinen geistigen Zustand schonte! Freilich kennt er ihn nicht. Wüßte er, wie mich doch gestern wieder seine leichte Manier über die Religion so tief verwundete! Das Peinlichste ist dies, daß er sich öfter das Ansehen giebt, als ließen sich einige Wahrheiten sogar im christlichen Glauben unumstößlich beweisen. Dann thut er's auch und beginnt über die schwierigsten Punkte Entwicklungen, die er mit ernster Miene durchführt und wenn er zu Ende ist — für phantastischen Witz erklärt! So begann er neulich folgende Auseinandersetzung der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, eines Begriffes, den ich nicht anrührte, weil ich nicht einmal mit seinen Prämissen im Reinen bin. Die bloße Vaterschaft Gottes, sagte er, ist relativ, sie ist unverkennbar, oder wie Jakob Böhme gesagt hat, ein dunkles Thal. Licht und Erkenntniß kommt erst durch den Sohn. Beide dürfen nicht isolirt gedacht werden, ihre Ergänzung, ihre Wechselseitigkeit ist der heilige Geist. Gott als das bloße Alles oder das bloße Nichts ist unerkennbar. Gott muß sich etwas gegenüber stellen, einen Schatten seiner selbst, er mußte sich negiren aus seiner Ruhe heraus und deshalb schuf er die Natur. Die Natur ist nicht Gott, denn dann müßte die Natur ein Zustand sein. Nein, die Natur ist eine Thätigkeit

Gottes und alles in Gott Thätige, auf die Außenwelt Bezügliche, ist in ihm das Englische. Die Engel sind die Herolde des göttlichen Willens und ihre Zahl ist so unendlich, wie die Atome der Welt. Die Engel wohnten ursprünglich in Gott; seine Thätigkeit ist seinem Sinn immanent. Darum mußten die Engel auch ursprünglich gut sein. Nur Lucifer empört sich, der Lichtbringer, der die Finsterniß erhellt. Dies Empören wird eine Thätigkeit Gottes, das heißt Gott wird sogar zum Gegentheil seiner selbst, Satan. Die Natur ist Teufel, dieselbe Natur, welche für Gott durchaus nicht vorhanden ist, da sie nur sein Athem ist, die aber immer strebt, etwas für sich zu sein. Die Natur vor Gott ist so, als wäre sie nicht. Natürlich giebt es auch vor Gott den Teufel nur, als gäb' es ihn nicht. Je höher bei dem Einen oder Andern das philosophische Bewußtsein ist, desto weniger existirt für ihn der Teufel. Im Christenthum ist der Teufel ideell ausgetrieben, Gott sonderte die menschliche Individualität von der Natur ab und gab dieser in seinem Sohne eine eigene Offenbarung. Gott wollte den Widerspruch seiner selbst durch sich selbst strafen und seinen eigenen Proceß an sich selbst büßen lassen. Er wurde gekreuzigt und es herrscht hinfort nicht mehr Gott, nicht mehr Satan, nicht mehr der Mensch, nicht mehr die Natur, sondern das Reich des Geistes, der Freiheit und der Wahrheit.

Was hatt' ich nun von dieser mich ergreifenden Improvisation, die ich nur nachschrieb! Mit einer Art von komischem Atheismus schloß Cäsar seine mystische Deduction, die Menschen von größerer Einbildungskraft, als ich besitze, viel Beruhigung gewähren mag. „Ich soll schon an den Sohn glauben und bin noch mit dem Vater unbekannt.“

... Ich verliere mich in Gedanken, die auf Vernichtung gerichtet sind, während Adolphine mit ihm unter Waldesschatten wandelt.

Kann das so fortgehen?

Ich habe mich drei Wochen lang täglich in Vergnügungen berauscht. Ich muß der Welt zeigen, daß ich Cäsar's Ent-

fernung ertragen kann, ich mußte es mir selbst zeigen. Aber es erquickt mich nichts. Cäsar's Liebe war die schönste Sammlung meiner unglücklichen Seelenstimmung. Ich sinke immer tiefer in Nacht und Verzweiflung. Ist Cäsar nicht mein Gatte? Man erkennt mich nicht wieder. Oft bin ich so von Wehmuth aufgelöst, daß ich in die Kammer stürze, wo die Erinnerungen meiner ersten Kindheit aufbewahrt liegen. Ich räumte auf in der Verwirrung, um mich zu zerstreuen. Ein Stilet fiel mir in die Hand. Wie mag das hierher gekommen sein?

Ich glaube, Cäsar müßte sich schämen, noch zu leben, wenn er keine Muskunst geben kann. Seine Scherze verdecken nur eine Ueberzeugung, die vielleicht folgerichtig ist. Ich habe ihm geschrieben, sie auch mir zu geben. In Heidelberg muß ihn mein Brief treffen; er wird sich sogleich hinsetzen, um mir, ich habe ihm die Hand auf's Herz gelegt und ihn feierlichst beschworen, seine ernsthafteste Meinung über Religion und Christenthum zu sagen. Ich zittere, wenn seine Darstellung einläuft.

Das Stilet gehörte meinem Bruder, der in demselben Alter gestorben ist, in welchem ich mich jetzt befinde.

Cäsar sagte mir oft, als Kind hätte er sich fortwährend damit geängstigt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde. Die Katastrophe des jungen Sand in Mannheim, in welcher Stadt er jetzt weilt, hätte zu seiner Zeit alle jungen Köpfe auf den Gedanken gebracht, daß sie einst auch ihnen abgeschlagen würden. Keiner sagte, er glaubte so würdig zu sein, wie Sand, und Keiner glaubte auch deshalb, auf einen milderen Tod rechnen zu dürfen, als Sand. Mit eisigem Grauen gestand er mir, daß er oft stundenlang mit entblößtem Halse gesehnen und sich in die Illusion des Schaffots hineingebacht hätte und daß ihm die Thränen geflossen wären aus Verzweiflung, so sterben zu müssen. Es war immer ein

wehmüthiges Lächeln, das bei solchen Geständnissen auf seinen Lippen lag. Ich vergess' ihn nicht. Für Alles brauch' ich ihn. Er soll mir zu Allem Beweise geben!

Ich lese das Buch: *Rahel*; aber nur in Bruchstücken. Viel davon auf einmal verwirrt den Kopf; nicht deshalb, weil das Buch absolut schwer wäre, sondern relativ schwer ist es, in Beziehung auf *Rahel*, die sich das Denken so schwer machte. Ich glaube, diese Frau hat unter Denken verstanden, immer die Dinge von der verkehrten Seite anzufassen oder doch von der entgegengesetzten, gegenüber dem gewöhnlichen Wege. Sie gräbt sich wie ein Maulwurf in die Ideen ein und bezeichnet dann und wann ihre Resultate durch kleine aufgeworfene Hügel, die nichts sagen, nämlich nichts Positives, die nur Wahrzeichen sind, daß hier etwas war, was wie ein Gedanke war und was so leicht wieder vergessen ist! Wie reich ist diese Frau an Philosophie und objectiver Vergeßlichkeit! Man hat so wenig in ihrem Buche, und doch glaubt man, wenn man es ansieht, Alles zu haben. Darin sehe ich recht, wie nur die Männer im Stande sind, zu produciren, namentlich auch Gedanken.

Bettina! — holbe Spielerei — alte Gedanken; nur classische, neue Formen. So sprechen, gehen, laufen, essen, trinken, schlafen, handeln — wie es einem gerade einfällt? Einmal konnte ich es; jetzt nicht mehr. Bettina hatte so lange freien Willen, sich ein Gesetz zu schaffen; und nun so alt, und noch immer kein Gesetz! Ihr Buch ist ungereimte Poesie. Ein freies Weib ist nur erträglich mit Speculation.

Wieder wie Jakob einen Zug aus dem *Rahel*brunnen gethan. Aber es ist immer nur Lea, die man erhält, nie *Rahel*. *Rahel* sitzt hinter den zweimal sieben Jahren und

sicht ihren Freiern Körbe. Man glaubt eine Priesterin mit Weissagung in ihr zu finden, und wird doch von ihr nur angeregt oder vielmehr nur herausgerissen aus dem alten Kreise seiner Vorstellungen. Es ist furchterregend, eine Frau die Gegenstände so dämonisch-linkisch anfassen zu sehen. Will sie es nur anders machen, als die Anderen? Oder wurde ihr diese Originalität angeboren? Sie giebt nirgends nach, sie ist rastlos in ihren Bestrebungen, die verschiedenen Seiten der Wahrheit zu entdecken und konnte nicht anders enden, als entweder in einem Wahnsinn, der sich mit der Bewegung im Tretrade vergleichen läßt, oder als Anhängerin des Pietismus. Man ist in keiner Situation übertäubter, als beim Untertauchen. Pietismus ist die Fähigkeit, leben zu können, selbst wenn man schon Wasser im Ohr fühlt.

Rahel war eine Jüdin? Was hatte eine zur Vorurtheilslosigkeit geborene Frau nöthig, sich mit Gedanken zu quälen?

Dieser ruhige, verständige Ton, in welchem ich mich oft Tage lang erhalten kann, wird mir oft so unheimlich, daß ich vor mir selbst erschrecke. Sollte es Menschen geben können, die wie Vernünftige sprechen und doch wahnsinnig sind? Cäsar erzählte mir eine Geschichte, eine wahrscheinlich, wie Vieles dergleichen, von ihm erfundene. Sie paßt auf meinen Zustand. Kann ich sie noch?

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von seinem Lager auffuhr und über das matte Flackern der Lampe erschrak, die er vergessen hatte zu löschen. Eine Zeitlang saß er mit halbaufgerichtetem Körper —

Wörtlich Cäsar's Worte wiederzugeben ist schwer. Ich suche in meinen Papieren, vielleicht find' ich die Geschichte, die er mir einst, von seiner eigenen Hand geschrieben, schenkte.

Ich habe sie gefunden.

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von seinem Lager auffuhr. Noch flackerte die Lampe, die er zu löschen

vergessen hatte, und zog, wie sie größer oder schwächer wurde, wolkige Kreise an den Wänden seines Zimmers. Eine Zeitlang saß er mit halbaufgerichtetem Körper im Bette und verfolgte dies gespenstische Spiel an den stummen Wänden. Er suchte nach einem Gegenstand für dies Bild: er mußte an die Welt denken, die draußen schlummerte, und dachte zuerst an Julien.

Meine Julie! sprach er still vor sich hin, und erhob sich etwas feierlich und mechanisch von seinem Bett. Er hörte die Uhr picken, die auf dem Tisch vor dem Spiegel stand. Er sah sich selbst im Spiegel mit bleichen, geisterhaften Zügen und mit Augen, die wie geschlossen schienen. Dann saß er auf dem Sessel vor'm Bett und hatte sich, ohne es zu wollen, angekleidet. Ich werde vor Juliens Fenster gehen und den Vorhang wegheben! flüsterte er vor sich hin, aber nur wie zum Scherz, denn Julie wohnte im dritten Stock. Doch ging er.

Die Straßen waren still und öde. Man sieht auf ihnen Niemand, auch Alfred nicht. Wo geht er nur? Es ist dunkel, der Mond liegt hinter Wolken, man kann Alfred kaum mit Augen verfolgen.

Alfred stand vor dem Hause Juliens, ja er hätte schwören mögen, daß er vor ihrem Fenster stand, das im dritten Stock lag. Es ist nicht möglich, flüsterten seine Gedanken; sie wohnt im dritten Stock; obschon ein kleines Vordach vor dem Fenster liegt, das Moos und Hauslauf anzusehen pflegt. Die arme Julie! Ich werde fleißiger sein, sie muß künftig im zweiten Stock wohnen.

Jetzt war es Alfred, als drückte er an dem Fenster; aber es widerstand. Es war ihm, als klopfte er; aber hinter dem weißen Rouleau brach sich der Schall. Er mußte lächeln über seine lebhaftere Einbildungskraft. Wie! dachte er, wenn Du in's Haus trittst, die zwei Stiegen hinaufschleichst und an ihre Kammerthür pochtest. Aber dann mußte er durch des Nachbarns Haus, das ihm offen zu stehen schien, mußte über den Garten- und Hofzaun klettern und von dort einzudringen suchen. Und das Alles gelang ihm vortrefflich. Jetzt stand er gleichsam höher als Juliens Wohnung war, was er sich nicht

erklären konnte. Da blendete ihn ein Lichtstrahl; ein schnurrender Laut ließ sich hören. Julie hatte das Kouleau ausgezogen, sie stand im Nachthäubchen und mit bloßen Schultern am Fenster, das sie öffnete. Alfred war nun dicht vor ihr. Was ist ihr nur? dachte er; sie erschrickt, sie öffnet den Mund, als wollte sie um Hülfe rufen: was zitterst Du, mich zu erkennen, Julie? Alfred! schrie es durch die stille Nachtluft. Alfred aber lag unten mit zerschmettertem Körper auf dem Pflaster der Straße. Er war ein Nachtwandler. Julie glaubte nichts gesehen zu haben, als Alfred todt war. Sie legte sich wieder in ihr weißes, weiches Bett und träumte von ihm. Am Morgen erfuhr sie Alles. Sie lebt noch, aber wie zur Noth; die Thränen zehren sie auf.

Cäsar hat noch immer nicht geschrieben; doch wird sein Brief desto ausführlicher sein. Einstweilen habe ich etwas Beruhigung erhalten durch eine Maxime, die empfehlenswerth ist. Das lustige Traumbild des Somnambulismus hat mich gestern darauf gebracht. Man nehme einen recht hohen Standpunkt, einen kosmischen oder planetarischen, wie ich ihn nennen möchte. Man thue und lasse nichts, ohne sich im Zusammenhang der Weltordnung zu fühlen. Ich denke, wo ich gehe und stehe, an die Beziehungen der übrigen Himmelskörper zur Erde und abstrahire von Allem, was über diesem kleinen Erdball geschieht, auf das Universum, das Niemand leugnen kann. Und nicht bloß im Allgemeinen, sondern im Detail, wie man ist und schläft, soll man das thun. Bei jedem Spaziergange richte ich den Blick gen Himmel und forsche in dem blauen Meere nach den versunkenen Sternen, die erst die Nacht sichtbar macht. Ich fühle, wie die Erde unter meinen Füßen kreist und ich gleichsam nur auf ihr stationirt bin, sonst aber dem Allgemeinen angehöre. Wie vielen Stolz giebt das! Ich habe jetzt einen Begriff von der Ruhe des Weisen. Ihn kann nichts erschüttern, denn er hört die Planeten rauschen und fühlt sich als Glied einer

großen Wesenkette. O, vielleicht ist noch Hülfe für mich! Ich fange an, mir die Möglichkeit einer zufriedenen Stimmung zu denken. Schreibe nur Cäsar!

Jetzt weiß ich, wie in Indien die Bonzen ihre Bückungen möglich machen. Die Abstraction hebt ihren Stolz; aber sie würden es nicht aushalten können, wenn nicht die Erde gleichsam verschwände und sie nichts übrig behielten, als den gestirnten Himmel und das Gefühl der großen Wesenkette. Ich müßte in die Einsamkeit ziehen. Wenn mich nur Eines nicht verfolgte! Die Natur und das Grün. Das Siderische und Tellurische im Menschen bekämpfen sich, und wer poetische Stimmungen hat, wird immer der Erde unterliegen. Das Meer, die Gebirge und die Ströme wirken noch immer siderisch auf uns; sie sind das Rückgrat und die großen Zellgewebe der Erde und veranschaulichen die Kugel. Aber das Beinigende ist dann wieder die stille Nachbarschaft der Blume, die Bescheidenheit der Idylle, die kleine Existenzenwelt mit ihren Kornährentränzen und Abendglocken und Alles, was so nahe zu unserm Herzen spricht, die Offenbarung Gottes, die wir flüstern zu hören glauben, diese große Thatsache, die entweder Täuschung oder Wahrheit und in beiden Fällen unenthüllbar ist. Das Irdische faßt uns wie im Strudel und reißt uns hinunter in den bodenlosen Abgrund, von wo keine Wiederkunft.

Ich las nun Alles, was ich schrieb, und zittre, daß ich kaum geschrieben habe, was ich wollte. Eines ist auch ganz unmöglich, geschrieben zu werden: die Verzweiflung und das Gräßliche. Nämlich jene grausamen, blutsaugenden Träume, die mich wachenden Auges überfallen und mich hinausstoßen in eine hohlachende, von gräßlichen, unnennbaren Dingen drapirte Welt. Wie combinire ich! Was für Dinge kommen mir vor die Augen! Ich zittre, während mein Puls richtig und medicinisch schlägt. Muß ich sterben, was verbrach ich, daß mir Raben erscheinen müssen? Ich sehe eine schwarze

Halle und einen weiten Sarg. Ein Kumpf fällt von der Decke, wo eine Oeffnung, hinunter in den Sarg und den nachstürzenden Kopf greift unser Arzt auf. Oben muß das Schaffot sein. Der Mann drückt das blutige Haupt stürmisch auf den rauchenden Körper, paßt Fuge auf Fuge, Aber auf Aber, und legt einen Silberreifen um die gierig zusammenklaffenden Ränder beider Theile. Er dreht sich um und Leben, galvanisches Leben regt sich in dem Körper und der Leichnam erhebt sich, ein blasser, schöner Jüngling, und schleicht zur Pforte hinaus. Dort, dort — eine grüne Flur — ein Mädchen, das Rosen bricht und im Schatten der Allee ausruht. Ein bleiches, gespenstisches Bild schleicht zu ihr heran, spricht nicht, lächelt. Sie umarmt ihn, sie scherzt, lacht; er hat auf sich warten lassen, er sei untreu, er gehe zu Doris, er gehe zu Galathee. Dennoch küßt sie seinen blassen Mund. O, röchelt er, drücke nicht! Doch sie hört nicht, sie drückt, der Reifen springt — Jesus, was geht mit mir vor! — Ich werde wahnsinnig. Cäsar! Cäsar!

Hier brach Wally's Tagebuch auf längere Zeit ab. Sie bekam inzwischen das ihr von Cäsar versprochene Glaubensbekenntniß. Es war in das Tagebuch eingehftet und lautete in Form einer Abhandlung folgendermaßen.

Geständnisse über Religion und Christenthum.

Ich soll über den Glauben der Völker sprechen. Aus dem melancholischen Schweigen des Schlosses zu Heidelberg, wo ich mich gerade befinde, hole ich mir abendlich die Geheimnisse jener Naturreligion, für die ich glühe. Alles Historische, was ich zu fixiren habe, knüpfe ich an jene kleine Herberge jenseits des Neckar an, wo Luther auf der Reise nach Worms sein Frühstück zu berichtigen vergessen haben

soll, ein Frühstück, das der Protestantismus später dem siegreichen Katholicismus so theuer hat bezahlen müssen.

Religion ist Verzweiflung am Weltzweck. Würfte die Menschheit, wohin ihre Leiden und Freuden tendiren, wüßte sie ein sichtbares Ziel ihrer Anstrengungen, einen Erklärungsgrund für die wirre Durcheinander der Interessen, für die Tapezierung des Firmaments, für die wechselnde Natur, Frost, Hitze, Regen, Hagel, Blitz und Donner; sie würde an keinen Gott glauben. In progressiver Entwicklung folgt hieraus dreierlei: der natürliche Ursprung der Religion, die Accommodation der göttlichen Begriffe an den jedesmaligen Bildungsgrad, und zuletzt die Unmöglichkeit historischer Religionen bei zunehmender Aufklärung.

Dem Begriffe Offenbarung läßt sich vielleicht eine philosophische Unterlage geben, pantheistischer Art; aber im herkömmlichen theologischen Sinne ist die Offenbarung eine Verfälschung der Natur und der Geschichte. Eine Insinuation ist es, sich Gott als Priester zu denken, der im königlichen Kleide zu dem ersten Menschenpaare hinzugetreten wäre und ihm Unterricht gegeben hätte in glaublichen und unglaublichen Dingen! Sie machen aus Gott einen Souverain, einen Patriarchen, einen Geistlichen. Sie lassen Gott in unvollkommenen Sprachen reden, oder wenigstens zu Zeiten, wo es an stylistischer Vollkommenheit überall noch fehlte. Niemand in diesen anthropomorphistischen Consequenzen einer supernaturellen Offenbarung ging soweit, wie die Apostel Jesu; denn: Alle Schrift von Gott eingegeben heißt: in der Lehre von der Inspiration Gott zum Mitschuldigen aller der Solöcismen und incorrecten Constructionen machen, die sich im griechischen Texte des neuen Testaments finden. Gewisse Capitel giebt es in den dogmatischen Systemen unserer Theologen, die sich für Grimm's Kindermärchen oder Tausend und eine Nacht schicken würden. Dazu gehören die Dogmen von der Offenbarung und Inspiration.

Je naiver die Völker sind, desto sinnlicher und äußerlicher ihre Begriffe vom Weltzweck; je gebildeter jene, desto geheimnißreicher diese. Die Verwechslung endlicher und unendlicher Ursachen der Weltregierung lag nahe, und so kam es,

daß das Alterthum so viel Historisches in Mystisches, Mystisches wieder in Himmlisches verwandelte. Der Naturmensch versteht die Welt nur so weit, wie sein Auge reicht. Alles, was über den Sehkreis seiner sinnlichen Vorstellungen hinausliegt, scheint ihm die erklärende Veranlassung der Unerklärlichkeiten zu sein, die ihn in nächster Nähe umgeben. Daher die zahllosen Details im Glauben der alten Völker; daher die Uebertreibungen der Phantasie, das Ungeheure in Zahlen und Formbildungen. Die alten Religionen sind so ausschweifend, wie Alles, was man, ich sage nicht, nicht kennt, sondern wie Alles, was man noch nicht gesehen hat. In diesen Unförmlichkeiten Entstellungen alter Ueberlieferungen zu finden, einfache, aber tief sinnige Reime einer urweltlichen Offenbarung oder auch nur eines heiligen, frommen und simpeln Zeitalters: das würde nur heißen: von einer kindischen Ansicht, die wir schon erwähnten, eine ernsthafte Anwendung machen.

Das classische Alterthum hatte den schönsten Ausdruck für das religiöse Princip der alten Welt; Religion ist Alles, was man entweder selbst nicht ist oder selbst nicht kennt. Die Griechen, mit ihren östlichen Vorfahren und deren architektonischen Vorstudien der später vollendeteren heidnischen Idee, die Griechen setzten die Religion in die Kunst, in das, was im Ungewissen immer das Gewisse ist, in das Maß aller Dinge, den Menschen. Man konnte eine einseitige Idee nicht schöner ausdrücken und nicht zu gleicher Zeit — tiefer sinken. Wenn die Menschheit nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, so war sie da wieder angekommen, von wo sie ausgegangen. Wir werden uns, so lange die Erde kreist, in Zirkeln bewegen.

Wäre das Heidenthum ohne Cultus gewesen, warum hätte die Menschheit nicht an ihm Genüge finden sollen? Aber die Priester der Religionen pflegen Diejenigen zu sein, die ihre Religionen selbst untergraben. Könnten sich die Religionen von Gebräuchen, Aeußerlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, vollends von weltlichem Machtbegehre, so würden sie eine längere Dauer in Anspruch nehmen dürfen. Das Heidenthum war Poesie und bildende Kunst, Beredlung der

Sinnlichkeit, Gestaltung der rohen Materie; Julian, der Apostat, fühlte es wol, daß die Götter Griechenlands einen Mann von Geschmack befriedigen konnten. Das Heidenthum war tolerant. Es war die friedfertigste Religion von der Welt, so lange sie nicht nöthig hatte, um ihre Existenz zu kämpfen. Das Heidenthum wurde erst blutig, verfolgungsfüchtig, ich möchte sagen, christlich, als ein sonderbarer Aberglaube zur Aufwiegelung der Völker gepredigt wurde, als sich gleißnerische Frömmel in die Gemäcker der Fürstinnen schlichen und eine Gottezherrschaft, eine Religion, die nicht Friede, sondern das Schwert brachte, eine politische Revolution zu verbreiten suchten. Der Ursprung dieses Ereignisses kam auf Folgendes zurück.

In Judäa, einem in vielem Betracht einzigen, aber auch barocken Lande, trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der auf den Glauben kam, er sei schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehörte, verkündigt worden. Jesus war aus Nazareth gebürtig, unehelichen Ursprungs, Stieffohn eines braven Zimmermanns, Namens Joseph. Jesus beschäftigte sich viel mit den Schriften der jüdischen Literatur, reiste, unterrichtete sich und strebte mit edler Selbstüberwindung nach stoischer Sittenreinheit. Jesus fühlte, daß eine Mission an sein Herz pochte. Es war ihm, als müßte er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit seines Lebens nicht im Klaren war. Er adoptirte den Glauben an einen verheißenen König, der seine eitle Nation zur Herrscherin der Welt machen würde: er erschrak aber selbst vor dieser übermüthigen Verheißung, die einer wahren Idee Gottes unwürdig war. Jesus wußte selbst da noch nicht, wohinaus, als er die ersten unbesonnenen Schritte gethan, seinen Freund Johannes auf Kundschaft und Prüfung der Menge vorausgesandt hatte; er wurde Rabbi, erlaubter Volkslehrer, nahm Schüler zu sich, predigte Buße und gottseligen Wandel, predigte das reine, das Urjudenthum des Moses, nannte sich Messias und stritt nirgends gegen die Begriffe, die man in Judäa mit dem Messias verband. Nicht einmal des römischen Joches erwähnte Jesus; er scheint gefühlt zu haben, daß der Messias nur eine theologische Bedeutung haben konnte,

richtete aber seine Invectiven auch gegen die politische Verfassung in Jerusalem, gegen den hohen Rath, gegen Priester, die er einer zu ihrem Frommen falschen Auslegung der alten Bücher bezüchtigte. Inzwischen mehrte sich hierüber die Unruhe, Jesus zog mit Tausenden durch das Land, hielt einen gewaltsamen Einzug in Jerusalem, vergriff sich thätlich am Tempel, dem Nationalheiligthume der Juden, und mußte als ein Opfer falscher Berechnung seiner Kräfte und innerlichen Unklarheit zu Grunde gehen. Er hatte dem trägen Volke Energie zugetraut: es verließ ihn, wie Thomas Münzern, als er keine Wunder thun konnte, wie zahllose Revolutionäre alter und neuer Zeit, wenn sie die Hülfe nicht brachten, die sie versprochen hatten. Jesus wurde gekreuzigt. „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ rief er bedeutungsvoll genug und starb. Jesus war nicht der größte, aber vielleicht der edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat.

Dies ist der historische Kern eines Ereignisses, aus welchem spätere Zeiten ein episches Gedicht gemacht haben, mit Wundern und einer fabelhaften Göttermaschinerie. Eine kleine Anekdote wurde dann durch Zufall welthistorisch. Die französische Revolution hinterließ ebenso eine Menge politischer Wahrheiten, die im Ansehen geblieben sind, selbst wenn jene weniger glücklich von Statten gegangen wäre. So kam es auch, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jesu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde. Sollte hier zum ersten Male ein kleines, zufälliges Factum den Anstoß zu einer großen Bewegung gegeben haben? Nein, die Folgen jener Historie mögen so umfassend gewesen sein, wie sie es waren, so kann davon nichts auf die Naivetät der Historie selbst zurückfallen. Jesus war in Rücksicht auf den jüdischen Messiasglauben nicht der rechte Messias, sondern ein falscher, so gut wie Theudas, Judas Galiläus und Bar Kochba. In Rücksicht auf die Weltgeschichte war er dergleichen nicht mehr; nur daß seine Anhänger zufällig von der Zeit, vom unsinnigen Heidenritus, von der Sucht des Geheimnisses Nutzen zogen. Das Ereigniß, das allen den folgenden Begebenheiten und Revolutionen zu Grunde lag, steht an und für sich be-

trachtet auf keiner höhern Stufe, als die Lebensumstände des Pythagoras, Zoroaster oder Sokrates.

Jesus war Jude. Er dachte nicht daran, eine neue Religion zu stiften. Es war bei ihm weder von einer Aufhebung noch von einer Erweiterung des Judenthums die Rede. Er sagte selbst, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen; ein Ausdruck, der zwar im griechischen Texte mehr sagt, als das bloße: Befolgen, aber nicht über den Begriff eines vollkommenen, in allen seinen Bezügen allein verstandenen Judenthums hinausgeht. Da war auch nicht eine einzige neue Lehre, die Jesus brachte. Enthüllte er tiefer die Geheimnisse Gottes? Nein, er kennt nur jenen pädagogischen Gott des Judenthums, den Gott der Strafe oder der Liebe. Waren seine Andeutungen über die Unsterblichkeit neu? Sie waren es, der dunkeln und zweifelhaften Lehre des Alten Testaments gegenüber: aber seit dreihundert Jahren glaubten die Juden an die Fortdauer nach dem Tode aus eigenem Antriebe: die Phariseer hatten daraus die Parole ihrer Partheimeinung gemacht. Was blieb demnach im Munde Jesu übrig? Eine Moral, die allerdings veredelnde Kraft hat, aber nie mehr giebt und geben will, als das laute Judenthum. Die Moral Jesu hält sich immer dicht bei den Gebräuchen des Ceremonialgesetzes, und ist nur darin charakteristisch, daß sie für den äußern Ritus innerlich entsprechende Gesinnungen forderte. Jesus lehrte: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! So lehrte schon Moses. Der Stifter einer neuen Religion mußte sagen: Liebe Deinen Nächsten mehr, als Dich selbst! Daraus schließt man, daß Jesus eine Erscheinung war, die einzig und allein der Geschichte; nicht eigentlich der Religion oder Philosophie hätte angehören sollen.

Thörichter Glaube, das Neue Testament für die Grundlage einer Religion anzusehen, ein Buch, das geschrieben worden wäre, um symbolischen Werth zu haben! Der Canon ist nichts als die erste Erscheinung des Christenthums. Das Christenthum, als Idee, liegt weit darüber hinaus: das heißt, vage Begriffe über ein gescheitertes historisches Ereigniß wurden von Männern weiter getragen, die dabei betheiltigt

gewesen. Die Apostel hatten die Fähigkeit nicht, eine Begebenheit zu verstehen, die mit sich selbst in Widersprüchen lag; sie konnten sich nicht der Wirkung entschlagen, die eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die ihres Lehrers, auf sie ausübte: sie glaubten seinen Behauptungen, daß er der Messias wäre und fanden bei der Verbreitung dieser Ansicht eine Unterstützung in dem Umstand, daß Jesus seine baldige Wiederkunft versprochen hatte. So entspann sich ein romantisches Mythenweben von Wundern, subjectiven, die Jesus verrichtet haben sollte, objectiven, die an ihm selbst geschehen wären. Die Apostel übersahen, wie sehr die Mehrzahl dieser Wunder, die eher auf einen Eskamoteur, als auf einen Propheten schließen lassen (ich erinnere nur an die Fabel von dem Stater im Leibe eines Fisches), das göttliche Gepräge ihrer Erzählungen verwischte. Ja, sie wußten nicht einmal, wie viel sie moralisch wagten, alle ihre Behauptungen wechselseitig ohne Prüfung anzunehmen. Denn das Alterthum war überall auf das Außerordentliche gerichtet und konnte sich keine große Begebenheit ohne Abweichungen vom natürlichen Laufe der Dinge erklären. Auffallend bleibt es indessen, daß die Apostel selbst im Neuen Testamente so wenig scharf und präcis als Verbreiter der Lehre Jesu austraten, daß meist erst Andere ein Amt übernahmen, das ihnen vor Allen zukam. Hätten sie wirklich den Leichnam Jesu geraubt? Dann klänge dies Stillschweigen fast wie ein böses Gewissen. Hierüber mag ich nichts entscheiden: nur dies scheint fest, daß die Apostel Menschen von geringem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Aehnlichkeit mit unseren Theologen hatten und daß es nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu Ochs und Esel standen.

Diejenigen unter den Anhängern Jesu, welche, ich sage nicht, logische Schlüsse machen, doch wenigstens begreifen konnten, wie z. B. Paulus, der von den Theologen gern zu einem tiefsinnigen Philosophen gestempelt war und wahrlich des Unfaßbaren viel geschrieben hat, befolgten in der Stiftung einer neuen Secte den Gang, daß sie in Jesu nur die Neuerung anerkannten. Sie rissen seine Erscheinung als etwas Isolirtes vom Gesetze los. Sie machten aus polizei-

lichen Differenzen ihres Lehrers mit der Synagoge absichtliche, dogmatische, religionsstiftende. Eine übermüthige Eregeze, die Stellen des Alten Testaments in einem sträflich verkehrten Sinne auf Jesus beziehend, mußte ihre Absichten unterstützen. Jesus wurde ein Wunderthäter und er machte als solcher unter den Heiden ein Glück, das Apollonius von Tyana ebenfalls gehabt hätte, wenn er den Vorrang der Neuheit gehabt hätte. Die geringe Philosophie, die hinzukam, alle diese Märchen zu erklären und in einen dogmatischen Zusammenhang zu bringen, waren die Unterscheidungen zwischen physischer und psychischer Natur, zwischen Fleisch und Geist, zwischen dem Gesetz und der Freiheit. Wahrlich, eine Religion mußte diese Einfachheit haben, um so um sich zu greifen, wie es das Christenthum that!

Das Christenthum ist eine Religion der Persönlichkeit. Moses war doch nur der Sendling Gottes, Muhamed Allah's Prophet, sie ließen sich keine göttliche Ehre erweisen! Sehet hier eine Religion, deren unwillkürlicher Stifter von seinen Anhängern mit Gott selbst verwechselt wurde, eine Religion, die nichts für ihren Gegenstand und Alles für ihren ersten Priester thut! Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen sein, und im Christenthum ist man heute noch nicht einig, welche Ehre Gott, welche Jesu gebührt. Welch ein Glaube! Wir sind gewiß nicht ohne Poesie, wir schwärmen gewiß gern, weil wir in jedem Hauche der Natur einen Kuß der Gottheit wähen und würden recht unglücklich sein, wenn wir nicht zuweilen auf unsern herben Lebenswein ein Rosenblatt der Illusion schwimmen sähen; ein Rosenblatt, das uns in den Mund kommt und zu trinken hindert, und das wir doch nicht missen möchten. Aber hier überschreitet eine Zumuthung die Linie des Erträglichem. Das Christenthum wurzelte nicht in Jesu Lehre, sondern in seinem Leben. Nicht die Liebe sei es, sagen sie, die er im Abendmahl eingesetzt habe, sondern sein Fleisch und Blut, seine eigene Persönlichkeit, die nun immerdar sollte gegessen und getrunken werden. Auf die individuellen Begegnisse eines unglücklichen Menschen wird eine Religion gebaut, eine Dogmatik, die sich nicht um die Worte seines Mundes kümmert,

sondern seine Fußtapfen als Paragraphenzeichen nimmt, seine Nägelmaale als Kapiteleinschnitte: kurz das Christenthum ist eine Religion, die auf eines Menschen körperliche Berrichtungen und Leiden gegründet ist, eine Religion, die das objective Evangelium eines Menschen predigt. Armer Rabbi von Nazareth! Statt, daß sie weinen sollten über Dein wehmüthiges Schicksal, freuen sie sich im sogenannten „Erlösungsbedürfniß“ Deines Todes und haben ihn lachendes Muthes im Munde! Die Kreuzigung Jesu wird kaum noch historisch nachempfunden; sondern da Alles in des unglücklichen Mannes Leben typisch und als Nothwendigkeit gedeutet wird, so geht die Theilnahme und das Mitleiden bei den Frommen fast gleichgültig an dem Schmerz vorüber und sieht am Charfreitage immer nur Oftern, bei einem Sterbenden gleichsam immer eine Hand, die ihm das Rissen unterm Kopfe wegzieht, damit er schneller sterbe, damit er schneller auferstünde! Das Crucifix ist eine Zierrath geworden, die man im Ohre, nicht im Herzen hängen hat.

Die große imponirende Gewalt des Christenthums liegt in seiner welthistorischen Ausdehnung. Nicht, daß ich dieser Lehre die Umgestaltung Europas zuschriebe, nicht, daß ich so ungerecht gegen Gott wäre und behauptete, er hätte ohne die Ideen einiger palästinenfischen Fischer und Teppichfabrikanten die Welt nicht auf diesen Gipfel der Cultur bringen können, auf dem sie jetzt steht: nein, schon dadurch wird die christliche Idee geschwächt, daß sich die germanischen Völker für sie interessirten und ihre eigene welthistorische Prädestination in jene Lehre legten und das Christuskind als St. Christoph durch das Weltmeer trugen. Das Einzige, was mich an das Christenthum kettet, ist ein magischer, mit Blut beschriebener Kreis; jene schreckhaften Verfolgungen, denen der neue Glaube ausgesetzt war, jene Hekatomben, die das Christenthum dem Heidenthum opfern mußte, die Männer, Weiber, Kinder, die zu Tausenden hingemordet wurden — das preßt an die Kammern des Gehirns, da ziehen sich die Fibern des Nachdenkens zitternd in ihren Versteck, das brennt und schmerzt, wenn man Sinn für Historie, für die Leiden der Menschheit hat! Nur um jener Blutströme willen bin ich gewissermaßen

Christ, weil meine wahre Religion allerdings ebenfalls die des Schmerzes und mein Cultus der Muth ist. Ich würde nicht rathen, eher ein neues Bekenntniß abzulegen, ehe man nicht im Begriff und in der Lage ist, dafür dasselbe auszusprechen, was das alte Bekenntniß gekostet hat.

Bis hieher konnte noch von einem Christenthum die Rede sein. Als der Begriff Kirche erfunden worden war, als Concilien und Würdenträger eingesetzt wurden, da hatte sich die Lehre Jesu in eine neue Art von Heidenthum verwandelt, in Mythologie auf der einen, Aristotelismus auf der andern Seite. Zwischen beiden wucherte die Mystik, keine ursprünglich christliche Pflanze, sondern arabisch-jüdisch-cabbalistisches Gewächs, das in der Philosophie als Platonismus wieder zum Vorschein kam. Das Christenthum, insofern es von Priestern und Mönchen repräsentirt wurde, war auch nicht einmal eine Religion mehr, sondern nur noch der Vorwand einer politischen Tendenz des Zeitalters. Die Hierarchie umgürtete sich mit dem Schwerte und fluchte wie ein Landsknecht. Das Christenthum war nun ein „Reich von dieser Welt“ geworden! Wann gab es eine Religion, die in tausend Jahren mit so disparaten Anomalieen sich äußern konnte? Der Islam ist zwölfhundert Jahre alt und noch weht die grünseidene Fahne des Propheten, wie damals, als er aus der Wüste zog. Man hatte Jesus gegen seine Absicht zum Stifter einer Religion machen wollen. Jesus' Andenken hatte sich gerächt. Die falsche Auslegung seiner Mission war gescheitert.

Luther versuchte noch einmal das lecke Schiff einer imaginären Möglichkeit zusammen zu fügen. Ein Bergmannssohn aus Thüringen stieg in das Bergwerk des Christenthums, durchhämmerte die oberen Flöschichten der Tradition und holte aus den tieferen Erzgängen hervor, was er für reines, silbernes und goldenes Christenthum hielt. Es war eine kühne Neuerung, die sich aus dem Wittenberger Flachlande, aus der Gegend von Kropstadt und Treuenbriezen, die ganz so aussieht, wie der gesunde Menschenverstand, entwickelte. Tausende sagten sich vom römischen Heidenthume los, das mit der Seelen Seligkeit einen Actienhandel durch Europa etablirt hatte. Die Wittenberger Reformation war ein großer Fort-

Schritt der Menschheit, wenn es groß ist, wie Herr Tholud in Halle gethan haben soll, in Rom von den antiken Götterstatuen zu sagen: Es sind schöne Götzen! Darum handelte es sich: die Menschheit von einem religiösen Mechanismus zu befreien, zu gleicher Zeit aber auch auf dreihundert Jahre die Kunst, die Literatur, die Schönheit aller vergangenen Zeiten und die Schönheit der Ewigkeit außer Cours zu setzen. Das wäre an sich kein Unglück gewesen, wenn es von einem großen Glück ersetzt worden wäre. Für das Christenthum geschah in der Reformation Alles, für die Wahrheit und den gesunden Menschenverstand und die Naturreligion Nichts.

An zwei Begriffen siechte gleich Anfangs die Reformation: an einem, den sie nicht abschaffte, an der Kirche; und an einem, den sie neu erfand, am Evangelium.

Biblisches Christenthum! Was heißt das? Ein Christenthum erfinden, das sich gründete auf falscher Exegese, nicht ausreichenden kritischen Hülfsmitteln, Interpolationen, „frommen Erfindungen“, einer ganz ungestörten und sorglosen Verbindung des alten und neuen Testaments, endlich aber auf jener Verwechslung zwischen dem Canon als einer Richtschnur des Christenthums, statt daß der Canon, wie wir zeigten, nur erste Erscheinung, die ganz prekäre und überall subjectiv zu beanstandende Erscheinung des Christenthums war. Der Protestantismus bekam seine symbolischen Bücher, die von den Lehrern beschworen werden mußten, seine Katechismen, den großen und den kleinen, nach welchen die Unmündigen an einen Glauben geschmiedet wurden, dem sie sich schon als Säuglinge durch die Taufe willenlos hingeben mußten. Was muß ich glauben? Ich muß glauben, daß Gott die Welt erschaffen hat — als wenn ein Gott, der sich in so endlichen Werken, wie die Erde ist, ausspricht, ein Gott, der zugiebt, daß etwas außer ihm ist, ohne daß er es selbst wäre, als wenn ein Gott, der Raum und Zeit erschaffen hat, um aus Laune irgend einen kleinlichen Weltzweck zu erfüllen, um durch die Dauer zu thun, was ihm ja im Nu gelingen könnte, um unglückliche, von Zweifeln zerfleischte, halb thierische, halb „menschliche“ Menschen auf einem gewissen Erdballe, in einem gewissen Deutschland, hier in dieser ganzen Misere herum-

frieden zu lassen, als wenn ein solcher Gott je meinem philosophischen Bewußtsein entsprechen könnte! Aber was Philosophie? Wir reden nicht von Philosophie: ich vergaß, daß wir über einige Ammenmärchen und poetische Grillen sprechen. Ich muß glauben, daß Christus sei ein eingeborner Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, niedergefahren zur Hölle und wieder auferstanden — Nein, auch dies ist nicht ganz der Kern des Christenthums. Was soll ich glauben? Daß Christus ist unser Mittler, daß er im Abendmahl persönlich assistirt als Fleisch und Blut im Brot und Wein, daß er uns rechtfertigt durch die Gnade, daß die Erbsünde, an die ich, als Psycholog, factisch glaube, theologisch zu erklären sei, zum großen Theile aber eine Dogmatik, die auf jedes einzelne Glied im Körper Jesu gegründet ist. Der Katholicismus war sinnlicher Götzendienst mit polytheistischer Färbung. Der Protestantismus wurde mystischer Götzendienst mit einer Beschränkung auf einen Gott, der drei Hypostasen hatte. Wittenberg und der Sand waren Schuld, daß sich diese Lehre immer flacher, äußerlicher und zänkischer ausbildete. Aus dem Evangelium, der Bibelmanie und den symbolischen Büchern setzte sich zuletzt das knöcherne Skelett der Orthodorie zusammen, eine Gestalt, die statt des Herzens einen lebernen Beutel, statt des Gehirns eine Anhäufung schwammartiger Stoffe zu tragen hat.

Das zweite Unglück des Protestantismus war die Beibehaltung des Begriffes der Kirche und die unterlassene Ausgleichung desselben mit dem Begriffe: Gemeinde. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der englischen Hochkirche und auf der andern das quäkerische Extrem der allgemeinen Priesterschaft erzeugte. Das Lutherthum an und für sich selbst nahm früh eine servile Richtung. Es stritt für das göttliche Recht der Fürsten eben so sehr, wie es seine eigenen Satzungen in ein legitimes, unantastbares Gewand zu kleiden suchte. Thomas Münzer schalt mit Recht auf Luther, den Papst von Wittenberg. Das Territorialsystem war die Folge der Schmeichelei. Die Kirche blieb etwas Ganzes, der Glaube wurde nicht an die stille Kammer des Herzens, als seinen Tempel verwiesen, sondern die Kirche repräsentirte, wie ehemals. Die Geistlichen regierten unter

einander. Sie scheinen eine Monarchie für sich zu bilden und fügen sich der politischen Souverainetät, so daß es noch heutiges Tages nicht entschieden ist, wie weit sich die kirchliche Autorität als Landeshoheit erstreckt, wie weit man wagen darf, Agenden zu verfassen und sie mit militairischer Gewalt, wie in den schlesischen Dragonaden geschehen ist, in Wirksamkeit zu setzen. Hier ist Alles vag, hoffärtig, augendienerisch, despotisch, und erfüllt das Herz des Biedermannes mit den schmerzlichsten Gefühlen.

Die deistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts konnte deshalb dem Christenthum keinen merklichen Abbruch thun, weil sie bald zu frivol, bald nur zu spielend witzig war. Der unsittliche Reformator macht nirgends Glück. Der bloße Witz ist denn doch einer so großartigen Institution, wie das Christenthum allmählig wurde, unangemessen. Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Nadelstiche Voltaire's, eines Mannes, den man oft für einen Schneider hätte halten mögen, so furchtsam und eitel war er. Das Christenthum fordert andere Waffen heraus, überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, sondern solche, die sich an einen Stiel stecken lassen, positiv und schaffend werden und die Erde zu neuer Saat auslockern. Das achtzehnte Jahrhundert, der mephistophelische Geist der abstracten Verneinung hauchte mit dem ersten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgestoßen wurde. Schon die Negation der Revolution war eine schöpferische.

Die Flügel meiner Seele schlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe (ach! die blutige Morgenröthe) der neuen Schöpfung sich am Himmel malen sehe. Aber noch halte mich zurück, stürmischer Genius des Jahrhunderts; noch einmal wurde in Deutschland der Versuch gemacht, zu einem trostreichen Resultate über die wunderbaren Begebenheiten in Palästina zu gelangen. Die Welt seufzt in ihrer Are ob der stürmischen Bewegung. Wie glücklich wären wir Alle, wenn wir in den Träumen unsrer Jugend uns ewig wiegen dürften und uns keine Unruhe der Seele von den Spielen der Unschuld verschuchte!

Die Kantische Philosophie schien unseren Vätern nach langem

Schlafe ein wunderbares Erwachen. Noch nie ist eine Entdeckung mit so reinem Enthusiasmus aufgenommen worden. Die Kantische Philosophie war Kriticismus; sie war ohne Geheimnisse; aber sie schien den Schlüssel der Geheimnisse zu besitzen. Früher wurde sie auf die Offenbarung und das Christenthum angewendet; aber die Consequenzen, die sich durch sie hier ergaben, waren von der entgegengesetztesten Art. Der Rationalismus hielt sich an die Unmöglichkeit, das Ding an sich zu erkennen; der Supernaturalismus an die Vermuthungen, die hinter dem „Ding an sich“ liegen konnten, „Das Ding an sich“ war eben so sehr negativ wie mystisch positiv; das weite Chaos der Zweifel lag in ihm eben so gut, wie das Chaos der Gefühle. Diese beiden Principien über Christenthum machten fünfzehn Jahre in Deutschland die Tagesordnung aus. Es war ein Streit um den Anfang eines Zirkels. Der Rationalismus, der von Gott behauptete, daß man Vieles von seinem Wesen wisse, Manches aber noch unerörtert zu lassen habe, begann mit dem Bestimmten und hörte mit dem Unbestimmten auf. Der Supernaturalismus, der aus seinen Ahnungen ein System, aus seinen Ungewissheiten eine Dogmatik schuf, fing mit dem Unbestimmten an und hörte mit dem Gegentheil auf. So war der Streit ohne die Möglichkeit eines Endes. Niemand trat aus dem Zirkel heraus. Sie walzten ihre Debatten herum und erschöpften sich in Concessionen praktischer und theoretischer Art. Mischgattungen drängten sich zwischen die Extreme; Damenprediger, die das Christenthum mit Gemälden verglichen, wo die Conturen dem Rationalismus, die Farben dem Supernaturalismus angehören mußten; Professoren der Theologie, die das Urchristenthum wollten; Generalsuperintendenten, die eine Perfectibilität des Christenthums lehrten. Andere, wie Schleiermacher, adoptirten die Dogmatik, wenn sich ihre Lehrsätze gemüthlich als Seelenzustände bethätigten. Mit einem Worte, sie mochten so freidenkerisch verfahren, wie immer, so riß doch Niemand den Vorhang der Lüge weg. Auf der Kanzel gaben sie niemals jenen Glauben preis, den sie auf dem Katheder anatomisch zergliederten. Ueberall trifft man auf Diakone und Consistorialrätthe dieser Art, die sich wie

jesuitische Male theoretisch winden und hin- und hersträuben, praktisch sich aber immer wieder in ihren eigenen homiletischen Schleim verstopfen.

Schelling und Hegel, jener von katholischer, dieser von protestantischer Seite, stellten den letzten Versuch an, die Philosophie mit der Offenbarung in Einklang zu bringen. Schelling übertrug Analogieen des Naturprocesses auf die Geheimnißlehren des Christenthums; er wußte Opfer, Menschwerdung u. s. f. durch witzige Bilder von Seiten der Phantasie annehmlich zu machen. Hegel stützte sich auf den Geschichtsproceß, die innerlichen Ruhemomente seiner metaphysischen Logik, deren ganzes Schema allein schon den Begriff der Trinität ausdrückte. Hegel's Philosophie scheint mir in der That die einzige, die im Stande ist, das Christenthum zu beurtheilen. Ihr Standpunkt ist der historische. Sie bringt einen Schematismus in die Begebenheiten, der den inneren und äußeren Sinnen wohlthut. Wodurch ist das Christenthum eine so imposante Erscheinung? Durch seine historische Stellung. Hegel hat die Verschiedenheit der Zeiten vortrefflich charakterisirt und das Eigenthümliche des Christenthums darin gefunden, daß sich logische und historische Begriffe daran accommodiren lassen. Aber mehr gelang ihm auch nicht. Seine Philosophie des Christenthums konnte nur da erst anfangen, als die Entwicklung der christlichen Lehre zu Ende war. Hegel's Maßstab ist überall die Vergangenheit. Seine Erklärungen sind typischer Art, seine Philosophie ist eine Auslegung. Schelling und Hegel stehen an der Spitze des christlichen Dilettantismus, der sich aus künstlerischem Interesse mit verstopftem Ohr in eine grundlose Fluth versenkt. Dabei muß das Christenthum selbst seinen Credit verlieren, wenn nur noch Dichter, Grübler, Künstler, verzweifelte Menschen sich für die Erklärung seiner Satzungen interessiren. Der gesunde Theil der Menschheit wird mit der Zeit in eine andre Strömung des stürmenden Weltgeistes gerissen werden.

Unser Zeitalter ist politisch, aber nicht gottlos. Wie gern verbände es die Freiheit der Völker mit dem Glauben an die Ewigkeit! Aber gewiß, unchristlich ist unser Zeitalter, das Christenthum scheint sich überall der politischen Emancipation

in den Weg zu stellen und diese will ihr Recht behaupten. Daher jene merkwürdigen Erscheinungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete, man weiß nicht, soll man sagen, der Politik oder der Religion hervorgebracht hat. Ueberall Sectengeist, Religionsstifter, Religionen auf Actien, Religionen auf Subscription, jede Religion, nur kein Christenthum. Man spricht von Priestern, Theokratie, von Gottesdienst, ich sehe nichts wahrhaft Christliches. Es ist erstaunenswerth, daß diese Dinge zuerst in Frankreich austauchten, in einem Lande, das für Europa die Mission der Freiheit hat, in einem Lande, das in der neuern Geschichte für die Fragen der Cultur die Initiative übernommen zu haben scheint. Wir reden hier vom St. Simonismus und den Worten eines Gläubigen.

In diese beiden Bekenntnisse ist zuerst die Anerkennung der politischen Tendenz des Jahrhunderts niedergelegt. Man hat hier die absolutistische Unverschämtheit vermieden, die hungernden Arbeiter auf das himmlische Brot des ewigen Lebens zu verweisen. Die Religion der Entsaugung mag für Jahre passen, wo die Ernte nicht gerathen ist; aber wo rings Fülle und Verschwendung Feste feiert, murrst die Menschheit über eine Religion, die ständig an ein Sichschicken, an die Demuth, an den Rathschluß Gottes appellirt. Von dieser Seite des Christenthums überhaupt, die sich dem Zeitgeiste entgegenstellt, kann nicht mehr die Rede sein. Der Unterschied zwischen den beiden Bekenntnissen ist der, daß der St. Simonismus das Christenthum antiquirt und durch einige materielle Philosopheme, nebst kirchlichen freilich dem alten Glauben entnommenen Institutionen, zu ersetzen sucht, die Worte eines Gläubigen dagegen auf den demokratischen Ursprung des Christenthums zurückgehen und eine republikanische Tendenz desselben aussprechen. Der St. Simonismus will den Staat von der Kirche, die Worte eines Gläubigen wollen die Kirche vom Staate befreien. Jener weist auf die Zukunft, diese auf die Vergangenheit. Beide aber kränkeln an ähnlichen Gebrechen: der St. Simonismus an der Philosophasterei: La Mennais am Katholicismus. Wie soll man in der Kürze über beide Tendenzen urtheilen? Beide sind keine Revolutionen, sie sind Symptome. Der St. Simonismus ver-

räth ein Bedürfniß der Menschheit: die Worte eines Gläubigen suchen es zu befriedigen; doch sie befriedigen es nur zur Hälfte.

Ich habe die Thatfachen der Vergangenheit verfolgt und breche da ab, wo Alles, was jetzt kommen sollte, nicht so von mir vorgezeichnet werden kann, sondern in die Hand der Zeitgenossen gegeben ist. Ich will an einem Orte inne halten, den wir selber auszufüllen haben, bei jenen weißen Blättern der Geschichte, die hinfort von uns zu beschreiben sind!

Ich höre draußen ein simultanes Glockengeläute: katholische und protestantische Töne von zweierlei Kirchen. Es ist Pfingsten, ein Fest, wo man zwar nicht mehr plötzlich wie einst in Jerusalem, Englisch, Spanisch und Sanscrit zugleich lernt, was mir eine sehr liebe Errungenschaft wäre: wo aber der heilige Geist auf alle Welt ausgegossen wurde. Wir leben in der Zeit des heiligen Geistes, von welchem Christus selbst sagt, daß er uns in alle Wahrheit führen und frei machen würde. So scheint es auch Christus gemußt zu haben, daß die Geschichte immerdar ihre eigene Autorität bleibt, daß der Weltgeist rastlos wirkt und in uns schafft und die Wahrheit zuletzt nur der Gottesdienst im Tempel der Freiheit ist. Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwischen beiden, scheint es, muß von Neuem gebaut werden.

Es schlug Mitternacht, als Wally dies, sauber geschriebene Heft durchgelesen hatte. Die Wachskerze war tief heruntergebrannt. Die Augen der Erschütterten glühten, sie hatte Thränen nöthig, um den heißen Brand zu löschen. Aber die Thränen kamen nicht. Sie saß da, versteinert, wie Niobe, der man das Liebste und Theuerste tödtet. Rings war Alles grauenhaft still, nur der Uhrpendel schwang sich unterm Glase hin und her und zählte die Minuten, die den Geistern auf Erden zu wandeln vergönnt waren. Wally lebte nur in den Worten, die sie gelesen hatte, und flüsterte sich zu: Ich

sterbe auch mit ihnen. Dann ergriff sie mechanisch den kleinen Kerzenrest, der noch brannte, und schritt in ihr Schlafgemach, einen finstern, dämonischen Schatten werfend.

Aber noch sechs Monate hielt Wally ein Leben aus, dessen Stütze durch Cäsar und die Religion weggenommen war. Sie, die Zweiflerin, die Ungewisse, die Feindin Gottes, war sie nicht frommer als die, welche sich mit einem nicht verstandenen Glauben beruhigen? Sie hatte die tiefe Ueberzeugung in sich, daß ohne Religion das Leben des Menschen elend ist. Sie ging damit um, dem ihrigen ein Ende zu machen. Je unerschütterlicher sich dieser Gedanke bei ihr festgesetzt hatte, desto mehr suchte sie ihn äußerlich zu verbergen. Sie zeigte sogar, je gewisser sie mit sich selbst wurde, eine heitre Unbefangenheit, die auf die Rückkehr ihrer frühern Laune schließen ließ. Sie war viel auf ihrem Zimmer allein, weinte und rang, aber beten konnte sie nicht. Warf sie sich auch verzweifeln auf die Kniee, so stand es wie eine eiserne Mauer vor ihr, wenn sie flehend die Hand ausstreckte. Sie schrieb noch einzelne, ihren Seelenzustand verrathende Aphorismen in ihr Tagebuch; die meisten bewegten sich um den Gedanken des Todes. An der Ursache desselben hatte sie nichts mehr, was sie in sich ändern konnte. Adolphine und Cäsar waren vermählt. Eine Stelle, die man später in jenem Buche fand, war mit Thränen durchnäßt. An der geronnenen Tinte und dem zerknitterten Papier konnte man das sehen. Sie hieß: O Jesus! Nie warst Du mir theurer, als thränenvergießend im Garten von Gethsemane! Jesus, den mir der Geliebteste rauben wollte! Du batest Gott, daß er den Kelch dieses herben Todes an Dir vorübergehen lassen möchte, Du, der die Welt verändert hat! Und die Jünger schliefen. Sie achteten Deiner flehenden Stimme nicht, daß sie mit Dir weinten auf dem Delberge. Ach, auch um mich schlafen sie Alle und Niemand kennt den Schmerz, der mich verzehrt, Niemand wacht mit mir, Niemand betet für mich!

Es war an einem trüben und regnerischen Herbsttage. Die Kastanien prasselten von den Bäumen. Der Wind schlug die Regenschauer an die nassen Fenster. Alles in der Natur schien zu Grabe zu gehen, Wally saß einsam in ihrem Zimmer. Eine Uhr lag neben ihr. Neben der Uhr lag ein rothes Tuch, das einen unsichtbaren Gegenstand bedeckte. Eine Stunde verrann nach der andern. Um die sechste dunkelte es. Man brachte ihr Licht. Sie winkte stumm mit der Hand, als man nach ihren Befehlen fragte. Sie trat an's Klavier und schlug einige Accorde an. Es schlug sieben Uhr. Dann setzte sie sich und schrieb folgende Zeilen: „Ich muß sterben, denn hassenswerth würde ich mir erscheinen, wenn ich mich durch die Welt schliche und mir selbst verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unser Leben nicht. Nun und nimmer mehr. Das tragische und der Menschheit würdige Schicksal unsres Planeten wäre, daß er sich selbst anzündete und daß sich Alle, die da Leben athmen, auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten sie sich opfern — aus Haß gegen den Himmel; opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöst und Gott müßte eilen, sich neue Menschen, neue Sklaven zu schaffen. Ihr glaubt, barbarischer Mord der Völker unter einander werde das Ende der Dinge sein? Die wiedererwachende Roheit der Natur? Hyänen, die sich untereinander zerfleischen, sind Euch der Zweck der Geschichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeihung, würdig eines Henkers! Sie werden sterben, ja, aber sie werden Alle den Dolch in ihre Brust senken und dabei eine große Kette der Freundschaft schließen, die Menschen! Sie werden sich fassen an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und sich noch im Tode mit ihren Küffen bedecken. Sie werden sterben, weil sie reif sind, weil sie das Höchste erreichten in der Wissenschaft und Kunst, weil sie alle ineinander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit sitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr sprödes Antlitz und zögert zu kommen und sich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?“

Es schlug acht Uhr. Die Halt- und Anlehnungslose war in eine Aufregung gekommen, die für ihren Entschluß nicht paßte. Was ist Sturm, Ungewitter, Herbst, was selbst der Schmerz der Seele und des Herzens, wenn der Geist seine Gedanken aufrüttelt und die Denkkraft ihre Fühlfäden ausschleßt? Das Denken erhält den Muth, den man am Wissen verliert. Wally war so nahe daran, ihre Verirrung zu fühlen. Aber sie war ein weibliches Herz, das nicht so leicht vergift, was es einmal wollte und in sich selbst kein großes Register von Entschließungen hat, wo sie wählen könnte. Sie fiel in den alten Schmerz zurück. Um neun Uhr griff sie noch einmal nach der Feder und schrieb: „Lebet wohl! Alle! Alle! Armselig war mein Leben; wie klein, wie nichtig alle die Beziehungen meiner Jugend! Und das war wohl des Todes werth; denn ich bin nichts, nur Staub, nur Vernichtung. Mein Leben ist unnütz. Grüßet sie Alle, grüßet den Frühling des kommenden Jahres, wo ich todt sein werde und keines Vogels Ruf mich wieder wecken wird. Ich danke Euch Allen, die mich liebten, und Dir, Dir, Cäsar; auch Dir, Adolphine! Beglücke ihn, wenn Du kannst, mehr als ich!“

Sie mußte noch viel geweint haben. Auch diese Zeilen waren verronnen in nasse Punkte. Sie mußte dann den Stoß vollbracht haben mit jenem Dolche, der ihrem todtten Bruder gehörte.

Man fand sie auf dem Bette ausgestreckt. Das Licht stand zu ihren Häupten. Sie hatte mit beiden Händen den in das rothe Tuch gewickelten und darin auch von ihr während des Stoßes gelassenen Dolch in ihr Herz gedrückt, und lag da, nicht lächelnd und ruhig, wie wohl in anderen Fällen hier eingetroffen ist, sondern mit krampfhafter Verzerrung ihres schönen Antlitzes und einem Ausdruck der Verzweiflung in den starren Augen, der erschrecken machte.

Sie wurde mit Gepränge bestattet. Die, welche am Grabe standen, beweinten nicht sie selbst, sondern ihre Jugend.

Wahrheit und Wirklichkeit.

Zur Erläuterung.

Man kann den Zufall verdammen, man kann selbst überzeugt sein, daß in Allem, was geschieht, eine consequente Offenbarung der Gottesidee liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geschieht, Alles, was wir als geschehen beobachten können, etwas Anderes sei, als die zufälligen Aeußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut ist, was geschieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geschehen kann, was geschieht. Unendlich ist das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten sichtbaren Erscheinungen liegt. Es giebt eine Welt, die, wenn sie auch nur in unseren Träumen lebte, sich eben so zusammensetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit selbst, eine Welt, die wir durch Phantasie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schale Gemüther wissen nur das, was geschieht; Begabte ahnen, was sein könnte; Freie bauen sich ihre eigene Welt.

Zwei Garantien der unsichtbaren Welt sind die Religion und die Poesie. Jene schließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu trösten; diese, weil sie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuschungen, nur ist die Poesie glücklicher, weil sie die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es ist leichter an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereignisse des Gedichtes sind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die Schöpfungen des Autors haben die Analogie für sich und die Erde; aber der Himmel schwebt in der Luft und ist, trotz aller Philosophie, ohne Maßstab, wie Gott selbst.

Die Geschichte der Poesie zeigt, wie sich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit gestritten haben. Jene Gemüther, die wir die schalen nannten, entschieden sich für die Wirklichkeit, die freien für die unsichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die sogenannten Leute von Geschmack,

Bildung und Erziehung für das Mittlere zwischen beiden, für die Wahrscheinlichkeit. Und so ist es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geschah dies? die Anderen: Sollte dies geschehen können? Nur die freien Gemüther entscheiden ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit copirt, ist für die Masse. Diese Gattung der Poesie erhebt sich von der untersten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kozebue's. Nur hell, blank, geschliffen, deutlich muß diese Literatur sein, weil sie der Wirklichkeit gegenüber ein Spiegel ist, der sie treu auffaßt und wiedergiebt. Für die schalen Gemüther ist nichts genialer, als wenn sie sich selbst gezeichnet finden, wie sie sind: ihre Tante, ihre Kake, ihr Shawl, ihre kleinen Sympathieen, ihre Schwachheiten. Was haben wir von Euren Grillen? Von Euren Empfindungen, die in der Luft schweben? Gebt uns uns selbst, dem Egoismus den Egoismus! Es giebt Kritiker und Literatoren, die sich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthusiaspiren können. Das Wahrscheinliche ist bei ihnen schon eine Concession. England hat von je diese Art der poetischen Darstellung bevorzugt, Deutschland ist systematisch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu sollen. Die alte Literatur steht bei uns versteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schusses Pulver werth, die neue hat nur noch ein schwankendes und kaltes, von Politik und speculativer Trägheit darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kommt Alles zurück: Man will von der Literatur keine Anstrengung haben; die Literatur soll Niemanden mehr eine unruhige Nacht verursachen, sie soll schildern, portraituren, die Leselust mit Historie und Bulwer stillen. Die Poesie ist Selbstbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt sich von ihrem eigenen bürgerlichen, überquellenden Fett.

Menschen, die eine Stufe höher stehen, sind mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Voraussetzungen, die den Boden der Wirklichkeit berühren; das Uebrige über-

lassen sie der Combination und Phantasie. Dies sind die gemüthlichen Leser, die sich durch poetische Schöpfungen in einen sanften Halbschlummer wiegen lassen und die Bücher nach der Elle consumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe und nichts zu fern liegen. Schwebend zwischen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen sie sich zuletzt, daß nun Alles, was sie gelesen haben, doch entweder, wenn es zu traurig, nicht wahr ist, oder, im entgegengesetzten Falle, immer sehr wahrscheinlich bleibe.

Die Wahrheit selbst ist unsichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich ist. Die poetische Wahrheit ist schöpferisch. Sie baut mit den geheimsten Fäden der menschlichen Seele, sie combinirt nicht so, wie der Staat, die Familie, die Religion, die Sitten und das Herkommen combiniren, sondern revolutionär. Die poetische Wahrheit offenbart sich nur dem Genius. Dieser lauscht auf dem Boden der Wirklichkeit und hört, wie in den innersten Getrieben der Gemüther eine embryonische Welt mit keimendem Bewußtsein wächst. Wer auf seine Entwicklung lauscht, muß sich oft gestehen, daß sich in ihm Gedichte zusammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies sollte nicht auch Wahrheit sein? Dies sollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren schufen in dieser Weise nicht; aber die Modernen können nicht anders. Ihre Historien sind nicht die Sage oder Geschichte, sondern die Ideen, die im Schooße der still wirkenden und schaffenden Gottheit schlummern. Die Welt, wie sie ist, wird ihren Gebilden nicht entsprechen; diese werden dem nüchternen Vorwurf der Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit ausgesetzt. Aber noch immer ging das Genie seinem Jahrhundert voraus.

Zwei Thatsachen möchte ich aus Obigem folgern, die beide weniger literarisch als historisch sind.

Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns, allmählig sich eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengebilde betrachtet, welche der Phantasie der jetzigen begabteren Dichter vorschweben, diese originellen Situationen

und allem Herkommen widersprechenden Sitten; sollte man diese Erscheinung nicht für beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben, für die Existenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Masse und des allgemeinen Glaubens? Es ist wahr, die Dichter fangen an, auf immer lustigeren Bahnen zu wandeln; sie schaffen sich ihre eigenen Welten mit Thronen, die ihre Phantasie erbaute, mit Richterstühlen, die ihre eigene Gesetzgebung haben, mit einem Gottesdienst, dessen Priester nur noch die kleine Gemeinde selbst ist. Es baut sich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Institutionen nichts entspricht, eine ideelle Opposition, ein dichterisches Gegentheil unserer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu bestehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit selbst als constituirte Macht mit physischer Autorität, sodann einen gegen die Poesie der Wirklichkeit, die so viel Autoren, so viel Kritiker für sich hat.

Dies ist ein Symptom unsrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weiteren Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verschweigen will, weil Jedes, was die Menschheit ehrt, auf den Lippen des Enthusiasten wie Feuer brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menschheit, aber man geht darin weiter, als man, ohne die Menschheit zu beleidigen, darf. Wir fürchten uns, den Zeitgenossen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig sei. Wir glauben an die Institutionen in Sitte, Meinung und politischer Einrichtung, wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte. Als wenn die Menschheit keine inneren Quellen hätte! Als wenn sie unterginge, wenn Ihr sie aus dieser Sündfluth ihrer Existenz plötzlich auf den Ararat versetztet! Als wenn die Menschheit nicht immer die erste sein wird, die sich hilft und diejenige, die für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, die unvorsichtigen Aerzte! Sie fürchten für das Fortkommen, das Leben des Patienten, quacksalbern an den alten Schäden herum! Aber nehmt der Menschheit ein Bein ab: sie wird sich ein neues machen.

Nehmt Ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, das Christenthum: glaubt Ihr, daß sie untergehen wird? Nehmt Ihr Eure Gesetzbücher, Eure Verfassungen — nehmt Ihr zuletzt das, worauf gleichsam Alles ankommen soll, nehmt Ihr Euch selbst! — und die Menschheit wird fortbestehen. Sie wird Alles ertragen und durch Felsen vom stärksten Granit noch immer einen Weg finden, der sie zu ihrem Ziele führt.

II.

Appellation an den gesunden Menschenverstand.

Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage.

(1835.)

Hätte ich ahnen können, daß die von der Kritik gegen mich erhobenen Beschuldigungen vom Staate würden aufgenommen werden, daß Wolfgang Menzel in Stuttgart officielle Interventionen gegen mich veranlassen und die Besorgnisse der Behörden rege machen würde; wahrlich, ich hätte einer vor mehren Wochen erschienenen Vertheidigung eine andre Wendung gegeben und mich gehütet, mir ein andres Publikum zu denken, als den schlichten Mittelstand, mit welchem man in einer Rede ohne viel Umschweife sprechen muß. Damals glaubte ich noch, Männer von Bildung und wissenschaftlicher Einsicht würden durch ihr Urtheil in dieser Sache den Ausschlag geben; aber diese Hoffnung verschwand, nachdem jede Zeitung von einem „irreligiösen“ und „unsittlichen“ Roman sprach, nachdem die Auflage desselben vergriffen und bis in ein Volk gedrungen war, das ich nun beschuldigt werde, verführen zu wollen. Was Volk? Was Verführung? Noch fühle ich mich mitten im Strome nur der Literatur und werde diese Lage selbst in gerichtlichen Vertheidigungen nicht aufgeben; ich werde mich auf die Gesetze der Schönheit berufen und keinen Richter anerkennen, als kritische Anstalten, die befugt sind, nach literarischen Principien über die Irr-

thümer und Gebrechen der Bücher zu urtheilen. Diese wenigen Blätter will ich benutzen, zum letzten Male von einer Sache zu sprechen, die mich so zu sagen an den Rand des tarpejischen Felsens gebracht hat. Ich denke mir Leute von beschränkten Begriffen als meine Leser und will mit den Fingern demonstrieren, wenn man nicht Verstand genug hat, meine Argumente zu verstehen.

Hätte ich die Absicht gehabt, meinen Landsleuten das Gut der Religion zu rauben, so würde ich keinen Roman geschrieben haben. Dann hätt' ich mich auf die Bühne stellen und Reden an die Nation, Predigten für das Volk schreiben müssen. Dann mußte ich ein Buch herausgeben: Geist des Christenthums, oder eine Lebensgeschichte Jesu, oder eine neue Erklärung des Katechismus, oder ein Werk unter dem Titel: Vernunft und Aberglauben. Das wäre eine directe Wendung an die Masse gewesen und hätte, wenn es noch im Geist des 19. Jahrhunderts läge, Jemanden wegen religiöser Meinungen zu verfolgen, eine Anklage meiner Person gerechtfertigt. Aber nicht im Entferntesten bezweckte ich einen Angriff auf die Kirche. Ich wollte eine Seelenstimmung schildern, die mir poetisch erschien. Ich wollte die Zeitgenossen in ihr Inneres blicken lassen. Shakespeare's Othello ist die Tragödie der Liebe, Goethe's Wahlverwandtschaften sind ein Roman der Inconvenienzen, Tied's William Lovel ist ein Roman der Donjuannerie. Ich suchte eine neue Stimmung, die das Mittelalter und die classische Zeit nicht kannte, und fand eine Leidenschaft, die auch von Tholuck und Dewette in den Weihen des Zweiflers im Interesse der Theologie behandelt war. Ich glaubte dieser noch eine wärmere und poetischere Seite abgewinnen zu können. Was kümmerte mich als Dichter die positive Kirche? Ich hatte ein psychologisches Bild vor Augen und malte es mit den Farben, die mir die Wirklichkeit lieb. Die Kritik kann mir sagen: Du hättest die Farben von der Heidenwelt nehmen sollen, wie Chateaubriand in seinen Märtyrern, oder vom Islam, oder vom Judenthum, wie Voltaire und d'Argens. Die Kritik kann sagen: Es ist mißlich, Motive für einen Roman zu wählen, die für den

Leser einen speciellen Beigeschmack haben; die Einheit Deines Werkes wird zerrissen, wenn uns die Motive lebhafter spannen, als die Fabel selbst. Schreibe ein Buch, wo die Motive die Erfindung nicht überragen, wo die Bewegungsangeln Deiner Fabel keine Riesenpfosten sind und wo man das Buch vor seinen Nebenparthieen nicht vergift. Die Motive müssen in das Interesse der Fabel sanft verschwimmen und die Leser müssen einsehen, daß Du nur dichten, nicht belehren wolltest. So urtheilt die weise und gerechte Kritik, diejenige Kritik, welche an Aristoteles, nicht an den Staat und die bewaffnete Autorität appellirt.

Der dramatische und epische Dichter muß die Figuren ausmalen, wie es die innere Dialektik seines Stoffes verlangt. Er muß den Bösewicht in den grellsten Farben malen, die er nur seiner Phantasie entnehmen kann. Ist er selbst dafür verantwortlich? Entspringt seinem Herzen, was seinem Calcul angehört? Sind die Figuren meines Romans nicht Typen, die der Sache angehören? Ich habe ein Irrewerden am Glauben schildern wollen, nicht um dem Glauben Abbruch zu thun, sondern um ein psychologisches Phänomen zu zeichnen. Jede der mir insinuirten Stellen, die eine specielle, gegen das Bestehende gerichtete Absicht haben soll, ist aus dem Zusammenhange des Ganzen erklärlich: jeder Satz ist einer, der zur innern Dialektik meiner Fabel gehört und den die nächste Entwicklung wieder aufhebt. Das Ganze endet sogar mit einem Triumph der Religion im Allgemeinen, als einer heiligen Sache, ohne die man nicht bestehen könne. Wo ist hier ein Verbrechen? Einen mißlich gewählten Stoff sieht der Vernünftige; aber keine Verspottung Eurer Heiligthümer.

Es ist ein mich zufällig treffendes Schicksal, daß man aus den Gährungen unserer gegenwärtigen Literatur, die man nicht versteht und um die man sich nicht kümmert, ein einziges Buch herausreißt und es nur unter der Reverberenhäuslicher, privater und intimer Verhältnisse betrachten will. Ich soll dafür speciell verantwortlich gemacht werden, daß nun schon seit fünfzehn Jahren die Literaturen aller Völker von einem fieberhaft pulsirenden Princip ergriffen sind und daß sich eine, ihren Brennpunkt suchende Unruhe, in den guten

Köpfen dieses Jahrhunderts verräth. Würde man aber in England trotz aller Anatheme Lord Byron, ohne einen Vergleich machen zu wollen, je vor die Schranken eines Gerichtshofes gezogen, würde man Shelley durch einen Anklageact verhindert haben, seinen Tod in den Wellen des mittelländischen Meeres zu suchen? Wird in Frankreich irgend eine Autorität daran denken, der unter dem Namen George Sand schreibenden Dame für ihre bizarren, gegen alles Herkommen anstürmenden Romane mit dem Halseisen zu lohnen? Und wird man nicht auch in Deutschland einsehen, daß mein geringes Talent, wenn man ihm Luft und Athem läßt, wol am ersten im Stande ist, sich eine für unser Vaterland segensreiche Wirksamkeit zu erobern?

Ich sage dies nur, um eine Stimmung zu rechtfertigen, nicht um ein Verbrechen einzugestehen, dessen man mich beschuldigen will. Ich erinnere an die deutsche Literatur, wie sie sich seit mehren Jahren vor unseren Augen entwickelte. Alles hat die Feder in die Hand bekommen, die Söldlinge überbieten sich wechselseitig in schalen Erfindungen. Das Talent will sich Bahn brechen. Welches ist sein Lohn? Die politischen Zermürfnisse unserer Tage schleudern zuerst das Talent in Lagen, wo es mit bestehenden Formen in Conflict geräth. Nun nährt es sich an einem Hasse, der mit angeborener Schärfe die zuweilen stumpf werdende Feder wieder spitzt. Das Talent steht einsam, ohne Schutz, man ist der stereotype Gegenstand der gelehrten wichtigen Miene, man gilt nichts gegen den Beamten, der sich unter den Fittichen des Staates wärmt; man glaubt wenigstens nichts zu gelten, da die Misère der deutschen Literatur auch oft zu erbärmlich ist, um auf irgend eine freundliche, entgegenkommende Anerkennung für sich rechnen zu dürfen. Nun ist man gehezt von einer Meute elender Scribler, die sich in jeder deutschen Winkelstadt wiederholen. Man muß Gassen laufen vor Buben, die in ihre Umgebungen hinaus schreiben das Trivialste, was die willige Muttersprache nur zu stottern vermag. In dieser Treibjagd, ohne Ziel, ohne Beispiel, ohne guten Rath, greift das Talent bis auf's Aeußerste hinaus und sucht mit einem ingrinnigen Schlage diese Erbärmlichkeit der Literatur zu stürzen; und

wer stürzt? der Angreifende selbst, weil seine Gegner ausweichen, weil mit einem Male nichts mehr da sein soll von dem, was in dem Vorangegangenen schon die Entschuldigung der nachkommenden Uebertreibung war. Erschrocken sieht man sich um und ist von einem starken Arm ergriffen, von dem der Autorität, ich sage sogar, von dem der nüchternen Vernunft, man weiß nicht wie? Seht, das ist Eure Literatur! Das ist die Pflege, die man ihr angebeihen läßt; das sind die Bevorzugungen, auf welche das Genie bei Euch Anspruch machen kann!

Ich will außer auf den Vorwurf des Irreligiösen noch auf den des Frivolen und Sittenlosen meine letzte Antwort geben. Mein Roman schildert Charaktere, die den Haltpunkt ihres Lebens verloren haben und als Hauptcharakter eine Person, die solchen zu finden sucht. Welchen Ton sollte ich nun anschlagen, um hier den rechten zu treffen? Ich glaube meine Figuren deutlich genug gezeichnet zu haben. Ja selbst, wenn ich vielleicht aus meiner eigenen Stimmung in Cäsar etwas übertrug, was nicht Jedem gefällt, darf man aus einem Schmerzenszuge in Deutschland ein Verbrechen machen? Und zuletzt lautet ja die Anschulldigung fast, als hätte ich etwas geschrieben, womit Paul de Kock in Paris Glück gemacht oder Tieck eine Fortsetzung seines William Lovel gegeben hätte. Wäre das Erste der Fall, so würde mir ein angesehenener französischer Gelehrter, der aus eigenem Antrieb im Begriff war, den Roman zu übersetzen, nicht geschrieben haben, daß alle Anschauungen darin so ganz deutsch und nur für die theologischen Dachstuben jenseits des Rheins berechnet wären, daß einem Franzosen diese spiritualistische Weise unerklärlich bliebe; und im zweiten Falle würde ich, wie Tieck gethan, mich nicht genannt haben.

Ich habe es ja eingestanden, daß ich die Sigunenscene des zweiten Buches bereue. Hätte ich ahnen können, daß sich frivole Lippen an die Knospenhülle einer zarten Situation legen und aus ihr so viel herausaugen und wieder hineinblasen würden, daß sich die Blätter immer weiter entfalten mußten und unter dem giftigen Munde der Kritik das Ganze zu einer strotzenden Gemeinheit werden konnte; wahrlich, ich

hätte mich von einer Intuition nicht hinreißen lassen und zuerst an die ordinäre Masse, zuletzt an meine poetischen Illusionen gedacht. Die Anschulldigung jener Scene ist deshalb so nichtswürdig, weil ich, wenn meine Art eine freche wäre, mich ja nicht hätte um eine Draperie umzusehen brauchen, die hier dem Mißlichen eine edle Erklärung giebt. Was soll ich glauben? Der Eine sagt, die Sigunenscene sei ein plastisches „Meisterstück“; der Andere nennt sie einen Angriff auf die öffentliche Moral und citirt die Paragraphen der Preßgesetze, um mich zu bestrafen. Hier ist eine Verwirrung der Begriffe eingetreten, die sich nicht durch Maßregeln, sondern nur durch das Ablaufen der Zeit lösen läßt.

Ich gehe auf einen andern Punkt über. Man hat gesagt: Gut, Dein Roman ist kein Verbrechen; wir hätten nichts dagegen, wenn derselbe als ein rein objectives Erzeugniß, als eine im poetischen Interesse erfundene und mißglückte Erfindung dastünde; aber Du bist so dreist gewesen, in einer Vertheidigung die verbrecherischen Motive in Schutz zu nehmen und namentlich Dich selbst für Deinen „unerquidlichen“ Cäsar unterzuschieben. Im Gegentheil — erwid're ich — ich gab den Geständnissen eine künstlerische Stellung, ich suchte mich durch das Phänomen einer psychologischen Verirrung zu vertheidigen; im Uebrigen ist das, was ich vom Christenthum sagte, nichts Anderes, als was auf den Lehrstühlen eines Wegscheider und Paulus seit Jahrzehnten gelehrt wurde. Urchristenthum, biblisches Christenthum, Perfectibilität — das sind Begriffe, die in zahllosen dogmatischen Lehrbüchern vorkommen. Wenn ich mich selbst für Cäsar einstelle, so ist es, um eine in der Zeit liegende Stimmung, um etwas in diesem Charakter Wahrfastes zu bezeichnen, nicht um die von ihm im Interesse meiner Fabel ausgesprochenen Ansichten auf mich zu nehmen. Ich habe das Irrthümliche in dem ganzen Verlaufe der Ideen, die sich in dem Roman durchkreuzen, nachgewiesen. Ich wüßte nichts, was ich nicht ohne Anstoß auf jedem Lehrstuhl mit Gründen und Beispielen unterstützen dürfte. *)

*) Um Eines zu erwähnen, was gegenwärtig fast die allgemeine Lehre ist. Ein herrlicher, jugendfrischer Greis, der Oberconsisto-

Man will nun etwas entdeckt haben, was eine sociale Revolution vorstellen soll. Man will in der Lebensart: Junges Deutschland etwas bemerken, was eine Incarnation des Jacobinismus wäre. Ich will mit einigen Worten das zu charakterisiren suchen, was man sich unter dieser Phrase: Sociale Umwälzung zu denken hat:

Die Gesellschaft fühlt, daß sich die Bestimmung unseres Jahrhunderts aussprechen muß. Wären nicht Ideen vorhanden, die keinem Einzelnen angehören, sondern aus einer unsichtbaren geheimnißvollen Offenbarung herkommen, würde sich diese Streitfrage, 'die jetzt das deutsche Vaterland beschäftigt, so rasch haben entwickeln können? Diejenigen, die dieselbe veranlaßten, erschrecken selbst über die Consequenzen, die ihre ganz ohne Zusammenhang hingeworfenen Sätze, ein nur im Interesse der Poesie geschriebener Roman, herbeigeführt haben. Nicht, daß wir verzweifelten, die Verächtlichung dieser Consequenzen auszuhalten, sondern daran erinnern wir: wie rasch ist dies ein System geworden! wie schnell waren Namen, Partei, Symbole erfunden! Wo sind die Schriften, die in folgerechter Deduction ein neues Evangelium gepredigt hätten, und schon hat man Apostel und Märtyrer dieses Systems! Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß die Ideen da waren, die noch Niemand gelehrt hat, und daß man eine Mission bekommt, ohne diese gesucht zu haben. So dienen sie alle dem Genius des Jahrhunderts! Ja selbst diejenigen, die ihre Anklagen bis zum Ueberdruß wiederholen, diese gedankenlosen Fanatiker, die ihr eigenes Echo bilden, sind nichts als die monotonen Walzen, die dem Geiste der Zeit seine fortrollende Bewegung erleichtern.

rial-Director Peucer in Weimar, ließ vor einigen Wochen Folgendes öffentlich drucken: „Nach Peel's Dissenter-marriagebill ist die kirchliche Trauung nicht notwendiges Requisit der Ehe, sondern es steht in der Willkür der Brautleute, ob sie den Geistlichen zuziehen wollen oder nicht. Daß Guzkow ganz neuerlich in der Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen dieselbe Idee, wie Peel, äußerte, hat man ihm sehr übel genommen. Aber auch nach dem Code Napoleon ist bekanntlich der Civil-Contract bei der Ehe die Hauptsache und notwendig, die priesterliche Trauung hingegen Nebensache und ganz beliebig.“

Wer die Zeitgenossen belauscht, sich von keiner einseitigen Parteimeinung in der Politik hinreißen läßt, wird zwei Tendenzen unterscheiden können, die beide das Gemeinsame haben, sich emanzipiren zu wollen von der Zeitung, der Tagespolitik und den schroffen Gegensätzen unserer bisherigen Kämpfe. Die Einen wollen Ruhe und Benutzung jener Güter, die ihnen die politische Revolution der alten Zeit und die besonnenen Maßregeln gegen eine politische Revolution der Zukunft gebracht haben. Dies ist der Tiersparti oder die Nationalgarde. Die Anderen sind Männer der Bewegung, die den einseitigen politischen Standpunkt verließen und die Nutzlosigkeit eines Widerstandes gegen Regierungen, die Wohlthätiges wollen, eingesehen haben. So glühend und consequent der Einzelne in seinem Hass sein kann, so wenig ist die Menschheit an und für sich einer Verjährung des Hasses fähig. Man blicke auf Frankreich! Der Haß gegen die Regierung mußte aufhören, als man in Gefahr kam, mit Mördern, wie Fieschi, verwechselt zu werden. Die jugendliche Opposition riß sich vom politischen Journale, von den einseitigen Fragen des Tages los und rettete ihren Muth, ihren Geist, ihre Tugend in ein erweitertes Discussionsgebiet, das man noch immer mit dem kühnen und unpassenden Ausdruck: sociale Revolution bezeichnet. Es ist bekannt, wie wunderbar die Experimente waren, die da zum Vorschein kamen. Man errichtete Religionen auf Subscription, man wollte Ideen verwirklichen, die schon vor zwei Jahrtausenden nicht wenig dazu beitrugen, Plato's Republik zu einer Unmöglichkeit zu machen. Zum großen Theil scheiterten diese Experimente an dem Lächerlichen; ist doch unsere Zeit so neugierig, so geschwägig und in der Oeffentlichkeit lebend, daß die Verwandtschaften, die Garderobe und die Manieren, die man neben seinem Enthusiasmus hat, leicht verrathen und im Vergleich mit dem Modejournal beurtheilt werden. Man verzeiht es heute eher, eine falsche Meinung zu haben, als eine richtige, die mit einer geschmacklosen Ceremonie begleitet ist. Darüber unsere deutsche Jugend mit ihrer doctrinären Bildung und dem speculativen Vorrechte, das sie vor allen anderen Nationen hat, belehren zu wollen, ist vergebene

Mühe. Wir wissen so gut, wie unsere Gegner, wie weit Frankreich mit seinen Experimenten gekommen ist.

Wollen wir aufrichtig sein, so kann in Deutschland keine Idee mehr Eingang finden, die nicht mit der Friedenspalme kommt. Auch bei uns hat die Nationalgarde den Sieg davongetragen. Man will Ruhe, da der eigentliche Feind der Gesellschaft kein anderer ist, als die Schwierigkeit der Existenz. Die Regierungen fühlen dies und suchen dem Erwerbe entgegen zu kommen. Nichtsdestoweniger ist der Widerspruch unvertilgbar; denn alles Leben ist aus positiven und negativen Elementen zusammengesetzt, der Friede ist nur gesichert durch den Krieg. Der Widerspruch wühlt in den Gemüthern; aber die Gemüther schämen sich des Hasses. Der Sohn kann höchstens die Kraft, nicht den Willen seines Vaters erben. So wird die Opposition unserer Zeit die Debatte. Sie löst ihren Kern auf, weil sie den Widerstand der Waffen nicht herausfordert, sie blickt noch einmal auf ihre alten ingrimmig vertheidigten Forderungen zurück und flüchtet zu dem alten Satz: Theile, so wirst Du herrschen! Wir lösen unsern Haß in seine Bestandtheile auf, wir forschen nach, wo seine Ursprungsquellen liegen, und werden auf einzelne sociale Gruppen im Leben, in der Kunst, in der Religion stoßen, wo es eine Verständigung geben kann, ohne Leidenschaft. Der verhängnißvolle Knäuel unsres Jahrhunderts ist entwirrt, die einzelnen Fäden verlieren sich in einzelne Gebrechen, wir sind aufrichtig, wir greifen in unsre Brust und beginnen die Revolution unserer Zeit mit der Revolution unseres Herzens.

Ich müßte mich sehr irren, wenn mir nicht Jeder zugestehen wird, daß keine Beschäftigung des denkenden Kopfes so würdig ist, als die, den Gebrechen der Gesellschaft auf eine milde und gefahrlose Weise abzuhefen. Wie bringt man es, um Eins zu nehmen, dahin, daß in Frankreich ein endlich erträglicher Zustand eintritt; oder um es praktisch auszudrücken, das Räsonniren aufhört? Man verzeihe in einer ernstern Sache zwei Scherze. Der eine ist ein Geheimniß, der andre eine Aufopferung. Ich will das erste verrathen. Man hat die Entdeckung gemacht, daß in Paris kein Bürger

bei Gemeuten ertappt wurde, der eine Summe auf der Sparkasse hatte. Der Besitz ist immer etwas, was man mit der einen Hand zudecken muß, und den zu vermehren man sich der zweiten bedient. Woher Lust zur Unruhe nehmen? Frankreich würde ruhig sein, wenn jeder Einwohner von Paris eine Summe in der Sparkasse hätte. Frankreich würde mit Freuden eine Anleihe bewilligen, um dies Mittel möglich zu machen. Die Zeiten für ähnliche sociale Revolutionen werden kommen. In dem zweiten Mittel liegt in der That schon mehr Ernst. Man mache alle Staatsämter zu Ehrenämtern ohne Gehalt. Man lasse sich nur von solchen Männern regieren, gegen die man die Verpflichtung der Dankbarkeit hat. Wahrlich, der Ehrgeiz würde dann keinen dem Glück der Nation gefährlichen Sporn mehr haben und die Masse würde das tumultuarische Pochen auf Dienste, die ihr unentgeltlich geleistet werden, verlernen. Zwei Grillen dies, die in der Luft schweben,*) die aber die Tendenz unsrer Zeit veranschaulichen, eine Bewegungstendenz mit besonnenen Schritten, ohne Feindseligkeit. Das Uebel ist mannigfach verzweigt. Wer es bekämpfen will, kann man Den tabeln, der die Stellen aufsucht, wo die Zeitgenossen den Angriff weniger heftig empfinden?

Um die Methode anschaulich zu machen, will ich eine Frage beantworten, bei welcher der socialen Partei eine der gehässigsten Beschuldigungen gemacht zu werden pflegt. Ich spreche von der St. Simonistischen Gemeinschaft der Güter. Wer wird uns den Wahnsinn zutrauen, das Vermögen der Nation addiren und durch die Millionen Bewohner eines Landes dividiren zu wollen? Werden wir hinausziehen in die Fabrikstädte und Mutuellistenvereine bilden? Unsere Gegner haben viel Phantasie und noch mehr Bosheit, wenn sie uns durch die Massen schleichen und jene Orte designiren hören, wo wir glauben, daß die Brandfackel am sichersten zünden würde.

Die Verarmung der Gesellschaft ist ein großes Uebel,

*) Doch nicht so ganz, wie die späteren politischen Entwicklungen beweisen.

aber die Vertheilung der Güter würde es nicht heben. Denn wer giebt mit den Schätzen die Fähigkeit, sie zu erhalten? Der Fleiß würde bald wieder vor der Trägheit einen Vorsprung gewonnen haben. Es muß aber in dieser Hinsicht etwas geschehen. Es muß eine Gesinnung erweckt werden, die eine der Mildthätigkeit oder der Ehrfurcht vor der Natur ist. An unsere Gefühle müssen die Hebel der Aufopferung kommen, wir müssen wenigstens das erreichen, daß Niemand eine ruhige Nacht hat, der einen glänzenden Palast mitten in einem Viertel bewohnt, wo die Armuth keine Lumpen hat, um ihre Blöße zu bedecken, wir müssen es bis zu dem Ziele bringen, daß die Geldmasse nicht mehr dem Verkehr, dem Ackerbau und der Industrie entzogen werde durch den Papierhandel. Es giebt zahllose einzelne Verzweigungen, wo sich der Egoismus und die Kälte der Zeitgenossen versteckt. Welche Mittel haben wir zu unserm Feldzuge? Keine anderen, als die des Wortes, keine schlagenderen, als die der Poesie. Wienbarg hat in seinem neuesten Buche eine Invektive gegen die Geldaristokratie in die Einfälle des Romans verhüllt. Die Tochter eines Banquiers, eines Mannes, der die Finanzen eines Staates in Händen hat, empört sich gegen das System, dem sie ihren Reichthum und ihre Bildung verdankt. Das Gefühl, die Religion, die Liebe, kommen ihren Zweifeln am Zweck der Gesellschaft zu Hülfe, sie wird das schüchterne und scheue Gewissen ihres Vaters und reizt ihn durch die edle und tiefsinnige Dialektik. Sehet da jene „Brandsackel“, die wir in die Hand nehmen und jene Nachahmung französischer Irrthümer, die wir lehren sollen! Wollen wir etwas anderes, als der Poesie eine edlere und dem Leben eine schönere Gestalt geben?

In diesem Sinne ist auch mein Roman geschrieben, wenn er in der That eine directe Tendenz hat. Es ist die Tendenz, dem Christenthum im neunzehnten Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfnissen dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen. Schon in meiner ersten Production versuchte ich es, den Liberalismus als eine Sache der Religion zu entwickeln und

jeden Fortschritt im Geist und in der Wahrheit als ein wesentliches Moment der christlichen Ideen zu charakterisiren. Wenn ich mich später von theologischen Einseitigkeiten losriß und einen negativen Weg einschlug, um zu meinem Ziele zu gelangen, so war ich jetzt in die Gefangenschaft der Kunst gerathen, in welcher sogleich das Rechte zu treffen selten dem Schaffenden beschieden ist. Das Gemälde einer traurigen Haltlosigkeit der Seele, für welche unsere egoistische Zeit überall Beispiele liefert, wollte ich geben und ein Ende schildern, dessen Gewaltigkeit einen warnenden Anknüpfungspunkt für die Prüfung unseres Herzens und für unsere Entschlüsse bilden sollte.

Ich will nach dieser Erklärung einige der am meisten angefochtenen Stellen zu rechtfertigen suchen. So soll es ein Verbrechen sein, daß ich eine Persönlichkeit schilderte, die von den Schlägen des Schicksals heimgesucht, in einer trüben Lebensansicht hindämmernd, das Geständniß ablegt, sie könne in der Religion keinen Trost finden. Denn, sagt sie mit selbstquälerischer Dialektik, die Religion ist das Product der Verzweiflung, wie kann sie Verzweiflung heilen? Der Vordersatz ist eine philosophische Definition, die von keinem Gelehrten anders gegeben wird. Alle kommen darauf zurück, daß die Religion ihren Ursprung aus dem Gefühle der menschlichen Unzulänglichkeit nimmt. Das Christenthum ist nur eine von den positiven Brücken, die über einen jähen Abgrund hinweg Himmel und Erde verbinden. Waldemar hofft auch von dieser Brücke keine Rettung, denn er sagt, dieser Glaube wäre zusammengesetzt aus zu vielen dogmatischen Ingredienzien und zuletzt, um Euch zu versöhnen, lege ich ihm die Worte in den Mund, daß ihm die positive Religion durch seine Jugend wäre verleidet worden. Waldemar wurde als Pietist erzogen. Er war ein munterer Knabe und wurde von seinen Spielen zu den peinlichsten Devotionsacten, die seine Freude störten, abberufen. Ist Waldemar ein Frevler, so beweise ich, daß er es nicht durch die Religion, sondern durch seine Erziehung wurde.

Die Geständnisse bilden den Wendepunkt meiner Erzählung. Sie mußten in den glühendsten Farben gehalten

werden, weil sie die Katastrophe veranlassen. Wie sollt' ich das Schicksal meiner Heldin anders motiviren, als durch Saiten, die auf das Straffste angezogen werden. Ich ließ einen Juristen über die Religion urtheilen. Er beginnt mit dem Ursprunge derselben, mit den heidnischen Formen der Gottesverehrung und geht zulezt auf eine historische Darstellung des Christenthums über. Er spricht von Jesus, als dem edelsten Menschen der Geschichte und hält sich in seinem Scepticismus weit entfernt von dem Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, eines Buches, das erst in diesem Jahre in der vierten Auflage zu Berlin mit geistlicher Censur gedruckt wurde. Wahrlich! Die deutschen Theologen scheinen weniger unbuldsam als die, die ihre Anwälte sein wollen!

Nachdem die Geständnisse hierauf die Historie des Christenthums in Cäsar's einseitiger Weise fortführen und dieser sogar die Ströme Blutes, die um den neuen Glauben vergossen wurden, beweinen zu müssen erklärt, nachdem er ferner die Menschheit aufgefordert, einer Religion treu zu bleiben, für welche sich nicht so leicht ein Ersatz geben läßt, sucht er die allmälige Ausartung der beiden Confessionen zu charakterisiren. Er giebt über den Katholicismus eine Meinung ab, die bei den Protestanten rechtgläubig ist, und wenn er Lutherthum mystischen Götzendienst nennt, so thut er's nur, um das Extrem zu bezeichnen, nämlich jenen Cultus, den der Pietismus von Herrenhut mit den Ausdrücken Bräutigam, Himmelslamm u. s. w. zu treiben pflegt. Er schließt mit der Hoffnung, daß das Christenthum eine neue Stellung zu unserer ideenreichen Zeit gewinnen und daß sich Gott dem Glück seiner Schöpfung nicht entziehen werde.

Ich bin nicht Lehrer, ich bin nur Dichter. Traut man mir zu, daß ich als Philosoph keine tieferen Ansichten über das Christenthum entwickeln könnte, als sie sich in meinem Roman finden? Dort konnt' ich keine anderen geben, weil ich damit die Harmonie eines Kunstwerks gestört hätte. Wie ich den Zweifel geschildert habe, so würd' ich vom dichterischen Indifferenzpunkte aus auch den Glauben schildern können. Es geschieht vielleicht, wenn über mich die Einsicht so reif sein wird, daß ich es nicht aus Besorgniß zu thun scheine.

Für die Massen schreibe ich nicht. Mein Styl und meine Bildung entfremden mich der Durchschnittsintelligenz. Ich habe mich bisher, wenn ich schrieb, immer nur im Umgang mit befähigten Naturen gedacht, die es nicht wie jener Aegyptier machen, daß sie goldene Heroengestalten in Schüsselfen und Teller umschmelzen für ihren Hausgebrauch. Wenn die Zukunft mich in der Verfassung läßt, meine Kräfte der Wiederbelebung unsrer Nationalliteratur zu widmen, so werden meine Schriften nur den geweihten Kreis bilden, in welchen die Einsichtsvollen und Unterrichteten eintreten. Mit diesen kann ich allein unterhandeln, mit Männern von Belesenheit und Bekanntschaft in dem geistigen Entwicklungsproceß dieser Zeit, mit Frauen, die da reif sind für ernste Anschauungen und in Romanen keine blondgelockten und empfindsamen Ideale suchen, sondern Wesen der Wirklichkeit und Erfahrungen der Psychologie.

Was mir die nächste Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Das alte Jahr rollt ab und die Wünsche des neuen regen sich. Wenn sich die Bande dieses Winters lösen werden, trinkt die frische Luft des Frühlings, genießet die Reize Eurer Natur und dankt Gott für den Sonnenschein, den er auf Eure Fluren gießt! Werdet aber auch ernster und frischer und schämt Euch, nur Märtyrer des Optimismus zu sein! Vor allen Dingen pflegt das bei Zeiten, was Euer Stolz werden kann, und was immer verwildern wird, wenn ihr ihm keine freundlichen Worte gönnt! Euere Literatur meine ich. Sie wird noch lange ein Skandal Europas sein. Dadurch, daß Ihr nur bisheriges Besitzthum in ihr zu sichern sucht, werdet Ihr Dasjenige verlieren, was Ihr in Zukunft für sie gewinnen könntet. Die Deutschen sind eine Zusammensetzung von Menschen, wo immer der Dritte ein Genie sein will und wo das Genie deshalb von Niemand geachtet wird. Ich wünsche Euch Glück zu Eueren Taschenbüchern und Novellen, Euerer schwäbischen Dichterschule, Euerer Kritik nach Grundsätzen und Prinzipien!

Ihr aber, Friedfertige und der Literatur nicht Zugewandte, wenn ich geglaubt hätte, Euere Heiligthümer stürzen zu können: würde ich etwas erreicht haben? Nein, noch rufen ja

die Glocken an den Kirchen Euere müden Herzen an den Tisch des Herrn; noch quillen ja Thränen beim Klange der Orgel, noch küßt ja der Sterbende das Bild seines Heilands mit erblaffenden Lippen! So lange ich Euch also keinen neuen Trost geben konnte, würdet Ihr Euch den alten nicht haben nehmen lassen. Also habe ich Euch beruhigt in den Geheimnissen Eueres Herzens und ich erinnere Euch zum Schlusse noch einmal an das Motto meines Buches:

Des Friedens Wund' ist Sicherheit,
Sorglose Sicherheit; doch weiser Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde,
Der Wunde Grund zu prüfen.

Novellistische Skizzen.

I.

Ein Lebensloos.

Wer Einmal von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens erfaßt wurde, bedarf der Hand des zwingenden Schicksals, um vor ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünstigen Wogen Trotz zu bieten nicht ausreicht.

Der eigene Wille, die eigene Selbstbeherrschung hat selten Jemanden zur Besinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben seinen Anter werfen und nicht festen Grund gewinnen konnte.

Die unglaublichsten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man diese dämonische Wirkung, welche die Bühne auf die ihr einmal Verfallenen ausübt, verfolgt. Talentlosigkeit schleppt sich ein ganzes Leben hindurch am Lampenlichte hin. Zurückgesetzt, geschmäht sogar kann, mancher Darsteller in der Blüthe seiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entschluß und männlicher Kraft sich anbahnen ließe, nicht die Kraft über sich gewinnen, sich loszureißen von diesem magischen Bann des Theaterlebens. Menschen hat man gesehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderstehlichen Drang sogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten.

Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn zu erinnern, der seine vielen Rittergüter an Theatermanie vergeudete und noch lange eine kleine Pension, die ihm geblieben, dazu anwendete, in Stade, Flensburg, Ikehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreisenden Gesell-

schaften die Rolle eines Inspicienten hinter der Bühne zu spielen, Statisten zu schminken und bei Gewitterscenen für Blitz und Donner zu sorgen.

Es giebt Beispiele weniger abstoßender, Beispiele edlerer Art für den Beweis, wie scharfe harpyenartige Hände die theatralischen Musen unter ihren griechischen Gewändern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für sich, ein abgeschlossenes Leben ist mit dem ganzen Widerspiegel der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne.

Es ist nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Masse, der allein so gefangen hält. Leider ist die eigentliche Aufgabe der Bühne so oft ihr Nebenzweck!

Nein, die Macht liegt in dem abgeschlossenen Kleinstaate für sich selbst.

Da giebt es Könige, Minister, Regierungen, Gesetze, Revolutionen, Katastrophen, Alles für sich und auf sich selbst nur bezogen. Bei Hunderten von Schauspielern, die an großen Bühnen sich für kleine Fächer erhielten, ist ihr Dasein im Grunde organisirter Müßiggang; aber keiner von diesen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauspielern oder Sängern merkt seinen Müßiggang. Die Spannung der Maschine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Rivalen, von Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menschen in einer elastischen Erregung. Wie viel mehr muß diese Erregung heben und in innersten Aufruhr versetzen, wenn man am Bühnenleben ein bedeutendes Glied des Ganzen ist oder wol gar das Ganze selbst geleitet, selbst eine Zeit lang den Herrscher dieser kleinen Königreiche gespielt hat!

Es giebt abschreckende, prosaische Beispiele dieser theatralischen Manie — die tägliche Erfahrung bietet deren — ich will ein fast poetisches erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmstädter Bühne eine der ersten Deutschlands.

Der damalige Großherzog Ludwig leitete sie selbst.

Nicht nur, daß er ihr seinen Schutz und eine gewisse, der Bühne so wohlthuende persönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent seiner Anstalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pracht der Scenerie, welche die Opernvorstellungen Darmstadts in ganz Süddeutschland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Gesandte, Minister, Räte in den Vorfällen des Theaters warten, während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Abällino ohne besondern Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntnisse und Einsicht genug für die Stellung eines Regisseurs besaß.

Vom Theater an der Wien, das durch Entfaltung äußerer Reizmittel der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine angeregte Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete dies Talent aber unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren wahres Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre.

Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterlurus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Mann jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können.

Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici“ verschafften Grüner'n die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt a. M. Was Darmstadt bisher besessen hatte, wollten jetzt die reichen Kaufleute Frankfurts besitzen. Ja sie überhoben sich sogar in dem Grade, daß sie Franz Grüner zum „Intendanten“ ihres Theaters ernannten.

Die Folge war Verlust auf Verlust.

Der neue Intendant hatte nur seine Darmstädter Er-

innerungen im Kopfe, verschmähte Schauspiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärsche, dreifache Orchester, Feuerregen, bengalische Flammen und Massen, Massen!

Einige Jahre währte die Herrschaft dieses theatralischen Sardanapal. Während darüber die Kasse leer blieb, die Zuschüsse sich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja böse Partheiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch seine Künste der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan“ neu eingerichtet und mit großen Kosten hinter der Bühne ein Reservoir von Wasser angebracht, aus welchem Röhren zur Bühne hinabgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen ließen. In der Gartensaal-scene Don Juan's, während des Tanzes der berühmten Menuet, erhoben sich hinter den Bosquets natürliche Springbrunnen in der vollen Höhe der Bühne und erzeugten jedesmal, zu den weichen Accorden der Musik, zu dem Gemüth der Menschen, dem edeln Styl der Decoration, dem südlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätschern stürmischen Applaus. Wenn der Intendant bei seinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Untersuchung seiner Finanzverwaltung erwarten konnte, setzte er „Don Juan“ an und ließ die Wasser springen. Plätscherte das so lustig, so spanisch, so romantisch, so bezaubernd südländisch, so hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfest, so war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatschten. Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Karlisten und Christinos, die Ardoins und die Dreiprocents, die ihnen auf der Börse so vielen Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen spanische Poesie und seine Bücher wurden mit Nachsicht beurtheilt.

Endlich aber half das Wasserspringen doch nichts mehr. Der scenische Sardanapal ruinirte die Anstalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Sonst in Fülle und Herrlichkeit lebend, floh man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das ist der Kassenverwüster! war der Ruf, der

hinter ihm herseholl und seine reichen Kenntnisse, seinen großen Vorrath vortrefflicher Ideen zu seinem Lebensfluche machte. Ein sogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, selbst wenn er die Kunst mit Füßen träte und in prosaischer Illusionslosigkeit die eigentliche Aufgabe seines Berufs mißhandelte, wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verschwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, selbst wenn seinen Anschauungen eine Genialität zum Grunde läge, wird geslohen.

Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Colosseum Roms in seiner Phantasie und schleppte sich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch.

Man gab ihm an den Wiener Bühnen kleine Posten, die ihm zur Noth das Leben fristeten. Er durfte, wie Graf Hahn in Iphoe, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hofburgtheater hinter den Coulissen stehen und den Schauspielern sagen, wann sie auftreten und wo sie abgingen. Aber auch diesen Posten eines sogenannten „Nachleser“ verlor er und ging nach Pesth — in's Elend.

Seine Erholung und sein Trost war ein Werk, das er über die Kunst der Scenerie schreiben und mit dem alten darmstädtischen Aufwande von Kupfern, Plänen, Rissen, Costumen erscheinen lassen wollte.

Kein Verleger erklärte sich bereit, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunstanstalten in Europa allein interessirendes Werk herauszugeben.

So saß Grüner denn Tage lang unter seinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte aus, wie — soeben zu Gluck's „Alceste“ der Vorhang aufgehen würde ... die leidenschaftliche Overture ist verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umsteht ihn in angemessener Gruppierung — der eine Säng' er dort, der andere da — wir sind in Delphi — Alceste tritt auf — die Priester des Apollo in langen Schleppgewändern nahen sich im majestätischen Zuge, zwei auf zwei, in gleichem Tempo, da auftretend, da abschwenkend, dort verschwindend — so schwelgte Grüner all-

nächtlich in seiner Armuth, sah die Lichter, hörte die Musik, schrieb jeder Bewegung von Menschen, die er sich dachte, so und so viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete diese Anordnungen auf und träumte eine Ausführung in höchster Vollendung.

Sonst, wenn ein solcher wirklich ausgeführter Abend in Darmstadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Wasser.

Aber die Wunderwelt der großen Oper, Gluck's mythologische Pracht, Mozart's „Titus“, Spontini's „Vestalin“ lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo seine Pläne neu erstehen, seine Gedanken und Bühnenanweisungen Leben gewinnen und sein Werk, wenn nicht im Druck erscheinen, doch noch einmal von einem Fürsten wie Großherzog Ludwig von Darmstadt würde in Ausführung gebracht werden.

Ein deutscher Theatersfürst besuchte ihn einige Jahre vor seinem Tode in Pesth.

Ein Theatersfürst ist ein Director.

Dieser Souverain suchte brauchbare Kräfte für sein heimisches Königreich.

Als eines Tages beim Besuch der Bühne seine Kleider sich von Del beschmukt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er seine Garderobe bringen sollte; der Mann, ein Greis, liefere gute Arbeit und er verdiene sich noch einen Gotteslohn, wenn er in des Unglücklichen Dachkammer stiege; es wäre der seit Jahren verschollene ehemalige Intendant der Frankfurter Bühne, Franz Grüner.

Der Director, kaum an die Möglichkeit eines solchen Sturzes glaubend, stieg in die Dachkammer.

Er fand einen abgekehrten kranken Greis, zusammengekauert unter alten Kleidern, die er von Flecken reinigte.

Erschüttert rebete er den einst von Glanz umgebenen Unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterstützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach seinen nächsten Bedürfnissen.

Aber er fand Timon.

Kein Wort des Dankes, keine Entgegennahme des Mitleids, keine freundliche Erwiderung.

„Ich will Ihr Almosen nicht,“ sagte der Greis, kaum von seinen alten schmutzigen Kleidern aufblickend. „Wenn Sie etwas für mich thun wollen als Director eines Theaters, da sind meine Misse=Scenen! Da ist die „Alceste“ Gluck's! Da ist „Iphigenie auf Tauris“, „Orpheus und Eurydice!“ Führen Sie meine Pläne aus! Lassen Sie wenigstens mein Werk auf Subscription drucken! Für Ihr Almosen dank' ich! Es kann mir nichts helfen!“

Damit schob der auf der Erde sitzende abgesetzte Theater=Lehr zornig die Brille auf die Nase zurück, griff nach seinen Fleckseifen, seinen Terpentingläsern, rieb die auf Bällen verdorbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er sie einst unter seinen springenden Wassern angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köstlicher Speisen verunreinigten Gewänder der Damen und wies auf einen alten Ofen, hinter dem aufgeschichtet die Träume seiner Phantasie lagen.

Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier aus seidenen Kleidern Flecken wusch, ob er hungerte und fror, er war ein König in seiner wahren Welt, ein Herrscher der Welt des Lampenlichts. Hinter jenem Ofen lagen in Folianten alle seine Ideen über Scenerie. Er konnte sich sagen: „Wer in Europa denkt über den zweiten Act von „Orpheus und Eurydice“ nach! Wer weiß, wie da die Nähe des Tartarus anzudeuten, der Furienchor einzuführen, dieser die vom 18. Jahrhundert bewunderte gewisse Septime mit dem erschütternden Nein! mit einem Schritte vorwärts zu begleiten hat? Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Thrazierstrand? Wer weiß die Zelte der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren? Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforscht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Costume, jeden Prospect niedergeschrieben...?“

Er verachtete seine Mitwelt.

Franz Grüner ist im Elend gestorben.

Sicher hatte er gehofft, es käme noch eine Zeit, die seinen Directionsstab und Arrangeurscepter wieder hervorziehen würde. Den Gedanken etwa an eine Nichtigkeit seiner gesammelten Schätze, die jeder Kundige, wo einmal beschloffen würde, Gluck zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde,

mochte er nicht fassen. Es hätte ein Fortunatussedel einen Tag lang den Armen zu Gebote stehen dürfen, er würde nur hineingegriffen haben, um sich wieder ein Theater zu pachten, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu stellen, Statisten marschiren, Wasser springen zu lassen.

Die Macht der Bühnenmuseu ist eine dämonische.

Wer je in ihrem Reiche auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, ist ihrem Zauber auf ewig verfallen.

II.

Der Pfeffer-Matthes.

Unter Führung eines Arztes, der an einer unserer berühmtesten Irrenanstalten wirkt, lern' ich, an ihn empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorstellungen kennen, die den menschlichen Geist mit jener ausschließlichen Alleinherrschaft einnehmen, die wir Wahnsinn nennen.

Blödsinn, Raserei sind die Folgen mehr oder weniger physischer Zustände; fixe Ideen aber, die mit der gesunden Beschaffenheit des Körpers verbunden sind, drücken eine gleichsam nur auf einen Punkt zusammengedrückte Geisteskraft aus und flößen uns durch die Folgerichtigkeit des falschen Denkens, durch die Voraussetzung sich von selbst verstehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der sich nicht im mindesten auch von dem Aufenthalte an einem solchen Heilorte beirren und von seinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichste Grauen ein.

Unter vielen solchen Opfern der räthselhaften Bildung unserer Vorstellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehreren stillen Zimmergenossen bewohnten freundlichen und in auffallender Ordnung erhal-

tenen Raum ein sonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängstlichen als in sich zufriedenen Mienen sich ankündigendes Männchen auf, das fröstelnd und zusammengekauert in einer Ecke saß und rings um sich her einen wunderbar durcheinandergeworfenen Apparat von Holzschitzereien, Tannenbüscheln, Bändern, Nüssen, Goldpapierschnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

„Das ist der Weihnachtsmann!“ sagte der Arzt halbblau zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der sich nicht stören ließ, aufmerksam.

Unverkennbar war das verhußelte Männchen mit einer Weihnachtsbescheerung beschäftigt.

Ein Messer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzstäben schälte, von denen einige schon auf einem Brett zu einer Figur zusammengesetzt waren, die etwa einer sogenannten Pyramide gleichkommen mochte.

Anderer solcher schon fertiger Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, standen neben ihm, zu seinen Füßen.

Die Äpfel waren verdorrt, die Nüsse halb verschimmelt, es schien eine ziemlich alte Bescheerung zu sein, die der Irtsinnige hier noch immer wie eine erst in der Vorbereitung begriffene behandelte.

Ich sah eine Weile dem Treiben des Greises zu.

Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einigemal scheu zu uns empor, es hatte einen stechenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetschen, die er wie Edelsteine zu behandeln schien, so vorsichtig legte er eine neben die andere, gleichsam um sich nicht zu verwirren und im Hundertsten das Tausendste zu verwechseln.

Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten.

Doch waren sie in der ihnen beschiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothschild, er machte sich ein Papiergeld selbst, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) so gutmüthig, daß sie mit dem wie es schien

reizbaren Alten, dem Weihnachtsmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, sich in aller Friedfertigkeit vertragen.

Der zusammengeknöpfte Hausoberrock, die fröstelnden Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenschein, der durch die Fenster fiel, in einem Widerspruche standen, der mir mehr rührend als komisch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: „Nacht's kalt?“

Eine fröstelnd sich schüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

„Was schreiben wir heute für ein Datum?“ fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Consequenzen der Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

„Bald Weihnachten, Weihnachten!“ war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Krösus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Januar, dem großen Preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jener wiederum einen Adletorden irgend einer neuen Klasse zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europas bei dem Andern aufgenommen hatten.

Der Alte blieb dabei, die Weihnachtszeit wäre nahe im Anzuge und ein guter Hausvater müsse sich rüsten, den Seizigen Freude zu bereiten.

Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Personen zu nennen, für welche er die Weihnachtsbäume, die schon fertig, ebenso bestimmt hätte wie die, die er erst noch herrichten und schmücken wollte.

„Ein Theil dieser Personen,“ flüsterte mir mein Begleiter zu, „ist todt; aber sie leben in seiner Erinnerung; es sind seine Kinder, seine Dienstleute, seine Verwandte. Er ist reich und kann hier nach Wunsch gehalten werden. Sein Zustand ist die Folge des Geizes. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie seine Manie entstanden ist . . .“

Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, sein Frösteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, sagte der Arzt: „Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir sind erst im September und Ihnen geht schon die schöne herrliche Weihnachtszeit auf. Lassen Sie sich doch bedenken! Wir haben noch volle sechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtsbäume gehören sich doch frische Nüsse. Die sind dies Jahr noch gar nicht geschüttelt worden. Aengstigen Sie sich nicht. Christkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herzurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!“

Der Alte schnitt ein sauerlächelndes Gesicht.

Unverkennbar war in seinen Mienen Geiz abgeprägt.

Er antwortet nicht, sondern fuhr in seinem Bau von Weihnachtsbäumen fort und mein Gefährte sagte einfach: „Gehen wir weiter!“

Im Hinaustreten fügte er hinzu: „Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er sich zu sehr aufhäuft und den beiden Anderen den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, so muß der Alte Weihnachtsbäume machen. Die Furcht vor dem Christkind ist eben sein stiller Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre eine einträgliche Spezerei- und Materialwaarenhandlung führte.“

Neue Eindrücke unserer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre schwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geschichte des Pfeffer-Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick seiner lieblichen und fröhlich sich tummelnden Kinder darauf gebracht hätte.

Ihr Vater war, als wir die Pforte des trauervollen Asyls der Geisteskranken hinter uns zufallen hörten, so freundlich, mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda der nahen Wohnung auszuruhen.

Die Zurüstungen des Kaffeetisches lockten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das sich an die vom freundlichsten Abendsonnenlicht vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger

bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm selbst und der Assistenzarzt tauschte vollends schwerlich mit einem Andern, so im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte, mit seiner reizenden Fernsicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich sich schlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang.

Die Brust athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Gesehenen.

Das humoristische „Man gewöhnt's“ milderte nicht so gleich die Schauer, die noch nachbebten.

Es wurde manches Wort über die Ursachen der Geistesstörungen überhaupt gesprochen, über die Zunahme an Geisteskranken in unserer Zeit, über die Ursachen, die dafür wol eben in der Zeit selbst liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches.

Das Gefühl, seiner eigenen fünf Sinne mächtig zu sein, wirkt dabei in der That so trostreich, das man bald sich selbst in die wunderlichsten Erscheinungen findet.

So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her sprangen und kletterten, mit einem großen Hunde spielten und auf der Terrasse, die sich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halzbrechende Kunststücke ausführten, als Uebergang zu den Weihnachtsfreuden und zu jenem närrischen Alten, der so lediglich und ausschließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beschäftigt schien, auf den der Glaube und die Liebe so viel Reize des Glückes und der Poesie ausgeschüttet haben.

„Ja, der Pfeffer-Matthes!“ sagte der Doctor. „Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus bester Quelle, da ich beim Ursprung dieser Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man sechs Jahre verheirathet, kommt man nicht alle Tage auf die schöne Zeit des Brautstandes zurück.“

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verstehen kann, der

selbst verheirathet ist. Wer es noch nicht ist oder wer überhaupt nicht heirathen will, dem sagen wir nur, daß diese kleine Geberde etwa so viel sagen will, als: Die Ehe ist jener merkwürdige Lebensstand, wo zwei Menschen so nahe aneinandergerückt sind, daß sie gar nicht anders können, als ewig aneinander zu streifen und manchmal recht unsanft sich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man so nahe aneinandergerückt ist, daß man sich nichts nachtragen kann und auf eine Verstimmung immer wieder ein Duzend Gelegenheiten hat, sich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu sagen: Vergeben und Vergessen.

Der Doctor zog seine Cigarrentasche und mich ermunternd, seinem Beispiele zu folgen, erzählte er folgendes Beispiel aus seinem Leben:

„Es gab,“ begann er, „vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Frost war unerhört, der Schnee lag schuhhoch und knirschte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte mich aber nicht, von der großen Residenz, wo ich wohnte und meine Gramina machte, zum Weihnachtsabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarstadt zu reisen, wohin mich ein Weihnachtsbaum zog, den mir schon in's dritte Jahr die liebste Hand auf Erden anzündete, die schöne — sehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war sie meine Braut.“

„Wie viel Mühe sie mir gemacht hat, sie als solche zu erobern, bewies ich unter Andern dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr und mochte ein Wetter sein wie da wollte, mich einsand bei der Bescheerung und acht Tage darauf beim Punschnapf.“

„Gewöhnlich bediente ich mich, um von Kutschern unabhängig zu sein, eines gemietheten Pferdes.“

„So ritt ich auch jenen Weihnachtsabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie schon zweimal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus.“

„Links und rechts am Sattel waren Bescheerungen angebündelt; das rasselte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geschwistern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers, quer über

die Kruppe, lag ein Gegenstand festgebunden, der mich zwang, sehr langsam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtisch von Mahagony. Wer den Reiter so in der grimmen Winternacht im Zwielficht fern hinstrotten sah, hätte unsere Gesamterscheinung für irgend eine fabulose Species aus Ruff's Naturgeschichte halten müssen. Im Mantel, hinten und vorn, waren noch packweise Thorner und Nürnberger Lebkuchen versteckt, kurz ich war ein berittener Weihnachtsmarkt und hätte jedem Abällino, der mich vielleicht auf der einsamen Landstraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, sicher wenigstens für seine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben."

"So kam ich langsam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelztiefeln mit abgestorbenen Füßen und mit kläglich durchkribbelten Händen, in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne — Kleinstädterin zu sein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Frost immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie versilbert, und als die Nacht einbrach, standen die Sterne so glitzernd kalt am Himmel, so funkelnd lockend und doch so aller belebenden Wärme bar wie die schönen Augen einer herzlosen Kofette."

"Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetischen Beschreibungen aufzuhalten."

"Also zur Sache."

"Dicht an dem Städtchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte."

"Ich kann nicht verschweigen, daß das Läuten der Weihnachtsglocken vom Städtchen her mich innig ergriff. Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war so still in winterlicher Ruhe um mich her und mein Herz so voll von Sehnsucht und Kindheits Erinnerung. Ich blickte voll Rührung auf den schon in tiefnächtlichem Dunkel liegenden Friedhof, auf die stillen kleinen Schneehügel, die verschneiten Kreuze und Grabsteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die sich dazwischendrängende Sehnsucht nach Euren warmen Defen, Eurem warmen Thee und gewissen noch

wärmern Küffen nicht gewesen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Mensch ist nun einmal so. Was zu schön ist und zu reich, das macht uns weich u. s. w., u. s. w."

„Schäme Dich, daß Du Deiner Thränen spottest,“ unterbrach die Doctorin.

„Er spottet ihrer nicht,“ vertheidigte ich den Erzähler, „im neunzehnten Jahrhundert ist es eben Mode, von seinen Thränen nicht anders als nur schriftlich oder gedruckt zu sprechen. Lassen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung.“

„Also der Kirchhof!“ wiederholte der Erzähler. . . . „Wie ich so den sanften Glockenklingen über den leuchtenden Schnee hinüberlauschte, seh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dacht' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich sonst wol leiden mag, weil es den Lustigsten manchmal erinnern muß, unwillkürlich an den Tod zu denken, so ist das gewiß ein armes liebendes vereinsamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges starb. Das denkt da im Schnee an die Weihnachtsfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beschieden ist. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe seines Theuern schaufelt's den Schnee weg, um wol einen Kranz darauf zu legen.“

„Und wie gedacht, so war es fast.“

„Wenigstens stand die Laterne still, mitten auf dem Friedhofe stand sie still. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malvina, ich kannte alle Wege in Cuerm Nest, die offenen und die geheimen gar schon.“

„Also es war ein Trauernder.“

„Natürlich ritt ich weiter, ritt in's Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hause, pochte und kam just zu rechter Zeit zum Weihnachtsbaum, den ich selbst noch schmücken wollte und der schon weit mehr für mich geschmückt war — wie immer!“

„Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Bescheerung war vorüber, wir saßen schon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum aus dem Ofen gekommenen Weihnachtsstollen und wärmten uns an der Spende einer

kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Christbaum nicht mehr ansah vor Interesse an den Einzelheiten der Bescheerung, einem Interesse, das von Bewunderung, wie auch wol sonst im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt — als wir plötzlich auf der Straße es laut werden hörten. Stimmen sprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen.“

„Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt.“

„Ein Kranker oder Verunglückter!“ hieß es.

„Wir sprangen aus unserm traulichen Kreise auf und in der That begehrte man die Hülfe des Vaters.“

„Eine Anzahl Menschen stand vor dem Hause und theilte sich die Thatsache mit. Auf dem Kirchhose ist Einer erfroren! hieß es. Es ist der Pfeffer-Matthes!“

„Mein Schwiegervater war schon in den Kleibern, mein Liebchen da hatte ihm schon den Pelz übergeworfen.“

Noch war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein, wie ich sogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von seinem Gewerbe kam, erfroren sein konnte, nicht erörtert, als ich mich schon dem Vater angeschlossen hatte.“

„Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhose gefunden, mußte mein Interesse nur wachsen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhose gesehen.“

„Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der stattlichsten am Markte war.“

„Die Menschen, die die plötzliche Unruhe in der sonst so stillen und nur von Kindertrumpeten und Trommeln heute alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, sah ich wol mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an. Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anwesende, die uns begleiteten und sich in's Haus, in das man den Pfeffer-Matthes schon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinsame Auffassung des Vorfalls.“

„Hat er's nun weg, der Geizhals?“ hieß es. „Straft ihn seine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigstens zu seinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!“

„Eine Aufklärung dieser Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beschäftigt war, den Erstarrten in's Leben zurückzurufen.“

„Man hatte ihn in sein Schlafzimmer gebracht, dies schnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen riech.“

„Die Dienstboten, die Ladenbursche mußten zu diesem Hülfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr von Lebenszeichen war erst allmählig aufrichtig, erst der Erfolg ermunterte sie. Zu lange konnte der, wie man sah, nicht beliebte Mann nicht im Zustande der Erstarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgestürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme gesehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und so war die Hülfe von zufällig Vorübergehenden beschleunigt worden.“

„Unseren angestregten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entschiedensten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Einflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die gesteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben.“

„Es war eine grimmig eisige Nacht, als wir erschöpft über die nun todtstillen Straßen selbst die Ruhe und unser warmes Lager zu gewinnen eilten.“

„In aller Frühe war der Vater schon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes.“

„Ich erfuhr gerüchtweise, daß der Gerettete schon aufgestanden war, und hatte inzwischen mancherlei Anderes, was mich in Anspruch nahm.“

„Zu Mittag, als der Mutter fast die köstliche Gans zu lange am Feuer stand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht so gut ausah, als man Anfangs geglaubt hatte.“

„Zwar hatte ihn der Vater schon auf und im rühigen Zustande gefunden, aber der Unfall hatte, wie seine Reden, sein Gebahren und Thun bezeugte, seine Geisteskräfte angegriffen.“

„Gleich nachdem er aus dem Bette sich erhoben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Kästen aufgezogen, hatte Rosinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt bescheeren.“

„Seine Dienstleute staunten. Jedem versprach er goldene Berge, und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem versichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre.“

„Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater gesagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche singen? Es ist ja schon heute der zweite Gottesdienst.“

„Matthes hörte auf keine Widerlegung, schüttelte den Kopf und versicherte, seine Frau hätte ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenbursche auf das neue Jahr vertröstete und ähnliche Versäumnisse sich zu Schulden kommen ließ.“

„Auf seine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längst gestorben wären, hatte ein offener Irrsinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhose war nicht überwunden; das physische Wohl war da, aber der Frost hatte das Gehirnleben zerstört.“

„Der Zustand änderte sich nicht.“

„Die Erben ließen nicht auf sich warten. Sie beantragten den Zustand des Pfeffer-Matthes zu constatiren und dessen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet sein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanstalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältnissen sein Wesen fortreiben. Er hat die Manie des Bescheerenwollens, er schnitzelt und zimmert Christbäumchen, er schmückt sie und vergoldet Äpfel und Nüsse und holt nach, was er wol an zwanzig Jahre seines Lebens versäumt hat.“

„Denn der Pfeffer-Matthes war so geizig gewesen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede,

die er überflüssig nannte, ganz beseitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem sagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe gestanden, stürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geschichten über Geschichten, daß jede Ehe, wo er dem Jawort beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Bescheerung zur Christzeit, diesen ihm besonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, so schückte er, um die Weihnachtsgeschenke zu vermeiden, den einst allerdings in die Weihnachtszeit gefallenem Tod seiner Frau und seiner Kinder vor, um sich von dem allgemeinen Feste der Freude dispensiren zu können."

"Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtszeit nicht die Rede sein durfte. Schon manche Dienstmagd hatte ihn deshalb verlassen, schon mancher Hausknecht, mancher Laufbursche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düstern Weihnachten in Pfeffer-Matthes' Hause in Umlauf gebracht, er ließ sich nicht irre machen, er behauptete, seinem gefühlvollen Herzen, seiner nur dem schmerzlichsten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Mensch mit Bescheerung und ähnlichen Lustbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede seines liebevollen Herzens zu Gunsten seines Geldbeutels auch ganz wahrscheinlich zu machen, ging er regelmäßig an jedem Weihnachtsabend an das Grab seiner „theuern Verbliebenen“, behauptete, daselbst, während Alle sich freuten, eine Stunde der schmerzlichsten Erinnerung zu weihen, und trieb diese Verstellung Jahr ein Jahr aus so consequent, bis einmal bei zwanzig Graden Kälte seine Pelzstiefeln und der alte große Mantel ihren Dienst versagten und der Bucherer mit seiner Lüge einschloß und erfror."

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten sich die Kinder wieder eingefunden und der ernstkomische Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmlosem Sinne bald wieder verwischt.

Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich abscheidend mich erhob, zu bemerken: „Diese Nemesis hat Methode. Was zwanzig Jahre in dem starren Geiste als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbe-

mußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springsfeder empor und macht sich nun wie von selber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Neue fehlt."

„Wer weiß!“ bemerkte die Hausfrau. „Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß seine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals schon seine Kinder regelmäßig um die Weihnachtszeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge ersparte, diese gute Mutter ihm erschienen ist und ihm zugerufen hat: Du heilloser Matthes, ich starb Dir ja keineswegs am Heiligen Abend, und wenn auch, wie könntest Du denn mein Andenken besser feiern, als indem Du Andere glücklich machst? Was mußt Du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat sie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erstarrte und schon die Geisterstimmen hörte, befohlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Christkindchen je verbrach. So emsig würde er da oben nun nicht sitzen und seine vergessenen Weihnachtsbäume schnitzeln, wenn er nicht die schrecklichste Furcht hätte. Das bleibt gewiß! Die Weihnachtszeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe Dem, der den Weihnachtsmann, und wenn's bei der bittersten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung setzt.“

„Da sehen Sie,“ sagte der Doctor beim Abschied, „so eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da oben kostet mir jährlich eine ganz hübsche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von schlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einschränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der sich Europa gegenwärtig befindet, so bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle diese sonst so vernünftigen und höchst gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm Dich in Acht oder das Christkindchen macht aus Dir auch so einen Pfeffer-Matthes!“

Um die Nutzenanwendung dieses Stückleins allgemein zu

machen, möge jede Ehefrau, die es etwa lesen sollte, ihrem Mann es wiedererzählen zum Advent, vier Wochen vor'm Feste, wo man über das Weihnachtsbudget noch immer einige gute Entschlüsse fassen kann.

III.

Aus dem Schwabenland.

Der Holzenbauer war in Ravensburg und brachte Getreid zu Markt.

Als er sein Sach verkauft hatte, ließ er sein Gespann mit zwei muthigen Säulen, die es jetzt, nach dem Holzenhof zurück, leicht hatten, auf dem Markt dicht am Brunnen stehen und ging hinüber in's Wirthshaus zum Dhsen. Er wollte sich nur an einem Schöppl Unter-Türkheimer erquicken, denn vom vielen Reden beim Handeln wär' ihm die Zung' trocken geworden. Die Weiber, sagt' er auch, sind am Brunnen indessen genug und werden schon aufpassen, daß die Säule gut thun.

Im Dhsen fand der Holzenbauer den Wiesenbauer, den Lerchenbauer und den Sonnenwirth von Heidheim und sonst noch einige gute Bekannte, die ihm mit ihrer überaus großen Freundschaft, weil sie getrennt von einander lebten und sich nur auf dem Markte zu Ravensburg zuweilen sahen, das Herz schwer machten und auch den Kopf. Sie waren über Krieg und Frieden, über die Steuern und die Getreidepreise ganz Eins, nur über den Unterschied vom Ober- und Unter-Türkheimer stritten sie sich und da Jeder von ihnen dem abweichenden Geschmack einen andern Namen zu geben mußte und immer noch ein Lüstle besser sagen konnte, wodurch man diese gar herrlichen Neckarweine zu unterscheiden hätte, so läßt sich begreifen, daß Jeder von ihnen mehr als einen Schoppen trant.

Als der Holzbauer nach einer Stunde und länger seine Schuldigkeit entrichtet hatte und sich früher auf den Weg machen wollte, als seine Freunde, die es nicht so weit hatten, wie er nach Stetten, trat er auf den Ravensburger Markt hinaus und suchte sein Gefährt am Brunnen. Da er nichts dort von zwei Rossen und einem Wagen mit vier Rädern antraf, so glaubte er erst, daß der Knecht im Döfen das Geschirr in den Hof möchte gezogen haben und die Säule in den Stall. Der Knecht stand aber schon bei ihm und versicherte ihm das Gegentheil. Ravensburg ist nun nicht so groß, wie Ravenna in Italien, das man das welsche Ravensburg nennen möchte, aber auch nicht so klein, daß man nicht Leute genug auf dem Markte angetroffen hätte, die sich fragen ließen, wo ist das Gefährt hingekommen da vom Brunnen, mit den zwei schwarzen Säulen? Vor einer halben Stunde hatten's alle noch gesehen, seitdem aber nimmer. Dem Holzbauer war sein Fuhrwerk entweder durchgegangen oder man hatte es ihm gestohlen.

So etwas kommt in Ravensburg und überall vor. Und in Ravensburg dazumal noch ehnder als anderswo, denn es war just ein gefährlicher Dieb aus dem Zuchthause in Omünd ausgebrochen und machte schon lange die Gegend unsicher, von den obern Steigen herab bis hinunter an den Bodensee, trotz der vielen Brigadiers, die im Auftrage der öffentlichen Sicherheit eine so weite Strecke entlang aufgestellt sind. Es lief auch gleich Allen, die das Schreien und schreckliche Wundern des Holzbauern hörten und herzurannten, der Name Jäckle auf die Zunge; Jäckle hieß der schreckliche Dieb, vor dem sich männiglich seit ein paar Wochen in der Gegend nicht genug hüten konnte. Und ob es nun der Jäckle war oder sonst ein schlechter Kerl, die Säule des Holzbauern waren eben fort und der Wagen mit ihnen.

In Ravensburg stand damals ein sehr verdienstvoller Brigadier. Er hieß Speidle. Wie die Leute sich auf ihn verlassen konnten, ersah man daraus, daß kaum der Jammer und das Hin- und Wiederrufen des Holzbauern, der sich einbildete, die Säule müßten sein Ho! Ha! He! unter allen Umständen, wenn sie nicht eben gar zu weit wären, doch ver-

nehmen, den Markt entlang scholl, auch schon der Speidle zur Hand war und erklärte: „Das ist ein Stückle vom Fäcke; der Lump ist heute früh auf der Altdorfer Straße gesehen worden!“

„Zehn Kronenthaler,“ schrie der Holzenbauer, „zehn Kronenthaler geb' ich, wer mir mein Gefährt wieder schafft und wären's nur die Gäule allein!“

Das war ein Wort! Der Holzenbauer hatte etwas Großes ausgerufen. Zehn Kronenthaler! Er hatte Zeugen ringsum und nicht nur einmal wiederhol' er's, sondern so oft, daß es auch der Brigadier hören mußte, auch wenn eine Belohnung nicht im Mindesten das war, um was allein schon er das Fuhrwerk einholen mußte und den muthmaßlichen Räuber ohnehin. Daß er noch zögerte und nicht schon sein Pferd, welches im Ochsen stand, vorgeführt beehrte, lag nur noch an den Informationen, die er sich am Brunnen von Frauen, von einigen Kindern und alten Männern, die unter den vielen Wägen, die auf dem Markte leer standen, auch den des Holzenbauern noch, wie gesagt, vor einer halben Stunde gesehen haben wollten, holen zu müssen glaubte, ehe er an's Werk ging. Doch scholl auch ihm das Wort: „Zehn Kronenthaler geb' ich!“ mit seinem ganzen hellen Silberklang in's Ohr und es spornte nicht wenig seinen Eifer, ob er auch so that, als spräche nur der Vorfall ganz für sich selbst und lohne sich die Wiedereroberung am allerbesten dadurch, daß sie gelänge.

Waren dem Holzenbauer beim Herausstreten aus dem Ochsen vom vielen Streiten über den Türkheimer, den obern und den untern, zwar die Häuser von Ravensburg — ich will nicht sagen, daß sie alle so fest stehen und daß man ihrer etliche nicht auch ohnehin müßte wacklig nennen — wie in einem Nebel durcheinander gegangen, so hatte ihm doch jetzt sein jäher Schrecken so sehr die Besinnung wiedergegeben, daß er nicht nur die Condolationen, sondern schon die Tröstungen seiner guten Freunde nicht nur, sondern von halb Ravensburg mit klarem Bewußtsein entgegennehmen konnte. Von allen Seiten scholl es laut wieder: Der Speidle macht's! Der Speidle, das ist Giner! Der Speidle bringt die Gäule

wieder! und mitten durch rollte es durch die Umstehenden, gerade so rund, als wären sie schon ausgezahlt: „Zehn Kronenthaler kriegt er!“ Man sagte das nicht allzu laut; denn Speidle hielt auf seine Würde als Brigadier, gestattete keine Vertraulichkeit und war nicht umsonst in Ludwigsburg fünf Jahre Exerciermeister auf dem Glacis gewesen. Aber laut genug war's, daß der Holzenbauer doch den gewaltigen Anschlag des Preises vernahm, den er ausgesetzt hatte. Schon als er lange nicht mehr rief: „Zehn Kronenthaler geb' ich!“ riefen's die, die um ihn her standen, und schon saß Speidle auf seinem Braunen, schnallte die Zügel länger, rief seiner Frau noch zu, wenn er über Nacht ausbliebe, thät's nichts — sie war's schon gewohnt, daß der Mann zuweilen in den Wäldern campirte — gab dem Braunen die Sporen, und auf und davon sprengte er zum südlichen Thore hinaus auf Stadel zu; denn das wußt' er schon, war es der Fackle, der das Gefährt gestohlen hatte, so hatte der damit gesucht, in's Weite zu kommen und womöglich den See und von da das Schweizergebiet zu erreichen, auch wenn er die Gäule hätte sollen eine halbe Stunde weit vom Dampfschiff, das bei Mörsburg landet, im freien Felde stehen lassen.

Lieber Leser, es ist schon gar lange her, daß ich mich auf die Gerechtigkeitspflege in Württemberg nicht mehr so verstehe, um Dir genau zu schildern, wie der Kitt eines Brigadiers auf der staubigen Landstraße sich äußerlich gemacht hat. In meinen jungen Jahren konnte man nicht von Stuttgart nach Heidelberg reisen, ohne nicht immer seinen gehörig vidimirten Paß den Brigadiers herauszubündeln. Tragen sie grüne Uniformen mit rothen Aufschlägen und Casketts von glänzenden Wachsleinen, oder haben sie auch die Preussische Sturmhaube schon über sich kommen lassen, ich weiß es nicht, und nur das kann ich vom Speidle sagen, daß sein Säbel nicht wenig klapperte, sein Brauner nicht wenig aussprang und daß er schon im nächsten Dorfe über ein rasch dahinfliegendes leeres Bauergefährts Mittheilungen erhielt, die so gut wie eine entdeckte Spur waren.

Diese Spur ging aber vom See ab und auf das Badische. Dank unsrer kräftigen und das Vaterland so stark

machenden deutschen Einheit, der württembergische Brigadier brauchte vor dem badischen Grenzpfahl nicht zu stutzen. Sein Kopf durfte, so schweißgebadet es war, sich weiter tummeln auf Salem zu. Es war keinem Zweifel unterworfen, Speidle war dem Räuber auf der Fährte. Alle Zeichen trafen zu, alle Aussagen bestätigten die eilende Hast eines Bauernwagens mit zwei Säulen, und auch das verwilberte Ausschauen des Führers war bereits diesem Feldarbeiter und jenem Schäfer genugsam aufgefallen.

Inzwischen war es Abend geworden. An einem Spätsommertage geht die Sonne noch immer nicht so zeitig zur Ruhe, aber gegen acht Uhr wird es doch schon dunkel und bereits gab Speidle auf, wenigstens mit dem Gaul, den er noch ritt, den flüchtigen Dieb zu erreichen. Er war von Mittag eils bis acht Uhr Abends ununterbrochen, hier und da nur seinen Braunen in der Eile ein wenig verschmausen lassend, geritten. Nur der Jäckle konnte der Dieb gewesen sein. Ohne Zweifel suchte der aber den See just zu vermeiden, hielt sich an die waldigeren Wege und wollte zuletzt wol über Schaffhausen zu in die Schweiz brechen. Jäckle war einer der gefährlichsten Verbrecher, doch von keinem persönlichen Muth. Speidle hatte zwar seine Pistolen in den Halstern schußfertig, aber er wußte, daß er nur auf den Jäckle anzulegen braucht, um ihn sogleich zu Stand zu bringen. Und beinahe wär' es dazu gekommen. Denn schon im Begriff, in St. Gilgen, einem Dorfe oberhalb Ludwigshafen, sein Pferd im Wirthshaus zum Löwen einzustellen und sich irgendwie ein frisches zu verschaffen, und wär' es ein Bauernpferd, das er als tüchtiger Reiter schon in Gang zu bringen verstand, entdeckte er die unmittelbarste Nähe des Flüchtlings. Auf der Landstraße jagte der mit dem Wagen dem Walde zu. Speidle ihm nach. Der Wald war noch nicht erreicht, als der Dieb, den Speidle sogleich als den entsprungenen Jäckle erkannte, vom Wagen sprang. Er stürzte. Das Fuhrwerk hielt stille. Jäckle raffte sich wieder auf und lief spornstreichs zum Wald. Speidle hätte seinen Gaul nur noch ein klein wenig anspornen dürfen und er würde den Verbrecher ergriffen haben. Aber so geht es den Menschen,

selbst den in grüner Uniform mit rothen Aufschlägen. Das Wort: Zehn Kronenthaler! hatte den Speidle so in Beschlag genommen, daß er, wie er nur des Holzbauern todtmüde Gäule vor sich und nur den neugebauten stattlichen Leiterwagen mit seinen dampfenden Achsen sahe, augenblicklich das Gefühl hatte, als müßte er sagen: Je nun, das Ziel Deiner Mühe ist erreicht. Mit dem Jäckle hat's heute nicht so eilig!

Der Augenblick der Genugthuung, den Wagen und die Pferde des Holzbauern zu besitzen, war allerdings nur kurz, nicht länger als eine freudige Betrachtung über die vorläufig gelungene Hauptsache seiner Bemühung, aber immer lang genug, um den Jäckle bis dicht an den Wald entfliehen zu lassen. Speidle jagte ihm zwar einige Kopflängen nach. Er hätte aber, als er im Gebüsch verschwand, absteigen, sein Pferd anbinden, mit geladenem Pistol ihm folgen müssen — heute lagen zehn Kronenthaler zwischen ihm und seiner Pflicht. Er ließ den Jäckle laufen und kehrte zu seinen Trophäen zurück, die er nach St. Gilgen führte und im Wirthshaus zum Löwen unterbrachte. Den drei Rossen that die Ruhe noth, wie ihm selbst. Er übernachtete in St. Gilgen.

Am folgenden Morgen machte sich Speidle gemächlich auf den Heimweg.

Ein Knecht übernahm für ein Billiges das Fuhrwerk zu regieren. Speidle ritt hinterher.

Wie er so allem Vorgefallenen von gestern nachdachte, kamen ihm ganz eigene Gedanken.

Es war an sich zwar tröstlich und konnte seinem Stolze nur schmeicheln, sich zu denken: Heute Abend ziehst Du in Ravensburg ein und bringst das Gefährt des Holzbauern, den läßt man auf morgen in die Stadt rufen und der Amtmann übergiebt ihm feierlich, was ihm wieder der Brigadier Speidle gerettet hat.

Indessen, wenn er nebenbei, an Händen und Füßen geschlossen, oder an seinen Gaul gebunden auch den Jäckle hätte neben sich laufen gehabt, es hätte ihm fast wohler gethan.

Er hatte zwar in seinem Gewissen eine Menge guter Für-

Sprecher, die ihm sagten: Ei, Speidle, sei kein Narr, gib Dich mit dem, was gelungen ist, zufrieden! Aber diese guten Fürsprecher und Freunde, die wir in solchen Fällen in unserm Gewissen Kreuzfeuer schießen haben und die Skrupel zum Teufel jagen und uns zuletzt mit einem schönen weißen Unschuldsmäntelchen als Triumphator ausstaffiren, werden mit der Zeit in solchen Fällen immer kleinlauter, verschießen ihr Pulver immermehr und wenn es recht an's Triumphiren gehen soll, ist das Mäntelchen so klein, so kurz, so knapp, daß es kaum unsre Blöße bedeckt, geschweige gar uns mit Würde und Erhabenheit bekleidet. . . Speidle war ein so großer Exerciermeister in Ludwigsburg gewesen, er hatte für mehrere Capitulationen an seinem Arme so prächtige silberne Ripen zu tragen, er war ein Brigadier, dem es nicht fehlen konnte, irgendwo noch zuletzt bei einem Rent- oder Gefällamte einen achtbaren Ruheposten für seine alten Tage zu bekommen, er hielt ganz Ravensburg, selbst den Amtmann so in Respect, daß ihn Niemand vertraulich zu behandeln wagte und am wenigsten etwa ein Bauer auf die Schulter klopfen und mit einem Hört einmal, er! anreden durfte — dafür war er, wie er zu sagen pflegte, zu lange in Eßlingen auf „die hohe Schule“ gegangen — und nun hätte möglicherweise der Amtmann doch seine goldene Brille in die Höhe ziehen und wiederholen können, was schon seit gestern Abend vor'm Einschlafen sein Gewissen sagte: Aber Himmeltausendsackerment! Den Säcke einzufangen, wäre denn doch, dünkt' ich, wichtiger gewesen, als nur das Gefährt vom Holzenbauern: Der Zuchthausverweser von Gmünd hätte Ihnen einen schönern Dank gesagt, der heller im Lande und vor Ihrem König geklungen hätte, als den die zehn Kronenthaler vom Holzenbauer geben werden!

Indessen es war nun nicht anders. Speidle brachte nicht den Säcke, sondern nur den Wagen und die Pferde des Holzenbauern heim. Und sein rebellischer Brummer im Herzen hätte auch schweigen können, wenn's auf die Ravensburger angekommen wäre. Denn die liefen aus allen Thüren und guckten aus allen Fenstern als es hieß: der Brigadier hat's richtig wieder gewonnen! O das ist Einer!

Und die Art, wie er's gewonnen, hatte er wol schon ein dutzendmal erzählen müssen, ehe nur sein Brauner wieder beim Ochsenwirth im Stalle stand — das Thierle war dort in Kost und Logis — und im Protokoll auf dem Amte muß't's dann auch noch ausführlich gesagt werden und was das schönste war, der Herr Lechler, Amtmann in Ravensburg, war dem Brigadier in alle Wege gewogen. Er schüttelte zwar etwas lächelnd den Kopf über den nicht mitgebrachten Jäckle. Er schrieb gleich in's badische Waldgebirg' hinauf und zeigte denen da um Waldhut herum an, vor Wem sie sich nächst dem Hecker und Struve dort am meisten jetzt in Acht zu nehmen hätten . . . einige Hms! Hms! Ei, ei! unter seinem Schnurrbart und sein Schade um den Jäckle! so hervorgebrummt, waren für Speidle nur kurz schmerzende Stiche in's Gewissen; indessen ein Aufhebens machte Herr Lechler doch nicht davon. Seinem Brigadier gönnte er zehn Kronenthaler von ganzem Herzen. Hat man dann noch eine muntere und resolute Frau und Kinder, denen ein paar neue Hosen gar nicht schaden können, so kommt man in solchen Fällen auch über das Gewissen hinweg.

Wie es mit dem nun fast beim Speidle schon zur Ruhe gegangen war und seine Erwartungen nur noch in dem nächsten Morgen lebten, wo der Holzbauer zu verhoffen stand, um sich sein Eigenthum abzuholen, da mußte es ihm denn freilich wie ein furchtbarer Donnerschlag kommen, daß am selbigen nächsten Morgen der Holzbauer in seiner zufälligen Abwesenheit auf dem Amte in Ravensburg angekommen, dort die Protokolle sämmtlich unterschrieben, die Gebühren auch, auch was für den Knecht aus St. Gilgen und die Fütterung im Löwen und sonst verlegt worden war, bezahlt hatte, ihm dann aber gerade beim Hinuntersteigen der Treppe im Amtshause begegnete und auf ein Schön Dank! das er dem Brigadier nicht versagte, auch nicht die mindesten Anstalten folgen ließ, die ausgerufenen zehn Kronenthaler zu bezahlen. Es standen ihrer Leute genug in der Nähe, die die vorgestrigte Versicherung, die wie ein amtliches Ausschellen so feierlich erklungen, gehört hatten und dem Holzbauer jetzt einen Lumpen über den andern nachrufen konnten, als er sich vor'm

Amts Hause auf seinen Wagen setzte, die Peitsche ergriff und mit einigen Klüchen über die Kosten, die er ohnehin schon genug gehabt hätte, und die Versäumniß vollends richtig auf und davon machte. Von den zehn Kronenthalern selbst war und blieb keine Rede mehr.

Speidle ward erst freideweiß. Er war zu stolz, den Pferden des Holzenbauern in die Zügel zu fallen, aber das konnte er sich doch nicht versagen, zitternd auf die Amtsstube zu fliegen und dort zu fragen: Hat der Holzenbauer wirklich die zehn Kronenthaler nicht bezahlt?

Hier kam ihm zu Gehör, daß man den allerdings an seinen Preis erinnert, doch nur ein halb verlegnes, halb dummdreistes und eigentlich recht spitzbübisches Dreinlachen geerntet hätte.

Speidle sah verbissen und krampfhaft den Amtmann an. Lechler zuckte die Achseln und meinte: Es ist darüber nichts Schriftliches aufgesetzt worden. Diese Bauern sind eben nicht anders und der Holzenbauer ist schon einer von den schuftigsten!

Speidle hatte seinen Zorn weg und seinen ganzen unbeschreiblichen Schmerz. Er war schon mit dem bürgerlichen Leben genugsam vertraut, um zu wissen, was es heißt, wenn von einer Verbindlichkeit gesagt wird, sie ist nicht zu Papiere gebracht. Es ging dann nun wohl noch durch die ganze Stadt wie ein Flugfeuer, was der Holzenbauer für ein Lump wäre, die Einen verwünschten ihn, Andere lachten aber auch schon längst, denn der Polizei einen Merger gemacht zu sehen, thut Manchem wohl, selbst Leuten, die noch nicht zu den Schlimmen gehören. Lacht Mancher doch unwillkürlich, wenn ein Andern auf dem Eise ausgleitet. Es mag auch possirlich genug gewesen sein, die Vorstellung sich auszumalen, wie der Brigadier nach Hause kam und seine Frau, die nicht aus Ravensburg war, sondern aus Biberach und in Biberach schon Vieles besser gefunden haben wollte, als in Ravensburg, zu ihm sagte: „Nun, wo hast Du Deine zehn großen Thaler?“ und der Speidle ihr dann sagen mußte: „Es ist halt nichts; wir müssen sehen, wie wir mit unsern alten Gardinen noch so lange auskommen und mit den Ueber-

zügen der Betten, ob sie's gleich nöthig hätten, daß sie ausgerangirt würden; die Zeiten sind nun eben nicht darnach!"

So malte man sich's aus und wie es auch war und was auch die Frau Speidle gesagt haben mochte, der Brigadier hatte seinen Schmerz weg, und wenn wir's offen sagen sollen, so sah er ihn schon lange für eine Strafe an und wußte recht gut, wofür. Er brauchte nur dem Amtmann in's Gesicht zu sehen, da stand in Fraktur geschrieben: „Es geschieht Euch schon recht, Speidle!" Und jedes Tintenfaß auf der Kanzlei sprach so und jede abgestumpfte Feder und jeder leere Bogen Protokollpapier sagte: Sei nur froh, Speidle, daß es nicht noch schlimmer kommt!

Der Holzenbauer aber hatte sein Gefährt und war froh, daß die strengen aber warlich begründeten Vorwürfe seiner Mareili daheim allmählig nachlassen mußten. Denn die Schrecken, die er an demselben Markttag hatte überstehen müssen, als er auf den Holzenhof Abends zu Fuß heimkehrte und auf das kurze aber zum Tod verwunderte: „So, aber Sepple, wie kommst mir denn vor?" seines Weibes nur seine klägliche Geschichte vom Brunnen und vom Ochsen und Ober- und Unter-Türkheimer erzählen konnte und nichts, aber auch rein gar nichts zu seiner Entschuldigung hatte vorbringen können, als die „unmenschliche" Freundschaft des Wiesenbauern und des Lerchenbauern und des Sonnenwirths, wünschte er sich nicht zum zweiten Male.

Das Mareili war auch nach dem Wiedererlangen des Berlornen noch lange nicht zu beruhigen. Erst die mit Behagen empfundene Thatsache, daß der Holzenbauer wenigstens die „fürchtige Dummheit" nicht begangen und dem Volk da in der Stadt noch zehn Kronenthaler, wie sie sagte, „in den Rachen hinein gejagt" hatte, milderte allmählig die Spannung und den Druck, der auf dem Holzenhose das ganze Wohlgefühl über die leidlichen Getreidepreise für den heurigen Herbst zu beeinträchtigen gedroht hatte.

Im Holzenbauer aber selbst nagte und wurmte etwas, dem er nicht gut Worte zu geben mußte.

Gewissensbisse über eine, nicht mit Ehren eingehaltene moralische Verbindlichkeit möchte ein etwas zu vornehmer Aus-

druck sein für das, was in Sepple's Innern vorging. Hatte er doch ohnehin zu behaglich in sich hineingelacht, als er so mir nichts dir nichts von dem Amte in Ravensburg mit seinem Gefährt abfahren konnte und dem Brigadier, der es ihm gerettet, das Nachsehen ließ. Im Wirthshaus zu Stetten, wenn er den Unfall erzählte, hatte ohnehin Mancher gelacht über den Spafz und den Holzenbauer jetzt für einen rechten Schlaunen erklärt, den die Gemeinde früher von so einer pffiffigen Seite noch gar nicht gekannt hätte. Daß es eines Brigadiers verdammte Schuldigkeit sei, für das Wohl und Wehe der Menschen in Württemberg zu sorgen, stand ja bei jedem gesegneten Kreuzer fest, den man an schweren Steuern zu entrichten hatte. Ja, so verschiedenartig sind die Begriffe von dem, was die Menschen Anstand, Muth und Klugheit nennen, daß man sich auf drei Stunden Weges rings um Stetten schwerlich hätte nehmen lassen, den Holzenbauer, wenn er wirklich die zehn Kronenthaler gezahlt hätte, sein lebelang, da er der Mann nicht war, derlei als etwas Großes von sich zu geben und mit einem Nimbus und zu einem: Man muß aber sagen, der Holzenbauer! herauszustellen, zum Stichblatt und Spott aller Wirthshausunterhaltungen zu wählen. Bis in einige und noch ein paar Generationen hinaus hätte man sich die Geschichte von dem Holzenbauer dazumal erzählt, wie der kläglich sein Gefährt in Ravensburg verloren und, als er's wiedergekriegt, noch zehn Kronenthaler hätte obenein bezahlen müssen! Kurz, die Geschichte, wie sie jetzt lag, gereichte dem Holzenbauer eher zum Zuwachs als zur Abnahme seiner gemeindlichen Geltung und örtlichen Würde.

Anders war es aber mit des Holzenbauern Namen in Ravensburg. Es konnt' ihm zwar gleich sein, ob ihm der Wirth im Döfzen keinen guten Tag bot, wenn er den Markt besuchte; er kehrte vorm Thore eben im Waldhorn ein. Auch vor dem Speidle selbst, dem er oft begegnete, half ihm sein verlegnes Lachen. Das kam immer noch kecker hervor, als Speidle ertragen mochte; denn der blickte schon viel früher zur Erde, wenn er den Wortbrecher sah, als der Holzenbauer. Und ich will da nicht vom Gewissen reden. Angeführt zu werden von einem so dummen Bauer aus Stetten, das

war ihm sicher beschämender, als diesem sein gebrochenes Wort.

Nun gehen aber im Menschen, selbst wenn er nur im langen Rock mit metallnen Knöpfen, einer rothen Weste, gelblebernen Hosen und einem dreieckigen „Nebelstecher“ durch die Welt zwischen dem Holzenhof, seinen Aedern und der Gemeindewaldung von Stetten so hin und her trittelt, gar seltsame Grillen durch den Kopf. Allerlei Dämonen, die nicht gut, nicht böse sind, sind immer in der Menschenbrust geschäftig, der eine zu rathen, der andre zu verwarnen und besser ist besser! und, Faß es lieber beim Schwanz als bei den Hörnern! und dergleichen uralte Ewiges und so lang die Welt steht Grundwahres ihm zuzuwispeln. Die Köpfe, die so ganz in Nichts versunken sind und nur auf das nächste Mittagsbrod gerichtet, sollen selbst unter denen, die Kühe hüten und sich die Sonne in den Mund scheinen lassen, noch geboren werden. „Es strebt der Mensch, so lang er lebt.“

Der Holzenbauer konnte nicht ganz über das Gefühl hinweg, dem Brigadier doch einen schlechten Streich gespielt zu haben. Er war zwar weit entfernt von der Zartheit der Gefühle, die ihm ein Wiedergutmachen seiner Schuld angerathen hätte, doch tappte er in dem beneidenswerthen Dunkel, in dem sich das Gewissen aller dieser Menschen über die merkwürdigsten Dinge, die Unsererins schon längst in Verzweiflung gebracht hätten, zu halten versteht, so allmählig und allmählig in eine Stimmung hinein, die es ihm als eine höchst respectable und eigentlich einer öffentlichen Belobigung, etwa im Schwäbischen Merkur, würdige That erscheinen ließ, wenn er z. B. von seinen im September nunmehr geernteten Grundbirnen (Kartoffeln) einen Sack voll und keineswegs den schlechtesten, sondern im Gegentheil den strammsten und gefülltesten, dem Brigadier Speidle in Ravensburg für den Winter zum Geschenk machte!

Unser geläutertes Gefühl wird sagen: „Ja, wahrlich! ist denn da von jenen zehn verweigerten Kronenthalern ein Uebergang möglich zu einem dennoch gespendeten Sack mit Grundbirnen? Wie kann ein Mensch, der uns die Hoffnung auf siebenundzwanzig Gulden dreißig Kreuzer geraubt hat, an-

nehmen, daß ein Gegenstand von fünf Gulden dem Betrogenen Ersatz bieten könnte? Und wie ist überhaupt dem Holzenbauer noch eine Anknüpfung an das Ehrgefühl des Brigadiers möglich geschienen?"

Das mag bei Euch, die Ihr dies lest, unglaublich erscheinen. Dem Holzenbauer aber, in einem mit mäßigem Phosphor erleuchteten Schädel, dessen Welt schon am nächsten Heck die Sicherheit des gewohnten Denkens verliert, gestalteten sich wunderliche Ibeengänge. Mit demselben Lachen, mit dem der Holzenbauer damals vom Amte, ohne die zehn Kronenthaler erlegt zu haben, wegfahren konnte, konnte er sich auch jetzt wieder und noch dazu ohne viel Sentimentalität sagen: „Der arme Kerl da, der Brigadier, hat nun gar nichts bekommen, aber ein Sack mit Grundbirnen ist doch immer noch besser, als gar nichts!“ Und in dieser Hoffnung auf Annahme, diesem Gefühl, das aus der Speculation entstand, erstens in Ravensburg wieder im Ochsen einkehren zu können, der ihm seiner guten Freunde wegen allerdings zuletzt genehmer blieb, und zweitens die ewige, zwar nicht lästige, aber doch abschlußlose Beunruhigung seines Nachdenkens durch die Erinnerung an jene Vorfällenheit einzufür allemal zu beschwichtigen, lud er denn in der That eines Morgens, an einem kalten Octobertage, wo er wieder in Ravensburg Geschäfte hatte, den vollsten Sack mit Grundbirnen auf seinen Wagen mit dem festen Vorsatz, beim Speidle anzufahren und ihm für den Winter sothanes freiwilliges Geschenk zu überbringen.

Und er durfte sich, als er so nach Ravensburg hinüber fuhr, eingestehen, daß ihm seine Pfeife besser schmeckte denn sonst. Die Pelzkappe wärmte ihm sein mit einem großen Gedanken beruhigtes Gehirn, und wenn er offen sein wollte, so mußte er gestehen, daß er sich vorkam, wie der Gerechtesten Einer, vor dem jeder Heilige, an dem er vorüber fuhr und seine Kappe küftete, einen ordentlichen Respect haben mußte.

In dieser Stimmung fuhr er beim Speidle vor, hielt die Säule an, hob den schweren Sack selbst vom Wagen und trug das Geschenk sofort in die Hausflur.

Der Brigadier wohnte eine Stiege höher und war just zu Hause und stand draußen am Gatter der Stiege und

putzte sich, wie er das zuweilen mußte, die Knöpfe seiner Uniform mit geriebener Kreide und Spiritus blank, färbte die weißgewordenen Nähte mit aufgelöstem Kupferwasser und die abgeblaßten gelben Litzen mit einer anderen zweckdienlichen Tinctur.

Frägt halber Stiege hinauf der Holzenbauer, ob er dem Brigadier nicht unangenehm käme?

Antwortet der, finster die Augenbrauen zusammenziehend und voll Erstaunens: „Wer ist da? Was soll es? Was wollt Ihr?“

Der Holzenbauer kommt die Stiege herauf näher und bringt höflichst sein Erbieten an, und schließt mit einem sehr respectvollen: „Nehmen Sie's! Herr Brigadier! Sei er so gut, nehmen Sie's!“

Speidle, die Stimme erkennend und sich kaum umschauend, stand voll Grimm.

Die Grundbirnen an sich hätten ihm ganz wohlgethan; seine Frau kam auch schon aus der Rükenthür heraus und dachte nach Frauenart gerade wie der Bauer: Etwas ist besser als gar nichts! Aber das offenbare Zugeständniß, das da nun wirklich der Bauer selbst machte, ihm etwas schuldig zu sein, das Untergebot von zehn Kronenthalern auf einen Sack Kartoffeln, das wühlte des Brigadiers verhaltene Empfindungen so auf, daß er sich kaum beherrschend erst nur rief: „Kapp herunter, Kerl! wenn Einer wie Du mit dem Brigadier spricht!“

So schlug er dem Sepple auch gleich die Pelzkappe herunter.

Die Schwaben haben in solchen Fällen der stuzenden Verwunderung und der sich schon rüstenden Gegenwehr eine Wendung, die zwei einfache, aber eigenthümlich betonte Worte bezeichnen. Sie lauten halb überrascht, halb fragend: Ha! No?

Der Holzenbauer stieß sein Ha! No? trotzig genug hervor, bekämpfte sich indessen und bot der Frau, mit der er lieber allein zu thun haben wollte, wieder sein Geschenk an und sagte wiederum höflichst jetzt zu ihr allein: „Nehme Sie's! Frau! Unten steht mein Sack! Nehme Sie's!“

Den Brigadier überwallte der Zorn. Er vergaß seine

Stellung in der Gesellschaft, sein Amt, seine Würde, rief: „Nehme Sie's? Er da? Er nehme das da!“ und so faßte er über die Stiegenlehne hinüber den Holzenbauer in's Genick, schüttelte ihn und warf ihn so der Länge nach die fünfzehn bis zwanzig Stufen hinunter, daß der Holzenbauer zwar unten lebendig ankam, aber doch ein paar Male mit dem Kopfe an die Wand schlug und bei seinem Grundbirnensack der Länge nach mit einer blutenden Stirn hinstürzte. Und unserm nun einmal wild gewordenen Speidle noch nicht genug. Der Zorn trieb ihn die Stufen hinunter, ließ ihn die Hausthür aufreißen, und obgleich die Frau nacheilte, um den wüthigen Mann um Gottes willen zu besänftigen, so warf er den Holzenbauern noch auf die Gasse hinaus, den Sack hinten nach, so daß der nur lose zugeknüpfte aufging und die Grundbirnen hell über die Gasse rollten und nun schlug er die Hausthür zu und sagte mit knirschenden Zähnen: „So ist's recht! So nehme Sie's! So nehme Sie's!“

Der Holzenbauer lief blutend und voll ohnmächtiger Nachsucht, wie er war, auf's Amt.

Er klagte. Der Thatbestand sprach sogleich gegen den Brigadier. Der Amtmann mußte seinen eigenen Untergebenen auf's Amt rufen lassen, und als er kam und der Anklage nicht widersprechen konnte, zu fünf Gulden Strafe verurtheilen. „Speidle! Speidle!“ sagte Herr Vechler halblaut, als er fünf Gulden für ihn vorlegte, die ihm später an seinem Gehalt abgezogen werden mußten, und dem Holzenbauer hingab: „Speidle, die Nemesis rächt sich furchtbar an Ihnen! Was haben Sie Aermster schon Alles um den Jäckle ausgestanden, den sie in Gmünd noch immer nicht eingefangen haben!“

Speidle stand voll Ergebenheit. Er kannte sein Vergehen, wußte auch, wie schlimme Thaten eine ganze Kinderenschaft von üblen Folgen nach sich ziehen und später auch konnte er sich von Herrn Vechler erklären lassen, wie das Alles mit dem Worte zusammenhing: „Die Nemesis hat sich an Ihnen furchtbar gerächt.“

Wie sehr er diese Nemesis empfand und erkannte, daß jede vernachlässigte Pflicht eine ganze, unabsehbare Reihe von Vergeltungen nach sich ziehen kann, brauchen wir nicht des

Weitern zu schildern. Erwähnen jedoch müssen wir, daß dieser brave Staatsdiener es war, der zuletzt doch noch den Jäckle einfing, eine merkwürdige Unternehmung, die wir unsern Lesern vielleicht ein andermal mittheilen werden.

Im Holzenbauer aber sieht es seither noch wüster als früher aus. Zehn Kronenthaler — ein Sack Grundbirnen — Nehme Sie's — der blutige Kopf und dafür noch fünf Gulden Schmerzensgeld obenein! Das ist ein solches Chaos sittlicher Combinationen in ihm geworden, daß er sich seinem Pfarrer anvertrauen und von diesem hören mußte, wie man aus allen Fährlichkeiten äußerlich mit heiler Haut durchkommen und innerlich doch nicht zu Recht bestehen kann. Vielleicht sagte ihm derselbe gute Seelsorger, daß von allen Heiligen die Sancta Nemesis schon die allermunderlichste ist, auch wenn wir nur dazu gedient haben, „für Andere Schicksal“ zu werden. Der Eine begeht die Schuld, ihn trifft auch die Strafe, der Andere aber, der für Schuld und Strafe der eigentliche Anlaß wurde, geht nur deshalb leer aus, um desto längere Zeit zur tiefern Reue zu behalten.

E n d e.

30794

LG

Author Gutzkow, Karl

G9855

Title Gesammelte Werke. Vol. 4:-- Kleine Romane u. Erzählung
an vol 3

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

